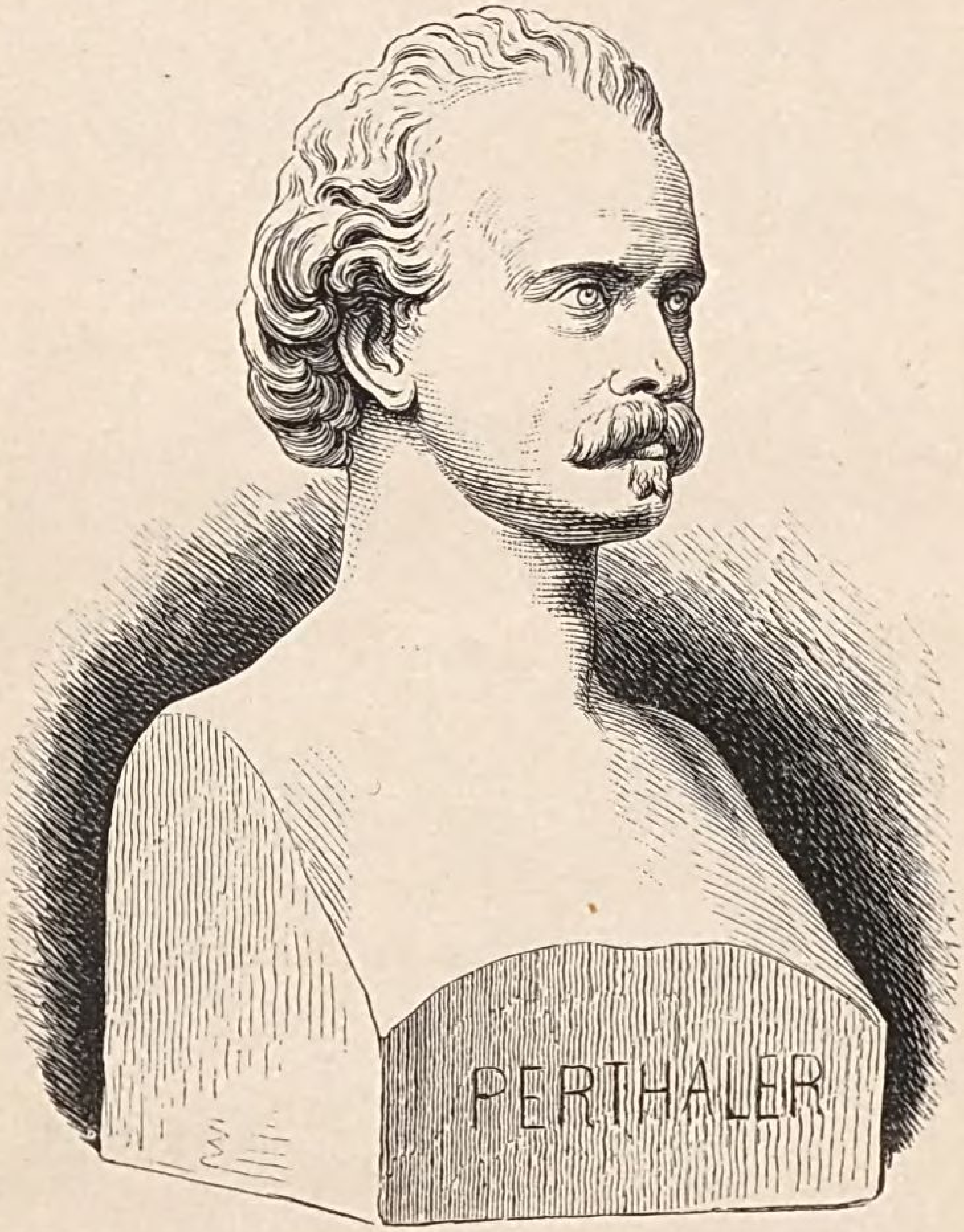

PERTHALER

C

Hans von Perthaler's

auserlesene Schriften.

Ausgewählt, herausgegeben und mit einem Lebensbilde
des Verewigten versehen

von

Dr. Ambros Mayr.

Erster Band.

Biographie. Lyrische Dichtungen. Schöngeistige Prosa. Aus dem Briefwechsel.

Mit dem Bildnisse v. Perthaler's.

Wien, 1883.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Vorrede.

Aus einer ungemein großen Menge nachgelassenen Materials wird in diesen Blättern der Oeffentlichkeit eine Auswahl von dem geboten, was vorzugsweise geeignet schien, einen so ursprünglichen, vielseitigen und unermüdlichen Geist, wie es Hans von Perthaler war, in seiner Eigenart und in seiner Höhe erkennen zu lassen.

Nach einer ausführlichen Darstellung seines Lebensganges beleuchtet der erste Band Perthaler's gemüthliche und persönliche Seite; in den Schriften des zweiten tritt uns der tiefblickende, energische Denker entgegen.

Nur aus der Kenntnis und Vereinigung aller Theile dieser Auswahl wird ein fertiges Gesammtbild einer hervorragenden Persönlichkeit zu gewinnen sein.

Alle wesentlichen Züge, aus denen sie sich zusammensetzt, bestimmt und unverwischt anschaulich zu machen, das hielt ich sofort für meine Aufgabe, als der ehrenvolle Ruf, dieses Werk herauszugeben und einzubegleiten, an mich erging.

Die ungeschmälerte Wahrhaftigkeit war mir eben so ernste Pflicht gegenüber der Lesewelt, wie gegenüber dem Manne, zu dessen Ehre und Gedächtnis diese Bücher erscheinen; denn was ein Denkmal verehrender Pietät für

den Heimgegangenen werden sollte, konnte nur dann ein schönes und würdiges werden, wenn es ein heller Spiegel seiner Wesenheit wurde, wenn sein Geist es durchdrang und belebte.

Nicht ohne das gewissenhafte Studium aller geistigen Schöpfungen Dr. Perthaler's durfte sein Herausgeber hoffen, daß es ihm ermöglicht werde, das Lebensbild so zu schaffen und die Sichtung des reichen Stoffes so zu vollziehen, daß, nicht

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Der ganze Mann sich offenbare.

Gelang es, die Aufmerksamkeit einer Generation, welcher das Vorbild eines bedeutenden Menschen, eines edlen Geistes, eines heldenmüthigen Kämpfers allmälig aus dem Andenken zu schwinden drohte, wieder auf Hans von Perthaler hinzulenken, so ist gethan, was des Herausgebers hingebende Verehrung der Größe dieser gehaltvollen Mannesnatur und das aufopfernde Entgegenkommen des Herrn Verlegers gewünscht und erstrebt.

Bozen, 12. Mai 1883.

Dr. Ambros Mayr.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Abschnitt.

II. Abschnitt.

Lyrische Dichtungen.

III. Abschnitt.

Schöngeistige Prosa.

IV. Abschnitt.

Aus dem Briefwechsel.

I. Abschnitt.

Hans Perthaler.

Ein Lebensbild.

„Reißt ihn ein Geschick aus den Reihen der Sterblichen, so wird dem Edlen eine Sehnsucht folgen und ein Streben der Nachahmung.“

Fern vom Gewühle der großen Welt erblickte Johann Alois Theonest Perthaler am 31. October 1816 im Dörfchen Olang, Bezirk Welsberg im Pusterthale, das Licht der Welt.

Er stammt aus einer alten tirolischen Familie. Neben derselben findet sich eine freiherrliche Linie gleichen Namens; ein Herr von Vivenot, Doctor der Medicin, heiratete im Sommer 1841 eine Baronesse von Perthaler, deren Güter im böhmischen oder schlesischen Riesengebirge lagen. Doch findet sich in keinem der gegenwärtigen Adelsschematismen mehr der Name vor. — Jenes Perthaler Mutter, mit dem diese Blätter sich beschäftigen, geboren zu Landeck im Jahre 1791, trug den Namen Elisabeth von Stöckl zu Gerburg; sein Vater war Doctor der Medicin und k. k. Districtsarzt. Bei der Geburt Johanns stand Dr. Josef Perthaler im 39. Lebensjahre. Er war damals und späterhin bis zu seinem erst im Jahre 1869 im hohen Greisenalter erfolgten Tode ein von Allen, die ihn kannten, hochgeachteter Mann. Dr. Perthaler gebot über ein reiches, gediegenes Wissen, nicht blos in den Zweigen seines ärztlichen Berufes, sondern namentlich

auch in den alten und neueren Sprachen, in der Philosophie und den Naturwissenschaften. Er hatte einen regen Sinn für alles Schöne und eine tüchtige Begabung für Musik. In der Kunst des Gesanges, des Clavier- und Guitarrespieles war der Vater ebenso Johanns erster Lehrmeister wie in der lateinischen und italienischen Sprache. Seinen politischen Anschauungen nach war Dr. Josef Perthaler seiner Zeit und seiner Umgebung um ein Jahrhundert voraus. Der Gegenstand seiner wärmsten Begeisterung war insbesondere Kaiser Josef der Zweite. Ihm eiferte er nach in der Freisinnigkeit seiner Ansichten, im Edelmuthe seines Herzens und in der mannhaften Festigkeit seines Charakters. Den Armen gegenüber war Perthaler der uneigennützigste Freund, Tröster und Helfer, seiner Familie der gütigste, beste Gatte und Vater. Ueber dem glücklichen häuslichen Vereine waltete er mit Liebe und Ernst: „Thue recht und scheue Niemand" war der Wahlspruch seines Lebens.

Von Olang war Dr. Perthaler bereits im Jahre 1819 auf dem Wege der Uebersetzung in gleicher Eigenschaft nach Mariazell und bald nach dem furchtbaren Brande, der am 1. November 1827 Mariazell verheerte und auch der Familie Perthaler das trauliche Heim mit dem Hab und Gut, das es barg, vernichtete, nach Murau gekommen.

Der kleine Johann wuchs in der Stille ländlicher Natur heran. Für sie bewahrte sein empfängliches Gemüth zeitlebens innige Vorliebe. An vielen Stellen seiner Schriften, vorzugsweise in den Briefen, welche er in späteren Jahren nach Hause schrieb, spricht sich die grenzenlose Liebe für sein herrliches Heimatsland und der offene Sinn für die Wunder der Alpenwelt überhaupt aus. So verrauschten ihm die Knabenjahre bis zu jener Grenze, da es mit der Vorbereitung für den Lebensberuf Ernst wird. Man wählte für den kleinen Hans, der den letzten

Jahrgang der deutschen Schule in Graz vollendet hatte, das Gymnasium in Judenburg, theils weil die Stadt nicht allzuweit von Murau, wo Dr. Perthaler dazumal seinem Berufe oblag, entfernt war, theils weil die dortigen localen Verhältnisse in mancher Hinsicht günstiger schienen als die einer größeren Stadt. Zudem hatten die Professoren, welche um das Jahr 1830 am Judenburger Gymnasium wirkten, den gesunkenen Ruf der Lehranstalt wieder einigermaßen zu heben verstanden.

Hans Perthaler war im Jahre 1828 nach Judenburg gegangen. Murau hatte er gern verlassen, denn dort war einem seiner Briefe nach nicht das freundlichste Leben. Er beglückwünscht nämlich im Frühjahre 1834 von Salzburg aus seinen Vater zu dessen bevorstehender Uebersiedlung nach Matrei im tirolischen Wippthal mit fröhlichstem Humor: „Ich habe also," schreibt er, „bei meiner Abreise von Murau dieses herzige, das ist unreinliche, gutmüthige, das ist klatschsüchtige, angenehme, das ist unfreundliche, von lieblichen Menschen bewohnte, das ist kropfige Städtlein zum letzten Male gesehen."

In Judenburg führte er sich gleich vom Anfange an auf's Glücklichste ein. Da des Vaters freie Zeit von Geschäften aller Art, die sein Beruf ihm auferlegte und sein Berufseifer vermehrte, gänzlich in Anspruch genommen war, so rückte Hänschen mutterseelenallein in der Musenstadt an. Der zwölfjährige Knabe lehnte jede Begleitung dankend ab und fühlte sich wohlbefähigt, alles Nöthige selbst zu besorgen. Es machte auf die Professoren, denen er sich kurzweg vorstellte, den besten Eindruck, als sie sahen, wie entschlossen und sicher der Kleine auftrat, der doch zum ersten Male die bescheidenen und enggezogenen Grenzen seines ländlichen Heims verlassen hatte.

Schon zu Beginn der Gymnasialstudien fiel die ungewöhnliche Begabung des jungen Perthaler auf. Er war vom ersten

bis zum letzten Semester consequent der erste Schüler seiner Classe und der bevorzugte Liebling seines Ordinarius Theodor Gaßner, später Gymnasialdirector in Innsbruck, eines einsichtsvollen, hochverdienten Schulmannes. Wiederholt spricht Johann in Briefen an seine Eltern, die sich von Jahr zu Jahr stilistisch vervollkommnen und zuweilen wohl auch im italienischen Idiom geschrieben sind, seine Freude aus, mit der er sämmtlichen Unterrichtsgegenständen sich hingab. In körperlichen Uebungen war unser junger Freund nicht minder gewandt. Er hatte im Guitarrespiel, das auch später seine musikalische Force bildete, bereits als Knabe ganz ansehnliche Fortschritte gemacht. Das Tanzen war ihm weniger zur Leidenschaft geworden; in der edlen Kunst des Schlittschuhlaufens jedoch rühmt er sich 1833 als Schüler der ersten Humanitätsclasse zu Judenburg, alle Partner übertroffen zu haben, seinen Professor Theodor Gaßner ausgenommen.

Ueber den Kreis der Gymnasial-Lehrgegenstände hinaus arbeitete der Knabe mit besonderem Eifer auf dem Gebiete fremder Sprachen und auf dem der Geschichte. Schon im zweiten Curse erhielt er die vom Johanneum der Landeshauptstadt ausgeschriebene Preismedaille für eine statistische Darstellung der Geschichte Steiermarks. Neben diesen ernsten und heiteren Beschäftigungen der Gymnasialjahre bildeten aber auch höhere Bestrebungen den Zielpunkt seiner eminenten Begabung. In ihm hatte eine freundliche Muse bereits früh die im jungen Herzen schlummernden Träume der Poesie wachgerufen. Der unsterbliche Schiller war vor Allen sein Abgott. „Sie glauben,“ schreibt er am 28. April 1834 an seine Eltern von Salzburg aus, wo er im Vorjahre in die sechste Gymnasialclasse eingetreten war, „Sie glauben, mich wird die Pränumeration auf Schiller reuen? Das ist nie möglich. Schiller ist mein Studium und

muß es sein, wenn ich je einmal etwas auf dem Gebiete der Dichtkunst leisten soll. Und wenn ich ihn zwanzigmal lese, so wird er mir das einundzwanzigste Mal besser gefallen als die vorigen Male. — Seine herrliche Sprache, seine feurige Phantasie, seine durchdringende Psychologie sind die Schule eines Neulings in den Wettschranken der Dichtkunst." — Dieselbe Begeisterung für den Dichterfürsten der Jugend, wie sie ihn beseelte, wußte er auch Anderen in anregendem Gespräche einzupflanzen. Ja, er selbst trat bereits als Gymnasiast vor das Forum der Oeffentlichkeit. Gedichte liegen schon vom vierzehnjährigen Knaben vor; die Bahn in die literarische Welt aber brach er sich 1834 mit einem Gedichte, das am 14. März des erwähnten Jahres in der „Salzburger Zeitung" abgedruckt und von Kunstverständigen als eine vorzügliche Leistung eines aufstrebenden poetischen Geistes bezeichnet wurde. — Wie verständig, klar und bestimmt der junge Quartaner bereits seine selbständigen Gedanken zum Ausdrucke zu bringen wußte, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe vom 14. Juni 1833: „Viel kommt auf eine Wohnung an; unser Inneres stimmt sich nach dem, was uns umgibt. Wenn uns düstere Mauern umschließen, kann unser Gemüth unmöglich heiter gestimmt sein. Ein fröhliches Zimmer, in das die liebe Sonne blickt, macht aufgelegt zu thätigem Wirken. Auf diesen Grundsatz: Nach dem Aeußeren richtet sich unser Inneres, ließe sich noch manche andere Wahrheit gründen." — Bei Anschaffung eines schönen Kalenders spricht der Knabe den geistvollen Gedanken aus: „Es ist doch nothwendig, daß man das Kostbarste auf der Welt, die Zeit, mit einem schönen Maßstab messe." — Ein anderes Mal schreibt er: „So lang der Kopf auf dem Hals sitzt, muß der Mann studiren, um zu wissen, um zu nützen, um sich zu erheben zum edlen schönen Geistesleben. Der materielle Körper ist nichts,

wenn man den ebenbildlichen Gottesfunken in ihm verkommen läßt; nur wenn dieser zur Reife gebracht wird, dann wird durch ihn und mit ihm der Körper auch erhoben, veredelt und einst verklärt. Und um das Reifen des Geistes zu befördern, ist jedes Studium gleich geeignet, aber gründlich tief muß man's und mit feurigem Eifer betreiben, dann führt jedes zum Urgrund alles Seins und reinigt das weltliche Herz."

In Judenburg also, an der ersten Bildungsstätte des Knaben, sind die ersten Keime zu suchen, aus denen einst vollendet schöne Früchte reifen sollten. Im letzten Semester seiner Gymnasialstudien daselbst hielt der junge Studirende gelegentlich einer Schulfestlichkeit vor zahlreicher, illustrer Versammlung eine schöne lateinische Rede über die Bedeutung und den Nutzen der Beredsamkeit, welche sowohl dem Inhalt als der Form nach ein erfreuliches Zeugniß gibt von der wissenschaftlichen Tüchtigkeit ihres Verfassers. In nicht minder hohem Grade erregte er bald darauf in Salzburg bei einem ähnlichen Anlasse und durch eine ähnliche Leistung das Staunen der Zuhörerschaft.

Bald war dem aufstrebenden Geiste des Studenten das steirische Städtchen zu eng geworden. Im Jahre 1835 finden wir Perthaler in Innsbruck, wo er sich mit lebendigem Eifer dem Studium der Philosophie hingab. Alois Flir, Professor der klassischen Philologie und Aesthetik, war jetzt und blieb späterhin derjenige unter seinen Lehrern, welcher am meisten Einfluß auf den jungen Mann gewann, obgleich die Verschiedenheit der beiden Naturen einem innigeren Freundschaftsverhältnisse nicht günstig war. — Die Erlernung neuerer Sprachen, namentlich der italienischen, französischen und englischen, ließ der strebsame Jüngling auch jetzt sich angelegen sein. Mit dem nächsten Jahre trat Hans Perthaler in die juridische Facultät der Innsbrucker Hochschule über, und vom Herbste 1838 an setzte er die Rechts- und

politischen Studien an der Universität zu Wien fort, wo er sie, wie das Abgangszeugniß vom 1. September 1840 beweist, mit durchwegs vorzüglichem Erfolge beendigte.

Diese Zeit des akademischen Lebens ist ungemein reich an geistigen Blüthen und Trieben. Die Uebersiedlung des jungen Mannes von Innsbruck nach Wien stellt einen entscheidenden Wendepunkt in Perthaler's Leben dar. Von der Reichshauptstadt aus beginnen seine Briefe häufiger und, was mehr ist, erst recht gehaltvoll zu werden: schöne Zeugnisse eines hoffnungsreich heranreifenden Geistes. Diese Briefe bewegen sich nicht mehr wie die meisten früheren auf dem Boden des praktischen Bedürfnisses; sie werden vielmehr allmälig pragmatisch, philosophisch. Auch der Quell der Dichtkunst fängt jetzt an, reichlich und rein zu strömen. Eine große Anzahl der lyrischen Poesien stammt aus dieser Zeit; Entwürfe drängen sich auf Entwürfe; es ist die ungeduldig unternehmende, hastig vorwärts drängende Zeit der Gährung und Klärung.

Aeußerlich trägt das Leben des Studirenden das Gepräge der größten Einfachheit und Frugalität. Perthaler war von Hause aus an Mäßigkeit und bescheidene Verhältnisse gewöhnt. Er freut sich, nach seiner Ankunft in Wien ein Kosthaus gefunden zu haben, wo er um den Preis von vier Gulden sechsunddreißig Kreuzer Conventionsmünze monatlich zu seiner vollsten Zufriedenheit ein Mittagsmahl erhält. Er versagt sich streng jede unnütze Ausgabe und legt über seine kleinen Auslagen in musterhafter Weise Rechnung. Die Auslage für ein regelmäßiges Abendbrod versagt er sich, um für gewünschte Bücher ein hinreichendes Sümmchen zurückzulegen; für seine Correspondenz wählt er das zarteste Papier, um ausgiebig schreiben zu können, ohne daß das Gewicht der Briefe erhöhtes Porto nothwendig macht. Bald steht er ganz auf eigenen Füßen, indem ihm seine Unterrichtsstunden

die Mittel liefern, um nach seinen spartanischen Grundsätzen leben zu können.

Im ersten Wiener Studienjahr schreibt er: „Ich wundere mich, wenn ich meine Oekonomie vergleiche mit der der meisten Anderen oder vielmehr aller Anderen, daß ich mit so bedeutend Wenigerem dasselbe bestreite; denn, wenn ich gleich spare, so halte ich doch dafür, daß es unvernünftig wäre, vor lauter Sparsamkeit sich das Nothwendige oder auch nur das Zuträgliche zu versagen. Was somit meine Lebensweise betrifft, so gehört sie zu der jener Leute, die sich's eben nicht gebrechen lassen, aber Alles abweisen, was weder nothwendig noch zuträglich ist. Auf diese Weise lebte und lebe ich immer froh und vergnügt, weil der Aufwand von Mühe und Anstrengung nicht in traurigem und gemüthdrückendem Mißverhältniß zu nöthiger körperlicher und geistiger Erholung steht. Ueberhaupt glaube ich, daß jeder Mensch ein vorzügliches Augenmerk darauf richten soll, dieses Gleichgewicht herzustellen, das auf sein Leben von tiefgreifender Wirkung ist. Die Nothwendigkeit eines gewaltsamen Ringens nach Selbstständigkeit in Beziehung auf äußere Lebensbedürfnisse ist im Stande, einem Gemüthe die ruhige Harmonie zu rauben, in der es sonst glücklich gewesen wäre."

Perthalers Leben in Wien war aber keineswegs nur der pedantischen Absolvirung des Studienpensums gewidmet. Häufige fröhliche Zusammenkünfte mit gleichstrebenden Landsleuten zu geselligen und literarischen Zwecken und oftmalige Ausflüge in die schöne Umgebung der Residenzstadt gewährten willkommene Abwechslung. Auch die Promenaden in der Stadt und den Vorstädten, auf dem Glacis, auf den Basteien und belebten Plätzen boten manches Vergnügen. Er hielt dafür, daß die Kurzweil eines scheinbar müßigen Spazierganges nie ganz leer sei. Wörtlich sagt er einmal: „Ich werfe mich gern in die Einsamkeit des

fremden Stadtgewühls. Es regt mich wunderbar an, und da habe ich immer meine tausend Gedanken. Man muß mehrere Hunderttausende auf einen Punkt vereint sehen, wenn man sich eine Vorstellung von dem Treiben der Völker machen will. Dann aber ist mir inmitten dieses hin- und herwogenden Stromes nichts lieber als die Erinnerung an die stille Heimat in den großartigen Bergen, die ich in meiner Seele wie einen süßverborgenen Schatz herumtrage, von dem der Sinn für Natur fortan zehrt. Denn hier ist sie den Augen entrückt, weit außer den Stadtmauern, so daß es vom hohen Münster in der Ferne in's Unbestimmte zusammenfließt."

Die jungen Tiroler hielten in Wien wacker zusammen, und es waren sehr befähigte Köpfe unter ihnen. Mit Begeisterung spricht Perthaler in Briefen und Tagebüchern von der edlen Schaar jugendlicher Gesinnungsgenossen. Diese jungen Herren haßten alles Duckmäuserthum und vergaßen über den Ernst der betriebenen Studien nicht das lebendige Wissen, welches persönliche Anregung, hauptstädtisches Leben und der Gang der großen Gegenwart zu vermitteln pflegen. Ein Jahr in diesem geistreichen Bunde, meinte Perthaler, wiege zwanzig träg und thatlos hingeträumte Philisterjahre auf. — „Ich war in der Abendgesellschaft liebenswürdiger, treuherziger Landleute in Dornbach," erzählt Perthaler einmal. „Das Trauliche, Offene, Warme dieser klaren Seelen, es dringt bis in's Tiefste. So leben sie hin, die heitere Gegenwart mit ruhigem Handeln im gleichen Geleise belebend und zierend mit den Erinnerungen früheren Lebens, und freuen sich in jedem Augenblicke immer mehr; denn Jeder ist um eine längere Vergangenheit reicher, und inhaltsvoller geworden ist die immer reifere Frucht, welche die Wurzel in sich aufgenommen hat und im Kern den Keim eines neuen Lebens trägt."

Den Geistesproducten, welche die Vergangenheit gezeitigt hatte und die Gegenwart hervorbrachte, wandte man die sorgsamste Aufmerksamkeit zu. Neben der Wissenschaft fanden die schönen Künste thatkräftige Verehrung und liebevolle Pflege. Das Belvedere war nicht minder eine Vorschule des geistigen Lebens als die Hörsäle der Universität.

Im Frühjahre 1839 lag das Manuscript der Perthaler'schen Tragödie „Aristodem" bereits fertig vor; das folgende Jahr brachte die tiefgedachte Novelle „Meeresleuchten".

Auf eine Bemerkung von Seite seines Vaters, der vor Allem auf die gewissenhafte Betreibung der Berufsstudien hindrängte, erwidert der junge Perthaler: „Daß ich die Poesie bleiben lassen soll und blos ein guter Jurist werden, damit ich unter großer Anstrengung nicht etwa an der Gesundheit Schiffbruch leide, das ist etwas, wogegen sich mein Innerstes auflehnt. Poesie und überhaupt Kunst ist nicht etwas, das man nach Belieben thun kann oder fahren lassen, wie man einen Rock an- und auszieht. Das ist ein Müssen — und setzte Einer sein Leben daran, so setzt er es an's Heil seiner Seele. Jedoch so ist es bei mir hoffentlich nicht, daß ich mein Leben daran setzen müßte: ich kann der Poesie leben und den Schmarrn des juridischen Gesalbaders aufessen, ohne daran eben gleich ersticken zu müssen, obwohl das Zeug wirklich gemacht ist, Einem allen Appetit zu dem sogenannten praktischen Leben zu nehmen." — Inmitten der trockenen Rechtsstudien fährt er einmal entrüstet auf: „Wer wird sich denn in die staubigen Pandekten und den altersgrauen Codex verlieren, gleich als ob man die heilige Wissenschaft dessen, was Recht ist, nur aus diesem beschmutzten Born schöpfen könnte! Nur als Vehikel der Geschichte Roms mag es einen Werth haben, wozu aber nicht nothwendig ist, daß man jedes einzelne Sätzlein wohl in das Gedächtniß gedruckt habe. Es paßt

durchaus nicht in den Plan meiner Studien; ich wähle mir einen Kreis lebendigen Wissens, das Verstand und Vernunft und Phantasie beschäftigt. Da ist zum Beispiel das philosophische Recht und die Philosophie überhaupt; weiter Poesie und besonders Goethe's Genius und einmal, nachdem ich englisch gelernt, der Genius Shakespeare's und Sprachen: das reiche italienische Idiom nebst dem zärtlichen französischen."

Die Jahre der akademischen Studien hielt Perthaler für die wichtigsten des Lebens; es galt ihm darum, seiner ganzen Zukunft eine feste, unverrückbare Richtung zu geben. Die Charakterbildung war der Gegenstand seiner lebhaften Aufmerksamkeit, und er freute sich der moralischen Festigung so sehr wie der geistigen Vertiefung. „Ich habe heuer," schreibt er im letztangeführten Jahre, „ungeheuer gewonnen an ruhiger Selbstbeherrschung und Leidenschaftslosigkeit, so zwar, daß nicht leicht etwas, ungeachtet des angebornen hitzigen Temperaments, mich aus dem Gleichgewichte der Besonnenheit zu bringen vermag. Ich sehe dies und freue mich dessen um so mehr, je ärgerlicher mir selbst früher in ruhigen Momenten meine eigene Unbezwinglichkeit war. Diese Umänderung aber verdanke ich dreien Dingen: den günstigsten äußeren Verhältnissen, die mir gestatten, mich von all' dem zu entfernen, was Veranlassung der Beunruhigung geben könnte; das zweite ist meine eigene Betrachtung meiner selbst und das dritte das Beispiel gelassener Freunde."

Mitten im lebendigen Treiben der Großstadt vergißt aber Perthaler nie seines lieben, stillen Berglandes. „Der Tiroler," meint Perthaler, „ist doch immer etwas ganz Anderes als andere Gebirgsländler; er ist witziger als der Steirer und höflicher und geläufiger als der schwerfällige Schweizer." Zuweilen macht ihn das schöne Zusammensein mit Gleichgesinnten vollends glücklich. In ihrem Kreise gehen ihm große Gedanken auf: „Heute,"

ruft er einmal aus, „fühle ich wieder recht die Frische des hoffnungsreichen Jünglingsalters. Ich komme aus einem begeisterten Kreise junger Freunde. Wie herrlich sind doch die Momente, in denen der Schwung allgemeiner Erhebung die nichtig niedrigen Erdensorgen verjagt und sich eine ideale Welt aufbaut, nur um in der Wirklichkeit nicht zu verkrusten! Wo solche Lebendigkeit und überströmende Kraft waltet, da ist noch ein rechtes Leben; mehr als je ward mir die Größe unserer nationalen Zukunft klar. Wenn ich nur für mich zu leben hätte, wenn sich's nur immer um einen und den andern Tag handelte, so möchte ich gar nicht leben. Ich finde keinen Halt in dem engen Dasein der Individuen. Was mich stärkt, schwebt mir traumartig vor: unseres Volkes großartige Sendung. Darin will ich festen Fuß fassen."

Wenn die jungen, blühenden Genossen seines Strebens um ihn sind, so gedenken sie in Wort und Lied der treugeliebten Heimat, auf die sie stolz sind und zu deren Ehre sie einst wirken wollen. Daher das elegische Heimweh, die zärtliche Sehnsucht nach dem engen, aber glücklichen Kreis der trauten Angehörigen. Auch bei Perthaler bricht zuweilen, reich an Phantasien, Hoffnungen und Plänen, das süße Gefühl der Feriensehnsucht hervor. Muthige Reiselust macht ihm die Mauern der Großstadt zu eng. „Ein Mensch, der nicht reist," sagt Perthaler, „entbehrt sein ganzes Leben lang der lebendigen Wahrheit der Bildung. Die Menschen sind wie das Wasser: je rascher, je freier die Bewegung, desto gesünder und kräftiger. Stehende Wässer werden träg und lahm und sumpfig."

Das Jahr 1839 ist das erste, aus welchem Tagebücher und Reiseskizzen vorliegen. Dieselben sind mit ganz außerordentlichem Fleiße geschrieben. Jeder Anlaß des inneren und jeder brauchbare des äußeren Lebens wird für Perthaler die Quelle

anregender Betrachtung. Es gibt Tage, an denen sich zwanzig und dreißig sorgfältig geschriebene Blätter füllten, die fast nie Aenderungen oder Verbesserungen aufweisen.

War das Leben des Studenten während des Schuljahres nichtsdestoweniger vorwiegend der Reception, dem planmäßigen Studium der verschiedenartigsten Wissenszweige geweiht, so schwillt an freien Tagen und zumal während der Sommervacanz die selbstständige Productivität mächtig an. Beweise dafür das „Buch des Lebens“ aus den Jahren 1839 und 1840, die „Fliegenden Blätter“ und das „Wanderbüchlein“ aus dem letzteren Jahre. Bevor er Ende Juli 1839 seine Ferialreise über Passau und München in's Lechthal und nach Matrei antritt, schwärmt der wackere Jüngling von den bevorstehenden Freuden der freien Wanderwochen. Viele Tage vor der Abfahrt steht schon der Koffer gepackt und ist das Ränzlein geschnürt. Dann schreibt er voll köstlichen Vorgenusses nach Hause: „Ich verspreche mir sehr viel von diesen Ferien und sehne mich ungemein darnach. Erst das Herumtreiben auf der kleinen Reise und dann die Behaglichkeit zu Hause auf dem rothquadrillirten Sopha am runden Tisch im blauen Zimmer, das ungemein freundlich und angenehm zu bewohnen ist: Dinge, die mich in den letzten Ferien tagelang festhielten, die ich aber heuer gegen bewegungsvolle Ruhe vertauschen werde. — Die Matreier lass' ich indessen grüßen; sie sollen brav in die Kirche gehen und mich in's tägliche Gebet einschließen; ich werde inzwischen die Welt des lieben Herrgott und seine gar verschieden gestalteten und noch verschiedener gesinnten Menschen betrachten. Ich freue mich unendlich auf den Moment, da ich das Landl wieder betrete.“ — Und so ging es denn wohlgemuth dem ersehnten Ziele entgegen: auf dem Dampfschiff nach Ips, dann zu Lande nach Seitenstetten, Steyr, Kremsmünster und Wels, dann auf der Eisenbahn nach Gmunden und durch das

berühmte Salzkammergut nach Salzburg; dann nach Braunau, Schärding, Passau zum Besuche eines Onkels; endlich nach München, Füßen, Reute, Elmen und Imst. Von Passau aus berichtet er am 11. August: „Die Götter sind mir günstig und senden herrliches Wetter. Ich marschire einher mit meinem kleinen Tornisterchen auf dem Rücken und den Regenschirm gegen allfälligen Zorn des Himmels in der Hand tragend. Und so geht es wohlgemuth von Ort zu Ort. Ein oder ein anderes Gedicht, wie es mir gerade in den Sinn kommt, wird gleich mit Bleistift niedergeschrieben, den ich immer bei der Hand habe. Und kommt der Abend, so hat man den Markt oder das Städtlein erreicht, so ganz frisch und aufgeräumt, und rastet mit ungemeinem Vergnügen aus. Das Angenehme des Reisens habe ich ehevor nie gekannt. Sonst reiste ich in ungemessener Eile; allein reisen muß man mit Gemach und Eile, das heißt sich nicht unnöthig verhalten, aber auch nicht allenthalben davonspringen. — Ich werde in Matrei anlangen, gespannt wie ein Luftballon von Familienerlebnissen und Neuigkeiten und Reiseabenteuern. Des Erzählens von Allem, was ich gesehen und gehört, wird wahrscheinlich alle übrige Zeit der Ferien kein Ende sein.“

Ist aber die goldene Zeit vorüber, so wird die ernste Thätigkeit wieder aufgenommen. Seine Studien zu Ende der Dreißiger- und zu Anfang der Vierzigerjahre sind insbesondere philosophischen und literarischen Charakters. Goethe bildete hier, Hegel dort den Mittelpunkt, und von ihnen aus gehen unzählige Radien. Alles Wissen, dessen Perthaler mit ausdauerndem Fleiße sich zu bemächtigen suchte, lehnte sich an den einen oder den andern dieser großen Kreise an. Doch wurden auch die Schöpfungen der deutschen Literatur des Mittelalters eifrigst gepflegt, vor Allem die tiefphilosophische Parcivaldichtung. Allmälig kam hiezu ein drittes Moment: die vor Augen liegende Gegenwart

selbst mit all' ihren Erscheinungen politischer und socialer, wissenschaftlicher und künstlerischer Natur.

Es ist gar nicht möglich, erschöpfend nachzuweisen, welch' eine erstaunliche Menge von Studien Perthaler nach einander vornahm; mit Ausnahme der medicinischen und sogenannten realistischen Wissenschaften ließ sein Geist kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens unberührt. „Mein Haus," meint er einmal, „ist jetzt ein Versammlungsort, wo sich die Philosophen streiten. Wollen wir sie einmal aufzählen: Rosenkranz, Hinrichs, Göschel, Vatke, Snellmann, Michelet, Frauenstädt, Hanne, Schelling, Hegel, der Anonyme, Bauer, Feuerbach, Plank, Ruge, Weiße, Fichte." — In den Studien des Rechts erblickt Perthaler nicht blos die Schablone der juristischen Disciplinen, wie sie die Kathedergelehrten mit minutiöser Detaillirung vorzuführen pflegen, er sucht vielmehr einen historischen Gang darin und ein historisches Ergebniß. Perthaler war der Erste, welcher in die bis dahin beliebte hermeneutische Behandlung des Rechtes Bresche legte und anstatt der Paragraphen-Auslegungen und Entscheidungen „verwickelter Fälle" die ideelle Auffassung der Rechtswissenschaft treten ließ; er war der Erste, der, von einem höhern Standpunkt aus auf das Princip und die letzten Gründe der Sache eindringend, an Stelle exclusiver Verstandesthätigkeit die philosophische Forschung zur Geltung brachte. Die Besucher des Wiener juridisch-politischen Lesevereines aus den Jahren 1843 bis 1846 erinnern sich noch lebhaft des Eindruckes, den diese ersten Versuche der Belebung der Wissenschaft in dem oben bezeichneten Sinne durch Perthaler und einige ihm nacheifernde junge Männer in der juridischen Welt hervorbrachten, und welch' reges geistiges Leben sich unversehens in einem allerdings noch beschränkten Kreise zu entwickeln begann. — Alles, was auf irgendwelchem wissenschaftlichen Gebiete errungen wurde, sieht

Perthaler als die Frucht eines geschichtlichen Processes an; die Wahrheit selbst ist nicht ein ewig gleich in sich Beharrendes, sondern das Spiegelbild der erreichten historischen Vollkommenheit. „Der Gang meiner Studien," sagt er einmal, „hat mich auf einen Punkt geführt, auf dem ich mich wenigstens eines positiven Resultates erfreuen kann, von dem aus sich Ordnung und Gottes Walten in der großen Bewegung der Menschenwelt erkennen läßt, von dem aus die Hoffnung großartiger Entwicklung durch die Wolken, welche den Himmel der Zukunft verhüllen, hindurchleuchtet." Bei solchen Anschauungen leuchtet es ein, daß geschichtliche Studien allen anderen vorangingen, daß aber auch die meisten übrigen Felder des menschlichen Forschens und Ringens einer fleißigen Pflege sich erfreuen. Außer den obengenannten Philosophen finden wir in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Gegenständen eingehender Studien gemacht: Bauer und Zachariä, Naturrecht; Pölitz, Staatswissenschaft und Verfassung; Reiff, Anfang der Philosophie; Blanqui, Politische Oekonomie; Klüber, Oeffentliches Recht und Völkerrecht; Jenuell, Rechtsphilosophie; Baader, Societätsphilosophie; Pfitzer, Entwicklung des öffentlichen Rechts in Deutschland; Martensen, Ethik; Adam Müller, Elemente der Staatskunst in Vorlesungen; Wilhelm von Humboldt, Gesammelte Schriften; Spinoza, Tractatus politicus; Rousseau, Contrat social; Justus Möser, Patriotische Phantasien; Groß, Allgemeine rationelle Rechtswissenschaft; Zöpfl, Staats- und Bundesrecht; Burke, Französische Revolution; ferners die statistischen Schriften von Schubert, Springer, Kudler; die Werke von Carl Otfried Müller, Curtius, Mitfords; von Weiße, Zschokke und Vierthaler; von Funke und Carus; von Bornemann, Weis, Schlyter und Stahl; von Grimm, Wagner, Köppe, Maurenbrecher, Vollgraff, Wahl und Ullmann, Jean Paul, Börne; von Gans, Raumer, Thibaut, Bulwer, Richelieu; von

Scheidler, Walter und Philipps. Mit wärmster Begeisterung gab sich der ernste Jüngling besonders dem Studium der Schriften des großen Josef Görres hin. Im Jahre 1842 schreibt er auf ein Blatt:

Es grünet und blühet ein Buch mir im Haus
Und neue Gedanken zieh'n ein und zieh'n aus,
Es regt sich ein Leben kampflustig und frei;
Wie freut mich ein solches Gedankenturnei!
Es freut mich der Alte, es freut mich sein Wort,
Es ist ihm das Haar wohl, das Wort nicht verdorrt;
Das ist noch so kräftig, es tönet so stark,
Als brauste im Alter noch jugendlich Mark!

Und diese Bücher wurden nicht nur der Neugierde halber nach Hause gebracht; Perthaler hat von der Mehrzahl derselben Auszüge, theilweise sehr sorgsam und ausführlich gehalten, abgefaßt und zeigt sich mit dem Inhalt dieser und anderer einschlägiger Schriften durchgehends vollkommen vertraut. Er macht Excerpte und selbständige Bemerkungen zur nordischen Mythologie, sowie zum Koran; zu geschichtlichen Stoffen, zu philosophischen und juridischen Systemen; zu leichter schöngeistiger Literatur, wie zu den Schöpfungen der angestrengtesten Gedankenarbeit.

Hier erscheint uns der aufstrebende Geist des genialen Jünglings nicht mehr blos sympathisch, er erregt nicht mehr allein unsere Theilnahme: er beginnt uns bereits Ehrfurcht und Bewunderung abzugewinnen. In der That ist die Erscheinung eines so angelegten und bei all' dem einzig und allein auf sich angewiesenen Musensohnes um so hochachtungswerther, je seltener sie ist.

Schon traten nunmehr die Sorgen hinsichtlich der Wahl des künftigen Lebensberufes näher. Die langwierige Praktikantenlaufbahn in den dumpfen Stuben der Staatskanzleien war nicht

nach Perthaler's Geschmack. Um jedoch so bald wie möglich seinen Eltern die Last der schon so lange getragenen Kosten der opferwilligen Fürsorge für den Sohn abzunehmen, entschloß sich der junge Mann zur Advocatenpraxis und trat am 14. Juli 1842 in die Kanzlei des Dr. Ratsches ein, welche er vom 1. April 1843 an mit der des gewandten und gesuchten Hof- und Gerichts-, dann Hofkriegsraths-Advocaten Dr. August Budinczky vertauschte. Die Leiden und Mühsale des Informatorsamtes hatte Perthaler zur Genüge gekostet; als zu diesen auch noch Demüthigungen treten sollten, brach er damit völlig ab. Sein fester Entschluß war es — und die Zukunft zeigte, wie gewissenhaft er ihn ausführte — daß, so lange er lebe, seine Familie die Früchte seiner Dankbarkeit reichlich genießen sollten.

Hier ist es Zeit, Einiges nachzutragen und zugleich zu bemerken, wovon bisher nicht die Rede war. Dr. Perthaler's Familie umfaßte nämlich außer dem Sohne Johann noch einen älteren, Namens Josef, und zwei jüngere Söhne, mit Namen Franz und Michael; endlich zwei Schwestern Marie und Elisabeth. Die beiden ihrem Alter nach Johann zunächst stehenden Brüder studirten; Josef wurde praktischer Arzt, Franz wählte den geistlichen Stand. Der jüngste Bruder Michael, der unserem Johann um zehn Altersjahre nachstand, wurde nach zurückgelegten Gymnasialstudien Officier im heimischen Kaiserjägerregimente. So lang einzelne Mitglieder der Familie irgendwie in Rath und That der Unterstützung des nunmehr bei einer selbständigen Lebensstellung angelangten Sohnes und Bruders bedurften, ließ Hans Perthaler sie ihnen mit edelmüthiger Selbstlosigkeit zu Theil werden. Seine Briefe an die Geschwister sind ausnahmslos heiter, aufmunternd, belehrend und liebevoll.

In der Zeit freilich, in welcher wir in dieser Skizze bis nun stehen, war die materielle Lage des angehenden Concipienten

noch nicht glänzend, da zu seinem bescheidenen Gehalte erst allmälig ansehnlichere Schriftstellerhonorare kamen, aber nach 1842 und vorzüglich in den Tagen seiner höheren Staatsanstellung hielt Johann Perthaler in uneigennützigster Weise sein Wort. Und, wie wir weiter vorgreifend beifügen können: nicht allein dem Kreise seiner Angehörigen war Johann der großmüthigste Gönner. Bis an's Ende seiner Tage hat er zahllose Bitten erfüllt, thatkräftigst Hilfe gespendet, in aufopfernder Weise sich für jeden Würdigen verwendet, der sich an ihn wandte. Für sein Heimatsland Tirol wurde er vollends im Laufe der Zeit der gute Genius. Wo immer im Berglande Hilfsbedürftige waren, welche in Wien ihre Hoffnungen verwirklichen zu können glaubten, wandten sie sich an Perthaler, der sich aus der Anwaltschaft für seine Landsleute das edelste Vergnügen machte und deren Interessen allzeit warm vertrat — was er um so leichter konnte, da sein Einfluß jederzeit ein weit bedeutenderer war, als man, lediglich seine äußere Stellung in Anschlag gebracht, hätte erwarten sollen. — Es ist dies ein Zug im Charakter Perthaler's, der einer besonderen Hervorhebung bedarf; denn in demselben Manne, der sich großer Härte gegen sich befliß, der nichts inniger verachtete als weichliches Genußleben, der das Dasein des rechten Mannes als einen fortgesetzten Kampf mit widerstrebenden Verhältnissen ansah: in dem Herzen eben dieses Mannes entdecken wir eine überreiche Fülle von Menschenliebe, einen seltenen Drang, Allen gegenüber edel, hilfreich und gut zu sein.

Perthaler selbst war sich der trefflichen Eigenschaften seines Innern offenbar in geringem Maße bewußt; gesprochen oder geschrieben mindestens hat er nie davon. Dagegen bringt er eben nicht selten eine aufrichtige Selbstanklage vor. Man hatte ihn väterlicherseits einmal ermahnt, duldsam und nachgiebig zu sein. Er läßt sich den Vorwurf ruhig gefallen, doch erwidert er darauf

in einem Briefe vom 7. Juni 1841, wie folgt: „Ganz richtig, aber es ist hier eine eigenthümliche Bemerkung nicht zu übergehen. — Wir mögen uns wenden, wie wir wollen: einer gewissen dämonischen Gewalt unserer besonderen Natur können wir nicht entgehen. Dieses Dämonische ist ein höheres, über unserem gegenwärtigen Bewußtsein liegendes. So sehe ich nun immer mehr ein, daß ich zu einem stillen Lebensweg wohl nie kommen werde; ich kann mich nicht auf ein ruhiges, bürgerliches Geschäft, das man von Tag zu Tag immer gleichmäßig betreibt, beschränken, — darin käme ich um. Wenn ich wirken soll, so muß es der Menschheit gelten; in großen Lebenskreisen bin ich zu Haus und weiß ich Bescheid; da finde ich Antrieb und Begeisterung; für sie fühle ich Kraft und Ausdauer in mir. Was man in Provincialkanzleien abhandelt, kann nie meine Sache werden: da bin ich unfähig, da bin ich ungeduldig. — Und das weiß ich auch, daß man mit der Duldsamkeit noch nie etwas Rechtes zu Tage gefördert hat; ich kann nicht duldsam sein: auf meinem Wege ist energisches Durchgreifen nöthig. Der Kampf der Wissenschaft, der Kampf der Weltgeschichte, das Schicksal der Völker, ihre politische Bedeutung und vor Allem die Erhebung der deutschen Nation — das ist meine Sache, wofür ich mein Leben einsetze. Und ich fühle es vor: ich werde es erreichen, ich werde nicht vergebens gelebt haben. — Aber mit der Duldsamkeit käme ich nicht weit; das Schlechte und Nichtsnutzige kann ich nicht gelten lassen, als wär's etwas Gutes; noch weniger kann ich mich ihm unterwerfen — im Gegentheil: die Aufgabe ist — es zu vernichten. Daß man einen derben Strich in die Schlechtigkeit der Menschen macht, das ist die Hauptsache; alles Andere ist nur Nebensache."

Diese Jahre der inneren Klärung sind zugleich auch die Jahre des reichsten Schaffens. Ein umfänglicher Briefwechsel,

die ungemein sorgfältige Führung der Tagebücher und die begeisterungsvolle Beschäftigung mit Poesie nehmen alle Thatkraft des Jünglings in Anspruch. Im März 1839 liegt, wie bemerkt, das Drama „Aristodem“ in erster Fassung fertig vor. Doch ist Perthaler weit davon entfernt, mit seiner Leistung vollauf zufrieden oder gar nach Art junger Poeten davon entzückt zu sein. „Das Ganze,“ meint er, „ist ein wahres Potpourri capricieux, das aber seiner Sonderbarkeiten und Fehler ungeachtet in seinen Extravaganzen und übermüthigen Grenzverletzungen doch wieder das Gepräge von mehr als gewöhnlicher Bedeutung und Tiefe trägt; in mancher Beziehung ist es wohl gar originell. Die Fehler nehme ich schon ziemlich deutlich wahr und werde ihnen bald ganz auf der Spur sein; und dann geht's von vorn an, und zwar mit besserer Einsicht in die Oekonomie der dramatischen Kunst, mit guter Kenntniß des Dialogs, mit schärferem Blick in die Entwicklung consequenter Charaktere, mit klarem Bewußtsein dessen, was würdiger Gegenstand der Kunst sei.“ Es ist nicht ohne Interesse, mit dieser Ansicht des Autors über seinen dramatischen Entwurf das zu vergleichen, was ein sehr maßgebender Beurtheiler, Ernst Freiherr von Feuchtersleben, mit welchem Perthaler um diese Zeit in freundschaftliche Beziehungen getreten war, über das vollendete Drama im August 1840 äußert. Wir geben diese Kritik sofort bei einer nahen Gelegenheit.

Feuchtersleben spricht darin von einem zweiten Beurtheiler, dem er die wiederholt durchgesehene und im Ganzen belobte Arbeit übergeben wolle. Das Urtheil dieses Zweiten, welchem wir uns größtentheils selbst angeschlossen haben, stammt wohl — wofür zahlreiche Gründe sprechen — entweder von Franz Grillparzer oder von Friedrich Halm her.

Auch die lyrische Poesie fand besonders in den ersten fünf Jahren des Wiener Aufenthaltes ausgiebige Pflege. Bei Weitem

die größere Hälfte der gesammten lyrischen Dichtungen Perthaler's, deren Anzahl die in unsere Auswahl aufgenommene etwa um das Dreifache übersteigt, stammt aus dieser frohbewegten Studienzeit. In der Form zunächst an Goethe sich anlehnend, hat Hans Perthaler auch das mit Goethe gemein, daß beinahe jedes seiner kleineren Gedichte das Abbild eines Vorkommnisses seines inneren oder äußeren Lebens ist. So jauchzt seine Seele oft liederfreudig auf in der schönen Frühlingswelt und stimmt Weisen der Wehmuth an zur Zeit, da die Blätter fallen und das Leben der Erde zur Rüste geht. Das stille Kämmerlein zu mitternächtlicher Stunde und der mächtige Eichbaum im Thau des Morgens sind die Zeugen des innigen Glücks, das die willfährige Muse in sein gefühlvolles Herz träufelt. Nach der Lectüre der Frithjofssage von Esaias Tegnér ruft Perthaler einmal, neue Pläne vorbereitend, aus: „Wenn ich so die seligsten Stunden meines Lebens überdenke, so finde ich doch, daß unter den seligen die seligsten waren die Stunden, der Poesie geweiht. Das gänzliche Aufgehobensein der Tagesinteressen in der Harmonie der Phantasien und in dem Reiche der Ideen — das ist die Mitte dieses seligen Gefühls." — Perthaler war aber völlig frei von jugendlicher Dichtereitelkeit. „Ich habe es mir zum Grundsatze gemacht," schreibt er am 13. März 1843, „mit poetischen Werken erst dann hervorzutreten, wann einmal über die Tüchtigkeit in den exacten Wissenschaften, welche Bedeutung für die klare Prosa des Lebens haben, kein Zweifel mehr obwaltet."

Sehr bemerkenswerth ist die Prosadarstellung bei Perthaler. Ein natürliches Gefühl für die Schönheit und Kraft des Ausdrucks, vereinigt mit fortgesetzter Uebung und wachsamer Selbstkritik, führten in dieser Hinsicht zur Vollkommenheit. Perthaler genügt sich selbst am wenigsten und ist der unnachsichtliche Aristarch seiner Sprache. So wurde er nicht blos ein guter

Redner, sondern ein wirklich ausgezeichneter Stilist. Sein Stil ist gedrängt und knapp, fein und zutreffend, glatt und geschmeidig. Einige Dunkelheit herrscht etwa in den philosophischen Schriften, in deren Form und Gehalt wir den tüchtigen Jünger Hegel's erkennen; die systematischen dagegen zeichnen sich durch Klarheit und Prägnanz in gleich hohem Grade aus. So recht auf seinem Felde ist Perthaler, wenn es polemische Abfertigungen, staatsrechtliche und publicistische Dispute gilt. Bei aller Gutherzigkeit seines Wesens ein durchaus streitbarer Charakter, stellt er den rechten Mann eben dort, wo ihm die willkommene Aufgabe winkt, das Nichtswürdige zurückzuweisen, dem Guten zum Siege zu verhelfen. Diese großen Vorzüge seiner gehaltvollen Prosa treten leuchtend hervor in seinen Staatsschriften und haben bei bedeutungsvollen Anlässen ihre lebendige Kraft bewiesen.

Nebst dem glänzenden Geiste, der vor keiner Anstrengung zurückscheute und Alles, was der Befriedigung seines Begehrens zuträglich sein konnte, mit edlem Eifer umfaßte, war im jungen Perthaler auch das Herz frühzeitig erwacht. Ein reiches, tiefes, herrliches Liebesleben durchlebte dieses Herz; voll der süßesten Regungen jubelte es oft und oft auf, und nie verließ ihn die holde Göttin, bis die Parze — nur allzubald! — seinen Lebensfaden entzweischnitt. Schon der Knabe fühlte es, wie im Verein mit einem liebevollen Wesen für den Sterblichen das Glück des Himmels gelegen sei. Schön und verklärend schien ihm die Liebe für das ganze Leben. „Liebe muß wohl ein Geheimniß sein," heißt es in einem Briefe an seine berühmte Cousine Caroline, auf die ich später noch ausführlich zurückkommen werde, „doch daß es ein lebendiges sei, das zugleich frei macht und doch in süßen Fesseln hält, möchte man gern sein Glück einer freundlich mitfühlenden Seele vertrauen."

Perthaler hatte als jugendlicher Student in den Bergen seiner Heimat ein Ideal gefunden; es hieß Louise, oder, wie er

sie in den Schriften, die der Erinnerung an sie geweiht sind, zumeist nennt, Heloise. Unendlich ist sein Liebesschmerz um dieses innigst geliebte, zarte Wesen, das der grausame Tod von seiner Seite riß, ehe noch das ganze Glück der ersehnten Vereinigung genossen werden konnte. Wohl nimmt er es sich mit Ernst vor, weichliche Klagen zurückzudrängen, aber gewaltsam bricht viele Jahre nach dem Heimgang der Geliebten die alte Wehmuth hervor, bis sie endlich ihre Klageweisen erschöpft hat und im Drange ernster Mannesthaten still wird.

„Wenn ich auf's Vergangene schaue," seufzt er, „regt sich doch immer wieder der alte Schmerz um die zerstörte, schöne Welt. Manchmal zieht es mich unwiderstehlich, daß ich auf den Ruinen mich niederlasse, aber keine Klage gestatte ich meinen Lippen — und dann erschrecke ich doch selbst vor diesem wüsten Schweigen. O, ich müßte selbst mit zur Ruine werden, wenn ich diesem düstern Gelüste nachgäbe! Starre Trauer um Unwiederbringliches macht jede Seele morsch." Und so füllen sich zahllose Blätter seiner Briefe, seiner Tagebücher, seiner flüchtig hingeschriebenen Gedanken und Empfindungen mit ergreifenden Darstellungen der großen Liebesnoth, die seine Seele um Heloisen trägt. Nur ein ganz geringer Bruchtheil davon mag hier seinen Platz finden. In einer Stunde unsäglicher Trauer schreibt Perthaler: „Nicht Unglück ist es, sondern Unrecht, nicht ein Ereigniß, sondern Verletzung; aus Millionen Wesen das vollkommenste in verhüllter Blüthe der Welt entrissen! Welch' unnennbare Beglückung, welche Belebung eines süßen Familienkreises schlummerte in dieser Seele, welch' eine himmlisch liebende Mutter ist in ihr verloren, welche innigste Seelenverbindung! Daß solch' ein Wesen dem Arm des Todes verfällt: o, es ist ein Unrecht, gegen das sich jede Faser des Herzens empört! — Was hab' ich jetzt noch in mir? Was ist denn mein Leben? Es war ja nur

in Beziehung auf sie; an ihrem Wohlgefallen wuchs heran, was ich Kraft und Muth nennen wollte; das ist Alles nichts, nicht ein Funken mehr davon. Ja, selbst wenn ich des Vaterlands gedachte und große Entwürfe mich emporhoben, — ich habe nichts gedacht, keines Strebens mich unterfangen, an dessen Ziel nicht ihre lieblichen Augen lächelten, die sanft gesenkten Arme, weiß und rund, mich anzogen, und alle Mühe und Arbeit unterging in der Sehnsucht, mich von ihr umfangen zu fühlen. Diese Augen winken nicht mehr, keine umfangenden Arme harren mehr meiner, — und das Räderwerk steht still, als hätten Feuers- und Wasserskraft einander verzehrt und gelöscht. Ich weiß den Weg nicht mehr, der zu den Tempeln der Menschheit führt — und die Altäre sind mir kalter, todter Stein geworden, vielleicht gar morsch und faul. Ach, Alles ist aus der Ordnung gerückt, und die Welt, die mich beseligte, hat sich umgekehrt, sie wendet mir den Rücken und ich weiß keinen Trost."

Und wieder stimmt er der Verklärten ein hymnisches Preislied an: „Es gibt Menschen, welche man Trost- und Schutzengel ihrer Familien nennen möchte; sie bewahren sich eine Klarheit der Seele, eine Reinheit des ganzen inneren Wesens, als wäre es nie vom Staub des Lebens angeweht, so daß man sich freudig erstaunt fühlt, solche Eigenschaft in der wirren Welt zu finden; und es gibt uns das ein Zeichen, daß das Leben für den nicht wirr ist, der es nicht mit wirrer Seele aufnimmt. Zu dieser Klarheit gesellt sich eine himmlische Geduld mit der Thorheit, Schwäche und Ungelehrigkeit; im Mißgeschick bewahren nur sie noch Fassung und lassen den Schmerz nicht zur Erscheinung kommen, um ihn den Anderen zu nehmen, obgleich sie dann die doppelte Schmerzenslast in sich schließen und der eigenen einsam leidenden Seele aufladen. Sie sind überall gegenwärtig und üben durch bloße Gegenwart den Einfluß eines Engels; sie helfen still hier

und dort, versöhnen und ordnen, belehren und lenken und trösten ohne Worte, oft nur durch ein ruhiges Lächeln des Auges, in dem sich alles Erdenleid zur überirdischen Duldung verklärt. Nur die weibliche Seele trägt die Möglichkeit in sich, ein solcher Engel der Familie zu sein; der Mann hat von Natur aus keine Anlage dazu. So war Heloise die verkörperte Harmonie der Sphären, und welch' eine Verkörperung! — Denke dir das schönste Kunstgebilde, denke dir das holdeste Angesicht mit dunkelblauen Augen, von wunderbarem Lockengold umfangen, — nein, ich kann nicht, erlass' mir zu sagen, wessen das Wort nie mächtig wird. Wäre das Wort die feinste Farbe und in jeder Farbe himmlische Beseelung, dann wäre es vielleicht möglich."

In einem andern Briefe an Caroline, die Vertraute seiner seelischen Geheimnisse, erhebt sich Perthaler zu visionärer Extase. Sein Gedanke war, das glückliche Verhältniß, das ihn kurze Zeit mit Louisen verbunden hatte, im Gefüge eines größeren Romanes, „Der Flüchtling", zu verarbeiten; das Folgende hätte einen kleinen Theil der über das Stadium des Entwurfes nicht hinaus gediehenen Arbeit bilden sollen: „Erinnerst du dich noch jenes Abends vor zwei Jahren? — Du saßest auf dem Feuergange deines Hauses, die untergesunkene Sonne leuchtete in die Wolken hinauf, glühend und mild und beruhigend zugleich; ringsum standen wie Riesenhelden die Gebirgscolosse: die Frau Hütt, hoch, breit, schroff geprägt in Felsenmassen, die Serlesspitze, diese gewaltige Pyramide, nach dem Urbilde einer übermenschlichen Phantasie aus den anderen Gebirgsketten ausgehauen, und alle die anderen umher. Der Glanz des Abendroths floß im Widerscheine des raschen Stromes vom Westen gegen Osten uns entgegen, als sendete durch ihn die Sonne uns ihre letzten freundlichen Gedanken. Es war Alles so zauberisch. Gegenüber war Heloisens Haus, eine breite Straße mit schönen Häusern

dazwischen; und die Sterne wurden sichtbar und am Fenster drüben erschien das liebe Licht, und am weißen Vorhange sah ich einen Schatten von Zeit zu Zeit vorüberschweben. Ich schaute unverwandt hinüber, du bemerktest das und fragtest — denn damals wußtest du noch nichts. Statt der Antwort nahm ich deine Hand und wies auf die dunkle Wolke, welche gerade uns zu Häupten vorüberzog.

„Sieh, mir träumte, es sei um Mitternacht und ich stünde auf diesem Feuergange ganz allein und spielte auf meiner Guitarre mein Lieblingsthema: Weber's ‚Letzter Gedanke'. Da sah ich, daß der Vorhang drüben sich erhob, und ihr Lockenkopf ward sichtbar; es sank mir die Hand von den Saiten herab, den letzten Accord ließ ich langsam verklingen. — Plötzlich stand eine dunkle Gestalt vor mir, ein Mann, den ich wohl kannte und von dem ich wußte, daß er mir's übel nahm, daß ich meine Lieder hinübersandte zur Geliebten. Sie war weg. Und mich ergriff ein Zornschauer über diesen Verhaßten; ich faßte ihn und mit einem Ruck, einem gewaltigen Schwung hatt' ich ihn über das Geländer gehoben, und er sank und sank und ich sah ihm nach, und er sank immer, aber berührte den Boden nicht. Die Laternen der Straßen flammten auf, zogen sich zusammen; es ward glänzend hell, die Wände verengten sich; über mir zog sich eine Decke hin, von welcher herab kostbare Lichtrosen hingen. Eine geschmückte Menge wandelte in den Räumen des Salons; ich schaute rings umher, da gewahrte ich sie, und vor ihr kniete der Mann, den ich oben dem Tode preisgegeben hatte, in seinem Ballkleide. Sie war unruhig, die dabeistehende Mutter lächelte und schien sich zu freuen. Da rannte ich hin — mein Arm war mit einem Degen bewaffnet — und rief: Eher will ich die ganze Welt in schrecklicher Vernichtung sehen! — Doch Finsterniß umhüllte mich und nur wenige Lichter brannten um eine Bahre, betende Menschen

knieten umher, die schwarze Gestalt hatte den Rücken gekehrt und ging eben ruhig davon. Ich wollte ihr nach; da warf ich einen Blick auf die Bahre und der Degen fiel mir aus der Hand: — todt lag sie da. So stand ich vor der Leiche; ach, die Leiche war noch schön! Die Leiche habe keine Seele mehr, sagen sie, doch wie ich diese Züge sprachlos anschaute, ward sie mir durchsichtig: ich sah ihre Seele. Es war so klar, so harmonisch, frühlingsduftig — eine Seele voll der himmlischen Versöhnung. Und da schlug sie die Augen auf und reichte mir ihre Hand, und ich sah ihre Gedanken. Sie dachte: Ja, ich kenne deine Liebe; ihre Sehnsucht dringt auch in das Reich der Geister herüber! — Auch die Todten haben ihre Freude daran, wenn die Lebenden sie lieben. Und da lösten sich in Schmerz und Entzücken meine Sinne; ich sank hin. Langsam hörte ich Männerstimmen sich erheben; es scholl der Gesang; er stieg bis zu den Bergen hin, und von jenseits der Berge drang er groß und majestätisch herüber, und in wunderbar erschütterndem Tone hörte ich die Stimmen von allen Landen zwischen den Küsten zweier Meere und zwischen den Ufern zweier großer Ströme, und alle deutschen Männer sangen das gewaltige Lied: ‚Des Deutschen Vaterland', wie wir es oft in unseren jugendlichen Kreisen gesungen hatten. — Ich richtete mich auf, und vor mir in der Glorie in den Lüften schwebend sah ich eine herrliche, blonde Jungfrau, ernst und mild, und da erhob ich meine Hand und rief: Das ist die deutsche Freiheit, die hohe, die reine, die über den Erdkreis herrschen wird! — Und sie riefen es mir nach und der Jubel des deutschen Volkes drang bis zu den Wolken empor.

„Da war ich erwacht.

„Ein sonderbarer Traum! O sieh, wie sich die Sehnsucht der Seele im Schlafe ihre Bilder schafft; wie sie Wahres und Schein durcheinandermengt, wie sie vorgestaltend und nachbildend wirkt."

Nicht minder wie für edle Frauenliebe war Perthaler's Herz der Freundschaft geöffnet. Eine Freundin, der er wärmste Sympathie und tiefste Verehrung entgegenbrachte, war die Freifrau von Buol. Eine lange Reihe von Jahren hindurch blieb diese ausgezeichnete Dame ein guter Genius für den aufstrebenden Jüngling. Er gedenkt denn auch dankbar ihres milden, freundlichen Einflusses auf seinen Charakter, seine Weltanschauung und seine gesellschaftliche Bildung. „Wie häng' ich am Munde dieser herrlichen Frau," ruft er einmal aus, „wie oft hat ihr klares, reines Wort, wenn ich im Begriffe stand, die Grenze des Schönen zu überschreiten und in's ungebändigte Treiben hinüberzuschweifen, wie mit einem feinen, goldenen, ja, wie mit einem Lichtfaden die Schranke gezeigt! Dann steh' ich still und sehe mich um und finde, wie thöricht es gewesen wäre, da in dem rechten Kreise, nicht jenseits der gezogenen Linie der fruchtbarste Boden zur Entwicklung der Kraft liegt. Ich trage die Seiten, wo ich noch nicht zur Klarheit gekommen, nicht zur Schau, ich möchte sie, wenn's möglich wäre, immer verhüllen, aber um so aufmerksamer höre ich und wie ein Kind, wenn sie, ohne es selbst zu wissen, jene berührt." In einem Schreiben vom 13. März 1843 heißt es von der Baronin Buol: „Sie würdigt mich eines besonderen Zutrauens; eine Frau höheren Sinnes, mit dem geistigen Kampfe der Gegenwart vertraut, dabei weiblich mütterlich und von einem ausgezeichneten Anstande geleitet und auch immer noch, obschon nicht mehr jung, von angenehmer äußerer Erscheinung. Zu dieser herrlichen Frau kehre ich immer dann wieder zurück, wann ich höherer Anregung bedarf. Sie ist mir freundlich gesinnt und auch geneigt, mir, wo immer möglich, zu helfen." Ein anderes Mal beginnt er ein Schreiben an die verehrte Frau mit den Worten: „Vor Allem für den Brief einen innigen, warmen Kuß auf Ihre liebe Hand. Was sind Sie doch

für ein Wesen, daß jede Zeile, jedes Wort auf Ihrem Blatte mich mit einem Schauer der Freude durchbebt! Was mir so noth thut, Sie geben es mir; aus jeder Zeile lese ich wieder die Liebe zu unserm Heimatslande, und das kann ich nicht sagen, wie so eigen thränenfeucht vor süßer Wehmuth es mir wird, wenn ich lese, wenn ich höre, daß Jemand meine Heimat liebt. Und nun gar Sie mit ihrer Engelsruhe und Engelskraft, mit der wunderbaren Frauenseele, weich und anziehend wie das unendliche Meer und unendlich wie das weichende, schwellende Meer!"

Außer dieser vortrefflichen Frau pflog Perthaler eine anregende und geistig fruchtbare Bekanntschaft in den eleganten Cirkeln der Hofräthe Benoni, Hopfgartner und Kreißle, in denen angesehene und geistvolle Männer der Kunst und Wissenschaft ein trauliches Heim fanden. Ueber die Familie Hopfgartner schreibt Perthaler schon 1841 an seine Eltern: „Die Hopfgartner's haben Sie aufgefaßt, wie sie es verdienen; nur war es mir nicht möglich, ihren ganzen Werth anschaulich zu machen. Ich halte es für einen wahren innerlichsten Gewinn, daß ich unter diesen guten Leuten wohl gelitten bin. Es gibt nichts Innigeres als die ungestörteste Harmonie und das enge Zusammenschließen, wie man es hier findet. Sie sind mir nicht nur lieb, sondern ich glaube, daß ich in der harmonischen Atmosphäre dieser Familie besser geworden bin. Wie sollte man auch in der Nähe so sanfter Menschen, so voll der liebevollsten Mildheit, nicht das übermäßig Schroffe eines hartsinnigen Charakters abschleifen müssen, um sich auch nur verständlich zu machen? Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß man seinen Flug muß von solchen Wesen ein wenig zügeln lassen. Es ist nicht ganz vom Guten, wenn man von ihnen nicht mehr verstanden wird, und alles Wirken ist dann halb verloren, denn was diese nicht fassen in der edlen Einfalt eines rein menschlichen, klaren, verständigen und geistig

innigen Wesens, das kann auch die Welt nicht begreifen; es ist nur eine aufgeworfene Blase im Strom der Geschichte. Ja, ich habe in der stillen Beobachtung dieser Wesen mich schon mannigfaltig corrigirt und wünschte, daß Sie mich auch, wenn ich in diesem Sommer zu Ihnen komme, ein wenig gesänftigt finden." — Späterhin bildeten sich sehr enge Beziehungen zur Familie des nachmaligen Justizministers Freiherr von Pratobevera und der geistvollen Freiin von Doblhoff aus, die bis an Perthaler's Lebensende ungetrübt andauerten und durch zahlreiche Briefe in klares Licht gerückt sind. Der Name Pratobevera taucht zum ersten Mal in einem Briefe vom 28. Juli 1844 auf. „Heute ist Hochzeit in Enzersdorf. Ein guter Freund, Dr. med. Wilhelm Freiherr Pratobevera (Bruder des nachmaligen Staatsministers Adolf von Pratobevera) heiratet eine gute Freundin, Pauline Wagner; ich bin auch dabei und werde auf die Physiognomien Acht geben. Der bridegroom ist ein guter Bursche von ungefähr dreiunddreißig Jahren, die bride eines der ausgezeichnetsten Mädchen, welche ich kenne. Sie versteht weder französisch, noch das Fortepiano zu hacken, aber desto besser versteht sie sich auf des Lebens innern Gehalt, auf die Freuden und Leiden des menschlichen Gemüths und schaut mit schönen, großen Augen in die liebe Natur, daß man meint, der prächtige Geist, der in diesem Kopf wohnt, will durch die weit offenen Augenthore herausspaziren und mit hohem Flügelschlag sich von Gebirg zu Gebirg oder gar zur Sonne schwingen."

Eine Freundin endlich, welche unserm Perthaler durch die Bande der natürlichen Verwandtschaft und noch näher durch die stärkern einer verwandten Natur des Gemüths und Geistes nahe stand, ist die bereits erwähnte Caroline Perthaler. Bei dem innigen Seelenverkehr, welcher zwischen ihr und dem jüngern Manne stattfand, mögen einige Anmerkungen über diese würdige Blüthe des Perthaler'schen Stammbaumes am Platze sein, welche zum

Theil das Wenige, was Wurzbach's Biographisches Lexikon über sie bietet, berichtigen und ergänzen..

Caroline Perthaler ist am 15. December 1810 zu Klausen als Tochter des Johann Perthaler, später Rentmeister bei der kaiserlichen Saline in Hall, geboren. Sie ist demnach eine Cousine von Hans, dessen Vater ihres Vaters jüngerer Bruder war. Als Hans noch in Judenburg studirte, und zwar im Sommer 1829, erwähnte er das erste Mal in einem Briefe an die Eltern des steigenden Ruhms der jungen Dame. Der „Aufmerksame", ein Blatt im Styl jener Zeit, das in Graz herauskam, rühmte dazumal die ungewöhnliche Kunstfertigkeit Carolinens im Fortepianospiel, eine Kunst, welche ihr später den Namen der ersten Pianistin Europas verschaffte. Schon damals erntete ihr vollendetes Spiel in Prag und Graz, in Dresden und Berlin, sowie in vielen anderen großen Städten Deutschlands wahre Triumphe. Ihre höchste Vollkommenheit erwies sich auf einer weitern, langen Kunstreise in die Residenzstädte Europas vom Jahre 1835 bis 1840, wo sie glänzende Hofconcerte gab. Für die späteren Lebensjahre wählte sie München zum bleibenden Aufenthalt und starb am 9. October 1873 gelegentlich eines Besuchs bei ihrem geistlichen Bruder zu Gries bei Innsbruck. — Caroline wird von ihrem Cousin als ein ungemein gemüthliches und feines Wesen geschildert. Dabei besaß sie, wie Perthaler am 19. September 1839 an seinen Freund Rizl schreibt, eine scharfe Verständigkeit und eine große geistige Empfänglichkeit für das Ideale. „Als sie im Jahre 1829 in Weimar war, stand sie mit Goethe in sehr freundlichem Verkehr; sie war damals ein achtzehnjähriges Mädchen. Er hat ihr große Gunst, Anerkennung und Huld bewiesen. Ich hatte Mühe, ihr Goethe's Worte, die sie noch gut und lebendig innehat, herauszulocken: auch eine Seltenheit bei dem eitlen Weibergeschlecht!"

Hans fühlte sich zu der ausgezeichneten Cousine, in deren ganzem Wesen er vollkommene Harmonie fand, mit aller Macht hingezogen. Vorzugsweise war sie seit dem Zeitpunkte seine vertrauteste Freundin, seitdem er ihr in München persönlich näher getreten und über ihre Beziehungen zu Goethe unterrichtet worden war, von denen er im Tagebuche des Jahres 1839 und in mehreren Briefen mit schöner Begeisterung erzählt. Wie tief und edel die Verehrung war, welche Hans Perthaler seiner lieben Cousine entgegenbrachte, entnehmen wir aus nachstehenden an sie gerichteten Zeilen: „In den Wirren des Lebens sieht man zu den Himmlischen, und die Himmlischen denkt man sich immer vom Getümmel fern. So sei Du mir in der Ferne wie eine liebliche Erscheinung, zu der ich mich wende, wenn ich Ruhe brauche, wenn in den Verwicklungen der Faden meinen Händen sich entziehen will, den nur das einfach klare Gemüth festhält. Und in der Andacht zu Dir werde mir diese einfach klare Stimmung zu Theil. Nimm dies als den ersten Ausdruck des Vertrauens, Du begütigendes Wesen!"

„In München," erzählt Perthaler ein andermal, „gab mir Caroline die Medaillen zu sehen, die sie mit den artigsten Begleitworten aus Goethe's eigener Hand erhielt. ‚Nehmen Sie das, und wenn ich einmal nicht mehr bin, erlangt es vielleicht für Sie einen Werth in den Erinnerungen, die es Ihnen zurückrufen soll.' — Beide sind in ein rothledernes Etui gefaßt. Auf der einen Seite Goethe's Kopf, auf der andern die Köpfe des Großherzogs und der Großherzogin von Weimar. — Die zweite weist Goethe's Kopf in sehr erhabener Arbeit; auf der Kehrseite einen Adler mit ausgespannten Flügeln. — Goethe ist ein wundervoll schöner Greis mit weißen Locken, keine Falte im Gesichte, überall die kräftige Fülle eines gesunden Alters. Er geht nicht, sondern fährt immer aus, und da harrt das Volk stundenlang, bis der

Goethe erscheint. Eine unendliche Ruhe ist über ihn ausgebreitet; so erzählte mir Caroline.

„Sie erhielt zuerst von ihm einen Besuch, den sie erwiderte; sie kam dann noch einmal, wie auch er, wobei er dann die Medaillen überbrachte. ‚Ich kann,‘ sagte er, ‚mich nicht erinnern, daß seit Langem etwas solchen Eindruck und solch' Vergnügen mir gemacht hätte wie Ihr Spiel‘ — und ließ sich aus über Musik und Vortrag. Zu Müller hatte er gesagt, er hätte wieder eine jener Künstlerinnen zu hören erwartet, welche die größte Mühe darauf verwenden, schwere Passagen durchzuführen, denn das sei man von den Virtuosen gewohnt. Allein er habe sich darin getäuscht und seelenvolle, tiefe, gemüthreiche Musik gehört. Goethe hatte in seinem Hause auch einen Flügel; da mußte Caroline öfters spielen, einmal ganze drei Viertelstunden lang, indeß Goethe dasaß, die Rechte in die Brust gelegt und still in sich gekehrt — und schön wie ein Gott. — Im Jahre 1830 wurde in Mailand allgemein an der table d'hôte gespeist; da war denn auch Goethe's Sohn und ein Sohn Mozart's, und zwischen Beiden mußte Caroline Platz nehmen. — In Wolfgang Goethe ist das Goethegeschlecht in den Himmel gestiegen und hat neben den Göttern Platz genommen; in dem jungen Goethe ist es wieder herabgefallen. Er ist ein ganz und gar gewöhnlicher Mensch: nicht schön, nicht gescheidt, nicht angenehm und — stolz. Auch seine Frau ist ein nicht ungewöhnliches Weib. — Als im Jahre 1832, sagte Caroline, die Nachricht kam, daß Goethe gestorben sei und ein Fest gefeiert ward, ein Fest der Trauer: Weniges in meinem Leben hat mich so ergriffen, so erschüttert, wie dieses Trauerfest. — Goethe zeigte Carolinen auch seinen Garten; der ist voll Wässerchen und Cascaden und Laubengängen mit einem seltenen Glashaus für exotische Pflanzen."

Im Herbst 1839 richtete Perthaler folgende schöne Verse an Caroline:

Dies Lied verlangtest du, das ich gedichtet
Auf hohem, stolzem Bergesgipfel oben?
Da war das Aug' zum Himmelsblau gerichtet,
Die Seele zur Unendlichkeit erhoben.
Doch sei du mir in Freundschaft hold verpflichtet,
Und magst du innig diese mir geloben,
So steh' ich auf des Lebens heit'ren Höhen,
Begeisternder fühl' ich's die Stirn' umwehen.

Steh' dann wohl auf des Lebens schönsten Höhen,
Von wo wir frei und klar hernieder schauen,
Und was wir unten sehen und erspähen,
Mittheilend ganz genießen im Vertrauen,
Ja selbst der Herzen Tiefe erst verstehen,
Weil sie in milder Lebenswärme thauen;
Die Herzen, die nur leiden, die nicht leben,
Ist ihnen nicht der Freundschaft Lust gegeben.

Denn mit des Liebchens Liebe, meiner süßen,
Ist nur mein eigen Ich unendlich worden,
Sind sie denn zwei noch, wenn in Eines fließen
Zwei Seelen in harmonischen Accorden?
In welche Brust soll ich den Strom ergießen,
Der nun noch reicher dränget zu den Borden,
Wie soll ich all' die höchste Wonne tragen,
Kann ich vertrauend sie dem Freund nicht sagen?

Sei du mein Freund! Aus frühen Tagen steigen
Mit deinem Bild schon halb erloschne, viele
Von Neuem auf, so liebe, die, mich eigen
Erquickend, mir die kindlichen Gefühle,
Die Erstlinge der jungen Liebe, zeigen,
Die scheu sich mischten in die kleinen Spiele.
So möcht' ich, vorwärts einen Blick und einen
Zurück, mir deine Freundeshand vereinen.

Ach müssen nicht auch meine Lieder sterben,
Wenn sie nicht hold vertrauten Boden finden?
Sie möchten gerne Seelen sich erwerben,
Die ganz des Einklangs tiefern Sinn empfinden,
Ob sie in Lust, ob sie im Schmerz, im herben
Der Seele innerste Bewegung künden.
Ach Freundeswort und =Sinn muß mir gewähren,
Muß meiner Lieder kurzes Leben nähren.

Im November 1842 schreibt Perthaler über seinen Verkehr mit der Schwiegertochter Goethe's: „Den Vorabend meines Namenstages habe ich auf einem Ball zugebracht, und zwar in einem Hause, vor dessen Namen jeder Deutsche den Hut abnimmt: Goethe. Es war nämlich der Geburtstag der Enkelin Goethe's, und der wurde von der Mutter mit einem Ball zu feiern beschlossen. Bekanntermaßen habe ich ungefähr um Ostern vor zwei Jahren, als die Goethe zum ersten Mal von Weimar hier war, ihre Bekanntschaft gemacht. Heuer wird sie den ganzen Winter hier zubringen. Der Ball war sehr angenehm, die Gesellschaft nicht groß, aber gewählt; es dauerte bis halb ein Uhr. — Die Frau von Goethe, Witwe des Sohnes des Dichters, ist eine sehr interessante, geistreiche Frau, weltgewandt, das versteht sich von selbst, denn in ihrem Hause zu Weimar sind Könige aus= und eingegangen."

Zu den besten Freunden Perthaler's in den Zeiten der akademischen Studien zählen die gleichstrebenden Jünglinge: Rudolf Kink, gewöhnlich kurzweg Rolph genannt, der spätere verdiente Geschichtschreiber, Herausgeber des Codex Wangianus und Verfasser der Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien; Louis Wieser, später Doctor der Medicin und praktischer Arzt in Kufstein; Rudolf Baron von Handel, zuletzt Oberlandesgerichts=Präsident in Linz und Reichsrathsabgeordneter; Christian Ernst

Helff, späterhin Pfarrer und Decan zu St. Leonhard im Passeierthale; Josef Schnell, Studirender der orientalischen Akademie, nachmals beim Consulat in Trapezunt; Bernhard Moser und der liebenswürdige und begabte Studiosus Nizl. Hans Perthaler mußte den Schmerz erleben, die beiden letztgenannten hoffnungsvollen jungen Männer, ohne daß sie ein festes Lebensziel erreicht hätten, von dieser Erde scheiden zu sehen. Da spricht sich sein treues Freundesherz recht schön und warm über die früh Heimgegangenen aus. Nach Moser's Tod, der schon am 8. April 1838 erfolgte, schreibt Perthaler auf ein loses Blatt: „Gestern starb einer meiner Freunde, Bernhard Moser, ein tüchtiger Denker, ein deutscher Charakter, ein wahrer Freund, ein zweiter Vater seiner verwaisten Familie. Der plötzliche Tod dieses edlen Jünglings hat mich sehr erschüttert. — Eben jetzt wäre mir der Tod am wenigsten angenehm. Drei Dinge möchte ich noch erreichen vor der Abfahrt aus diesem irdischen Vaterland. Diese drei sind: Eine das Christenthum zur hellen Durchdringung erleuchtende Erkenntniß, in dem Felde der Poesie möchte ich etwas geleistet haben, was wohlthuend und sympathisch nachklingt in jedem Herzen, daß man mit Vergnügen mein gedenkt, — und die Poesie des Lebens, erscheinend in dem Ideal meiner Träume, möchte ich mir vorerst erringen.“

Der zweite, längere Zeit hindurch innigste und vertrauteste Freund des jungen Perthaler mußte am 23. October 1844 fern von der Heimat und seinen Lieben auf dem Siechenbett sein junges, treulich genütztes Leben lassen. Die Nachricht hievon versetzte den überlebenden Freund in die tiefste Trauer; ein Schreiben an die Eltern gibt davon schmerzliche Kunde: „Schade um diesen vielfach begabten Menschen! Langsam hat ihn ein widerwärtiges Geschick zerbröckelt; was zuletzt noch von ihm übrig war, flatterte wie eine verlöschende Lampe düster hin und ließ gar nicht

errathen, wie hell einst dieser junge Geist, wie schlagfertig und tiefschauend er gewesen. Ich habe mit ihm seines Lebens schönste Zeit gelebt, hab' ihn in Noth und Drangsal wacker emporstreben sehen; wir haben uns gegenseitig Welt und Leben erläutert. Wie eine Tragödie ist dieses Menschenleben vor meinen Augen in allernächster Freundesbeziehung vorübergezogen. Sein Tod war für mich ein erschütterndes Erlebniß; ich kann mich dieses mächtigen Eindrucks, der mich wie ein gewaltiges Geschick ergreift, so oft ich daran denke, nicht erwehren. Sein Andenken wird bei mir immer eine heilige Stelle einnehmen; war er doch meiner Gedankenfahrten, jugendlicher Entdeckungsfahrten frühester und nächstbefreundeter Genoß." Schon als der Kranke im Sommer 1841 von Wien fortgezogen war, hatte Perthaler schmerzlich geklagt: „Ich werde nun mehr als je allein sein; ich weiß nicht, wie ich es bestünde, wenn mich nicht ganz meine Entwürfe beschäftigten und so an jedem Tage zu großen Entwürfen aufriefen. So ist es jetzt und so wird es von nun an immer sein; so wird das eigene Streben zur Macht, die dann plötzlich unwiderstehlich fortreißt. Wie weit es geht, wohin es reicht, wissen wir nicht; aber das weiß ich, daß das Resultat des Lebens eines Mannes würdig und des Lebens werth sein wird. Wie hätten wir sonst Muth und Beharrlichkeit genug?"

Um das Jahr 1840 begann Perthaler allmälig den politischen Vorgängen seiner Zeit eine rege Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dazu befähigten ihn die ernsten Studien in Philosophie und Geschichte. Perthaler sah seine Zeit als eine große an, insofern aus ihr Großes sollte geboren werden. Ueber seine Anschauungen im Einzelnen und seine Art, die Dinge zu betrachten, geben die umfangreichen Memoiren des Jahres 1841 den besten Aufschluß.

Perthaler war der reinste politische Charakter, der sich denken läßt. Für ihn gab es kein diplomatisches Sondergewissen.

Darum ist ihm jener Liberalismus fremd, der nirgends die Intoleranz zu dulden heuchelt, welcher er doch bei sich zu Hause das freieste Spiel gestattet. Er steht vermöge seiner streitbaren und ritterlichen Natur immer kühn auf der Warte, aber den politischen Krakehl verachtet er ebenso tief wie die Sclavenketten einer Faction; Extreme sind ihm verhaßt; mit Illusionen spielte er nie. So ideal sein Geist geadelt war, so scharfblickend versteht er es, in die thatsächlichen Verhältnisse zu schauen, die wahren Bedürfnisse zu erkennen und die Wege ehrlicher Praxis zu weisen. Sein oberster Grundsatz ist ihm die Wahrheit, sein Schild das Deutschthum, sein Schwert die Ehre des Vaterlandes. Deutsch im innersten Herzen, verzweifelt er nie an der Größe seines herrlichen Stammes, für dessen Ruhm und Glanz er sein Leben einsetzt. Er kennt fremde Art und Sitte, fremde Sprache, fremdes Schriftthum und fremde Geistesthat, aber es geschah, wie bei Walther von der Vogelweide, nur um seine mächtige Begeisterung für das Unvergleichliche noch höher zu entflammen, das im deutschen Wesen liegt. Und in diesen Grundsätzen, die der Jüngling in sich aufgenommen, beharrte, ohne je zu wanken oder zu zweifeln, auch der gereifte Mann.

Literarische Schöpfungen, welche Politik, Rechtswissenschaft und Socialökonomie zum Gegenstande haben, beginnen sich zu häufen. Perthaler's erste Druckschrift betitelt sich: „Ueber Familie und uneheliche Kinder", im Juli 1842 geschrieben, die zweite: „Ein Standpunkt zur Vermittlung socialer Mißstände im Fabriksbetriebe". Diese ist Anfangs Jänner 1841 innerhalb zweier Wochen abgefaßt und erschien zuerst in der Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit, Jahrgang 1843, 2. Heft; später daraus im Separatabdruck. Im Frühjahr 1843 folgte die Broschüre: „Recht und Geschichte. Zur encyklopädischen Einleitung in das Studium der juridisch-politischen Wissen-

schaften", welche handschriftlich bereits im October des vorangegangenen Jahres der juridischen Facultät vorgelegt worden war. Ueber diese Arbeit äußerte sich der Referent Anton Freiherr Hye von Gluneck, ein abgesagter Feind der philosophischen Methode Hegel's, in anerkennender Weise. Sie schien ihm eine beachtenswerthe Leistung eines energisch aufstrebenden Geistes, in welchem es noch gähre und sprudle. Sie sei „ein keineswegs mißlungen zu nennender Versuch, die Hegel'sche Philosophie in die Staats- und Rechtswissenschaften zu übertragen und nach diesem System eine philosophisch-historische Gesammtübersicht der Hauptzweige jener Wissenschaft im Gliederbau zu entwerfen." Das Streben, sich mit der neuesten Philosophie vertraut zu machen und ihre Ergebnisse auf die Rechtswissenschaft anzuwenden, verdiene schon darum eine aufmunternde Anerkennung, „weil einerseits die Wahrheit nur aus dem Kampfe gegenüberstehender geistiger Bestrebungen reifen kann, und weil es andererseits ein sehr ernstes, nachhaltig ausdauerndes und der Sache selbst wegen eifriges Studium voraussetzt, um sich durch das Gewinde jener abstrusen Speculation und eigenthümlichen Terminologie durchzudrängen, welche das Monopol dieser neuesten Philosophie bildet. Dazu kommt, daß der Verfasser dieser Abhandlung in Einzelheiten wirklich geistvolle Reflexionen macht, überall Ueberzeugungsdurchdrungenheit kundgibt, das Ganze im abgerundeten Einklang mit sich selbst steht und daher logisch-consequent durchgedacht und durchgeführt erscheint, überdies von tiefster Religiosität durchweht ist und in seinem Endziele sich nicht blos auf Förderung der Wissenschaft beschränkt, sondern auch Festigung eines würdigen, edlen Charakters in den Jüngern der Staats- und Rechtswissenschaft zur Aufgabe hat." — Diese wackere Arbeit des jungen Juristen hatte denn auch das Unerhörte zur Folge, daß ihm die Erledigung der schriftlichen Fragen behufs

Erlangung der juridischen Doctorswürde vom akademischen Senate erlassen wurde.

Nicht ohne Interesse ist die Frage nach den religiösen Grundsätzen und Anschauungen Perthaler's. In dieser Richtung kostete es dem jungen Manne, wie jedem, der geistig rege und frei von Frivolität ist, gar mancherlei harte Kämpfe, bis sein Inneres zur Klärung und Ruhe kam und die richtige Mitte gefunden schien. Die ekstatischen Wallungen seiner Knabenjahre, welche ihn eine Zeit lang in mystischer Schwärmerei festhielten, wichen allmälig einem würdigen Ueberlegen, einem ernsten Nachdenken. Aus diesem Stadium ging der Mann hervor, der durch sein ganzes Leben hindurch eine tiefinnerliche Religiosität bewahrte, ohne jemals auf die Seite der Fanatiker und Zeloten zu treten. Aus den religionsphilosophischen Schriften Perthaler's geht zur Genüge hervor, daß er, wie in seinem ganzen Wesen, auch in Sachen des Glaubens positiv blieb, ohne sich von den Formen der positiven Kirchlichkeit beherrschen zu lassen. In einem Briefe von 1838 heiß es: „Von der Existenz Gottes bin ich überzeugt, denn er offenbart sich mir, das heißt in meinem Wissensprincip, vermittelst zweier Erscheinungsformen. Diese sind die Schöpfung, das Weltall, und zweitens das wechselnde Leben, somit der Inhalt der Geschichte. Durch diese beiden Erscheinungsformen hat der unendlich Geheimnißvolle seine absolute Unbegreiflichkeit insofern abgestreift, daß es nun dem menschlichen Geiste wenigstens approximativ möglich ist, den Unendlichen zu begreifen. . . . All' unser Streben muß auf möglichst hohe Vervollkommnung unseres Wissens und auf möglichst lautere Reinigung unseres Wollens gerichtet sein, und da uns bei all' diesem Gott als das herrlichste, über allen Ausdruck erhabene Ideal vorschwebt, so ist gleichsam er der Zweck unseres Lebens." — Nie findet sich bei Perthaler ein ehrfurchtsloses Wort über christliche

Lehre und christliches Leben, an mehreren Stellen aber eine warme Anerkennung der Segnungen beider. Dabei ist sein Herz voll Milde und Duldung gegen Andersdenkende. Er erkennt die Bedeutung des Reformationswerkes nicht minder klar als die des Erlösungswerkes. Weist er eine Race in der habituellen Eigenart, welche sie unverkennbar zur Schau trägt, mannhaft und offen von sich, so gilt die Abweisung eben der niedrigen ethischen Qualität dieser Race und keinesfalls ihrer Religion, die ihn als solche nur philosophisch beschäftigte. Gottesglaube und religiöser Sinn aber steht ihm hoch und ist ihm heilig; vor Allem ziert und verklärt diese Weihe des Herzens das deutsche Weib. Die Jungfrau sei unbefangen, gläubig, ruhig. „Du weißt," sagt er einmal zu Rizl, „wie ich das besonders an weiblichen Gemüthern liebe, wenn sie die Religion, die sie kindlich eingesogen haben, so heilig, zart und keusch behandeln wie eine himmlische Vestaflamme, jeden Hauch abwehrend, nicht neugierig blasend, um zu sehen, ob sie denn erlöschen könne!" — Daß in späteren Jahren diese Innigkeit religiösen Fühlens durchaus nie die Helle des politischen Blickes trübte, wissen wir aus Allem, was er freien Sinnes und unbeirrten Geistes schuf.

So war es mit dem inneren Leben Perthaler's und mit dem, was auf dasselbe Einfluß nahm und aus ihm hervorwuchs, beschaffen. Der äußere Gang der Dinge in dem Jahrzehnt von 1840 bis 1850 ist ein ruhiger und bietet nichts Außerordentliches dar. Am 30. December 1842 schloß Johann Perthaler den Kreis seiner akademischen Studien damit, daß er das Diplom eines Doctors der Rechte erhielt. Mit Anfang April des nächsten Jahres trat der junge Doctor, wie erwähnt, beim Advocaten Dr. Budinczky als Concipient ein. Dieser nunmehrige Chef Perthaler's gehörte zu den hervorragendsten Anwälten der Residenz, war durch und durch ein trefflicher Mann von vorzüg-

licher Tüchtigkeit und bravem Charakter. Hier gab es für den angehenden Praktiker ein weites Feld der Thätigkeit. Dr. Perthaler gab sich derselben mit Liebe und Eifer hin; die Ausübung des giltigen Rechts regte ihn viel mehr an, als ihn früher die Theorie des römischen angesprochen hatte. Gab es doch in der Advocatie von jeher Fälle, in denen die Anwaltschaft ein ritterliches Amt ist, dessen sich eine Natur wie die Perthaler's von Herzen freuen mußte, denn stets war es seinem Charakter lieber und angemessener, zu kämpfen, als zu entscheiden. Staunenerregend war die Arbeitskraft, die er bethätigte. Die Entwirrung der verwickeltsten Probleme gehörte zu jenen Aufgaben, denen er sich mit wahrer Leidenschaft und mit einer vor keinerlei Schwierigkeiten zurückschreckenden Energie unterzog. Den ganzen Tag über saß nun der fleißige Jünger der Themis vor seinen Acten und die Oede des Philisterlebens drohte in ihn einzuziehen. Nur seine Empfänglichkeit für geistige Anregungen jeder Art bewahrte ihn davor. Er führte eine lebhafte Correspondenz, insbesondere mit Christian Helff, Rudolf Kink und Baron Handel; er genoß die Freuden edler Geselligkeit und erholte sich von den Mühen des Tages durch ernsten und heiteren Verkehr mit den Musen.

Mehrere Jahre trug er sich mit dem bereits genannten socialen Roman, „Der Flüchtling" betitelt, zu welchem eine große Menge zerstreuter Aufzeichnungen im Nachlasse sich vorfinden. Die Idee des nicht zur Vollendung gekommenen Werkes war großartig gedacht: die politischen, socialen, literarischen Zustände sollten sich im Gange der vorzuführenden Ereignisse spiegeln. Ueber den Abschluß kam Perthaler mit sich nicht völlig in's Reine: „Er sollte in künftige Zeiten fallen, einen Krieg mit Frankreich als vergangen schildern; es sollte gezeigt werden, wie die Einheit nun schon alle Glieder durchdringe, wie die Fürsten

sich zu den Völkern neigen und der deutsche Bund stark und herrlich sei durch die Tüchtigkeit des Volkes." Auch der literarische Sansculottismus des jungen Deutschlands sollte als eine aus dem Franzosenthum kommende Dissonanz seine Würdigung finden. — Neben diesen Entwürfen liegt die Idee eines politischen Lustspieles in bruchstückweiser Bearbeitung vor, und mannigfach mehren sich die kleineren poetischen Erzeugnisse, die gegen die Mitte des Jahrhunderts mit den gedankentiefen Dichtungen, welche unter dem Namen Ulrich Hutten's zusammengefaßt sind, allmälig ihren Abschluß finden.

Die politischen Betrachtungen Perthaler's in diesem Decennium tragen nicht selten einen divinatorischen Charakter und zuweilen das Gepräge der Wehmuth und des patriotischen Schmerzes, welche Gefühle die im Ganzen dunkle und thatenlose Gegenwart erweckt. Doch trotzdem erkennt der jugendliche Politiker die treibenden Keime des Lebens. Voll ernster Trauer schreibt er: „Die politische Welt ist auf einem bedeutenden Punkte. Zwar steht zu erwarten, Oesterreich werde in der orientalischen Sache, die es so nahe angeht, seine beschwichtigende Weisung mit Wirkung äußern, allein ohne bedeutende Bewegungen kann es nicht enden. Bedeutende Interessen müssen in Anregung kommen; die Großmächte werden es nicht verhindern können, mit ihren kranken Theilen aneinanderzustoßen. Wenn man so eine tiefeingreifende Weltbewegung sieht, so wird man unwillkürlich noch weiter hinausgetrieben in die Beschauung. Die germanische Welt hat nun beinahe ihre Sendung vollbracht und schon äußern sich Spuren eines dem Leben germanischer Völker fremden Princips. In Deutschland, wo der Germanismus doch immer am Prägnantesten hervortrat, beginnt der zum Wissen seiner selbst gekommene Geist sich zu zersplittern in unendlich vielen Persönlichkeiten. Es wird die herrliche germanische Welt untergehen und

die Slaven werden Besitz nehmen von der Weltherrschaft. Zwar steht dies noch so ziemlich in der Ferne und eine furchtbare Umwälzung ist dazu nothwendig; allein es wird geschehen und es muß geschehen. Es ist ein schmerzlich' Gefühl, dies Voraussehen, schmerzlicher noch als das Schauen in die Vergangenheit. War das Griechenthum auch schön, so war es doch nicht so innig und nur einfacher Bewegung fähig. Der Germanismus hat in langer Entwicklung alle Welt aufgewühlt und durchgearbeitet und das innerste im Menschen Verschlossene hervorgerufen in Kunst und That an's Licht, und eine unendliche Menge von Werken spricht von der Lebendigkeit und Innigkeit der Germanenwelt. Die ungezügelte Sucht, Denkmäler zu setzen, ist ein übles Symptom; es geht unmittelbar der Verkleinlichung der Lebenden voraus, daß man ihnen die Größe der Entschwundenen, wie unwiederbringlich, in Stein zur Verehrung hinstellt."

Die Geschäfte in der Kanzlei des Dr. Budinczky dehnten sich in immer weitere Kreise aus. Perthaler rückte allmälig zum Bureauchef vor und war mit Arbeiten aller Art überhäuft. Darin fand der energische junge Doctor seine Zufriedenheit und sein Glück. Was ihm an Zeit außerhalb der geschäftlichen Sphäre übrig blieb, wurde nach kurzen Erholungsstunden im juridischen Leseverein nützlich verwendet. Mehrfach unterbrachen Reisen die Eintönigkeit des Geschäftslebens, obwohl auch sie den Geschäften galten. Ende 1843 unternahm Dr. Perthaler eine Reise nach Böhmen und begrüßte den Beginn des neuen Jahres auf den Serpentinen der mährisch-böhmischen Kunststraße. Das nächste Jahr sah ihn in Steiermark, der Winter 1845 in Mailand, Verona, Venedig und Triest. Die beiden letztgenannten Städte fesselten seine Aufmerksamkeit besonders. „Venedig," sagt er, „ist allerdings eine bewundernswerthe Stadt, aber Triest nicht minder, jedoch in anderer Beziehung: jenes ein prachtvoller Rest

älterer Zeit, dieses der frische Keim einer großen Zukunft." — Nach Wien zurückgekehrt, nahm er seine Arbeiten wieder eifrig auf und schloß Bekanntschaft mit hervorragenden Männern der Kunst, der Wissenschaft und der Praxis. Unter jene gehörten die aufstrebenden Dichter Adalbert Stifter und Franz Stelzhamer, unter diese seit Beginn des letzterwähnten Jahres Dr. Friedrich Lißt, „eine treffliche, markige Persönlichkeit, voll der edelsten praktischen Klarheit und der energischesten Willenskraft", der auf Dr. Perthaler und seine jungen Freunde einen sehr angenehmen, anregenden, ja aufrüttelnden Eindruck machte. Perthaler stand mit Lißt in brieflichem Verkehr, noch bevor die beiden Männer sich persönlich kannten. Ueber den frühen, selbstgewollten Tod des Edlen ließ sich Perthaler durch seinen Freund Dr. Wieser in Kufstein ausführlich berichten und äußerte sich über den von einem dunklen Geschick Hingerafften wie folgt: „Deutschland hat in ihm einen seiner herrlichsten Männer verloren, einen Mann voll Kraft und heiligen Willens, einen Mann, wie ihn seine Zeit bedurfte und wie sie ihn eben jetzt noch schwer entbehrt."

Das Jahr 1846 brachte einen schweren Schlag für die Familie Perthaler. Der Herbst raffte die gute, treue Mutter weg, welche dem Hause und den in der Ferne weilenden Kindern ein freundlicher, liebevoller Genius gewesen war. Schwer wurde es den Hinterbliebenen und so auch dem gefühlvollen Johann, den unersetzlichen Verlust zu verschmerzen; die Zeit, die allgewaltige, allein konnte den herben Kummer allmälig lindern.

Von jetzt an blieb Dr. Perthaler bis zum Antritt einer neuen Lebensstellung in Wien. Trotz seiner Sehnsucht nach der theuren Heimat, trotz seiner Vorliebe für Reisen und Wanderungen ließ er praktischen Erwägungen ihr Recht. „Nicht leicht," schreibt er an seinen vereinsamten Vater, „nicht leicht ist es den Menschen gemacht, in großen Städten eine hervorragende Stellung

zu gewinnen; ist der Weg dahin unterbrochen, so ist zehn gegen eins zu wetten: er ist für immer verloren." — Indeß verdoppelte sich die Sorge Johanns um die Seinigen, seitdem ihnen die geliebte Mutter nicht mehr zur Seite stand. Mit dem stetigen Anwachsen seiner Bezüge war die Möglichkeit materieller Förderung und der Kundgebung einer nie vergessenden kindlichen Dankbarkeit gestiegen; aber auch guten Rath, der mit Geld nicht aufgewogen wird, spendete der einsichtsvolle, treuherzige Bruder. Seine Geschwister hatten Ursache, ihn immer mehr zu verehren, immer inniger; und sie thaten es. Den Bruder Michael hatte Johann, als jener zur militärischen Laufbahn sich entschlossen, einen beherzigenswerthen, aufmunternden und aufklärenden Brief geschrieben; nicht minder sprach er seine Anschauungen gegenüber dem Bruder Franz, welcher den geistlichen Beruf gewählt hatte, mit männlicher Offenheit aus. Charakteristisch ist folgende Briefstelle vom 13. März 1846: „In jungen Jahren ist es gut, wenn man von Ort zu Ort getrieben wird, damit der Geist wach bleibt, der sich so leicht in ruhiger Gemächlichkeit zu einer Art Dämmerung einlullen und umnachten läßt. . . . Daß Du ein fleißiger Leser der „Allgemeinen Zeitung" bist, will ich hoffen. Ebenso wünsche ich außerordentlich, daß Du ein Deutscher bleibst und dem Ultramontanismus Dich entgegensetzest . . . . Der deutsche Geist will etwas Anderes, ist ernstern, tiefern Wesens als der des Wälschen; der wälsche Geistliche ist ein Sophist, voll Genuß- und Herrschsucht und überdies ein Ränkeschmied. Er weiß nichts von dem religiösen Gemeindeleben und ahnet nicht, daß es seinem ganzen Wesen nach republikanisch und der Geistliche in der Gemeinde nur Landammann ist." — Nicht minder bereitwillig sprach er gegenüber dem dritten Bruder und gegen seine Schwestern die unumwundene Meinung in verworrenen und kritischen Lebenslagen aus.

Dr. Budinczky anerkannte die ersprießlichen Dienste, welche Dr. Perthaler ihm leistete, bei jeder Gelegenheit. Als dieser im Herbste 1847 sich mit dem Gedanken trug, selbständig eine Advocaturskanzlei zu eröffnen, stellte ihm der bisherige Chef ein geradezu glänzendes Zeugniß aus. Die ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse, welche Dr. Perthaler in den Rechtswissenschaften bereits beim Eintritt in die Praxis besaß, verbunden mit einer richtigen und scharfsinnigen praktischen Auffassung der ihm vorgelegten Fälle, hatten ihn sehr bald befähigt, die ihm übertragenen Conceptsarbeiten in allen Fächern des civilrechtlichen und politischen Geschäftsgebietes zur größten Zufriedenheit des Dr. Budinczky zu leisten, und seinen fortgesetzten, unermüdlichen Bestrebungen war es vollends gelungen, die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Studien auch auf dem Felde der Praxis fruchtbringend zu machen. Die geistreiche Thätigkeit des Dr. Perthaler ist daher nicht nur in den schwierigsten Prozeßführungen, sondern auch in verwickelten Abhandlungsfällen und Concursverhandlungen derart vorgelegen, daß er stets die Grundsätze der Wissenschaft mit den augenblicklichen Forderungen der Praxis zu vereinigen und für jeden Vorfall das geeignete Rechtsmittel zu finden wußte. Mit besonderer Auszeichnung rühmte Dr. Budinczky „die ausnehmende Geschicklichkeit, die ausdauernde Thätigkeit und die in Fällen seiner amtlichen Abwesenheit aufgehabte vertrauungsvolle Stellvertretung in Leitung der Kanzleigeschäfte, welche Dr. Perthaler sodann in bester Ordnung zu halten verstand, sowie die Vortrefflichkeit seines sittlichen Charakters, wurzelnd in durchaus ehrenhafter Gesinnung und unerschütterlicher Rechtlichkeit.“ Außerhalb seines amtlichen Berufes war Dr. Perthaler ein sehr eifriges, bald das hervorragendste Mitglied des juridisch-politischen und des österreichischen Vereines, welchem auch Graf Lodron, Mitis, Schaumburg und andere als mannhafte

Patrioten bekannte Männer angehörten. Er trat Anfangs 1846 der juridischen Facultät und Societät bei und veröffentlichte im December desselben Jahres in der „Gegenwart" eine Arbeit: „Ueber Rettungshäuser für verwahrloste Kinder."

Das Jahr 1848 durchkreuzte die friedlichen Pläne Dr. Perthaler's und warf ihn mit einem Male in die Kämpfe des politischen Lebens. Die Tage ruhiger Geschäfte sind vorüber; die süßen Stunden poetischer Wallung werden selten. Die lyrischen Dichtungen und die lyrisch-epischen, welche Perthaler schuf, sind mit wenigen Ausnahmen nunmehr abgeschlossen; die Novelle und das umfangreiche Drama liegen seit Langem fertig vor. Ein Blick auf diese Gaben einer freundlichen Muse mag uns hier gegönnt sein, bevor wir den Lebensgang des vielseitigen Mannes auf neuen Bahnen verfolgen.

Wie in jeglicher Richtung seiner Thätigkeit dem Harten und Schwierigen zugethan, voll Kampfeslust und Arbeitsfreudigkeit, reiht Perthaler sich nicht jenen Sängern an, die in leichter Tändelei die Stimmungen ihrer Seele offenbaren. Seine lyrischen Gedichte sind daher zu allermeist von bedeutenden Gedanken getragen, Abbilder nicht so sehr der Verfassung des Gemüthes, als vielmehr der ruhigen Vollkommenheit des auf festen Grundsätzen bestehenden Charakters. Insofern ist es richtig, daß Perthaler's Muse der Meditation und Reflexion williger gehorcht und sich hingibt, als dem Spiele flüchtiger Phantasien. Die Phantasie unseres Dichters erweist sich überhaupt nie in Ueberschwenglichkeiten, sondern unterliegt gleich Allem, was er anstrebte und wirkte, der beschwichtigenden Mäßigung von Seite eines gesunden Verstandes, der sich nie aus dem Sattel heben läßt. Das hindert gar nicht, daß viele, namentlich erotische Lieder Perthaler's voll Anmuth und gemüthlicher Tiefe sind und immer den Eindruck der unbefangenen Mittheilung machen, nicht aber den der

ohnmächtigen, leidenschaftlichen Gesticulation. Und so wie Perthaler niemals die Ungebundenheit der Empfindung, ich möchte sagen das Tollwerden des Dichterrosses zu vermeiden braucht, weil seiner innersten Natur alles Extravagante durchaus fremd ist: so weicht er auch nie und nirgends aus den gemessenen Grenzen des sittlich Schönen, innerhalb welcher allein sich ihm die reine Fluth der Hippokrene ergießt. Was schlüpfrig, frivol, lüstern und gemein ist, dem steht unser Poet so fern, wie die Sterne des Himmels dem trüben Qualm der Erde. Hohe und schöne Gedanken, edle und erhabene Gesinnungen spricht seine keusche Muse aus: Liebe, Vaterland, Natur und Menschenthum sind ihre heiligsten Begriffe, ihre unverletzlichen Ideen. — Ganz derselbe priesterliche Geist durchweht Perthaler's belletristische Prosa und sein bedeutungsvolles Drama „Aristodem". Diesem letzteren wird Niemand eine reiche Fülle poetischer Schönheiten absprechen wollen, Niemand eine edle Tendenz und eine durchwegs würdevolle Gesinnung. Die einzelnen Scenen für sich betrachtet sind wohl ausnahmlos tüchtige Arbeiten, wenn sich auch vielleicht mit Recht behaupten läßt, daß der gewählte Stoff für die dramatische Behandlung sich als spröde erweist und die weitläufige Durchführung nicht blos die dramaturgische Oekonomie gefährdet und die Aufführbarkeit des Stückes sehr erschwert, sondern auch der Rundung des Ganzen und seiner poetischen Einheitlichkeit zum Nachtheil gereicht. Der Held des Dramas trägt zweifellos viel tragisches Element in sich, obschon die Figur der vollendeten plastischen Durchbildung entbehrt; Hermione ist dagegen die fertigste, die lebendigste und die poetischeste Person des ganzen personenreichen Stückes. Glückliche dramatische Charaktere sind auch Theano und Brasidas, in weit geringerem Maße Arkas. — Interessant und sehr beachtenswerth ist das Urtheil Feuchtersleben's über „Aristodem": „Erlauben Sie mir," schreibt

der gefeierte Schöngeist an Dr. Perthaler, „erlauben Sie mir, nur rhapsodisch Bemerkungen hinzuwerfen; Sie werden die Bezüge und Anwendungen schon ausfindig machen. Es sind eigentlich zwei Stücke, von denen das erste: „Aristodem“ — mit dem dritten Acte schließt, das zweite: „Theano“ — ein Nachspiel bildet. Dieses letztere, die zwei letzten Acte nämlich, scheint mir ein viel bedeutenderes Problem zu enthalten als das erste, welches ich nach meinem Gefühle als bloßes Vorspiel und gar nur erzählend dem zweiten, das nun die tragische Sühnung einer begangenen Schuld zum Gegenstande hätte, zu Grunde legen würde. Diese zwei Acte enthalten auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt das Beste vom Ganzen, zum Beispiel den sehr wahr empfundenen und theilweise sehr gelungenen Dialog zwischen Theano und Brasidas im vierten Acte — welches überhaupt ein rechtes und tiefes Verhältniß ist, wie es der dramatische Dichter braucht. Auch sonst hat der vierte Act manches sehr Gute. Aber in der jetzigen Form ist Alles mehr dramatisirt als dramatisch; statt daß die Handlung zu größerem Interesse auf möglichste Weise vertheilt wird, treten immer, selbst im fünften Acte noch, neue Personen auf.“ Nach einigen Bemerkungen, die in's Einzelne gehen, schließt Freiherr von Feuchtersleben: „Ein Drama ist überhaupt nicht genug, um über ein Talent, geschweige denn über einen Menschen etwas auszusprechen. Je besser es ist, desto objectiver ist's auch; man kann also höchstens aus der Wahl des Stoffes seine Neigungen, aus Stellen der Hauptpersonen eine oder die andere seiner Ansichten, aus den Reden der Personen überhaupt die Stufe seiner Bildung einigermaßen errathen. Nun aber geben mir diese Umstände im vorliegenden Falle, verbunden mit den vorausgesandten Versen, einen sehr guten Begriff von seinen Anlagen und seinem Streben überhaupt; ich danke für sein Vertrauen und habe es durch Aufrichtigkeit zu verdienen gesucht.“

Ueber die lyrischen Dichtungen Perthaler's hatte sich derselbe geistvolle Kritiker folgendermaßen ausgesprochen: „Ich glaube, daß man gut thut, Alles im Leben, auch das Kleinste — warum nicht auch ein lyrisches Gedicht? — mit einem gewissen Ernst als Aufgabe zu behandeln, sich über den Stoff Rechenschaft abzulegen, seinen Gehalt zu prüfen und die Behandlung beiden gemäß zu gestalten, so daß das Gedicht entschieden Anfang, Mitte und einen bestimmten Abschluß habe. Sonst wird es kein gutes Gedicht sein. Das Sichgehenlassen kann bei den Forderungen, die man jetzt mit Recht so sehr steigert, kaum dem größten Dichter erlaubt werden, oder besser: der erlaubt es sich am wenigsten. Wie sorgsam waren Goethe und Schiller bei der Wahl ihrer Stoffe zu einer Ballade (siehe ihre Briefe!) Jetzt schüttelt man Balladen aus dem Aermel. Nicht jede Empfindung gibt ein Gedicht oder doch nicht dieselbe Form von Gedichten: eine reicht eben hin zum Epigramm, eine zur Elegie, eine zur Stanze, zum Sonett. Halten Sie das nicht für Pedantismus; die Gattungen hat die Natur gezeugt und

Jede Form, sie kommt von oben.

Selbst das Versmaß will — ich will nicht sagen: überlegt — angemessen empfunden sein. Hüpfende, tanzende Klänge, kindliche Reime sollten durch einen in's Dithyrambische greifenden Inhalt bedingt sein; weibliche Ausgänge sollten nur da abschließen, wo der Dichter mit Absicht ein Sichverlieren andeuten will. — Ich untersuche immer, wenn ich eine Sammlung von Gedichten überblicke: was sind die Gegenstände, die hier besungen werden? Denn das ist des Dichters Welt. Sie haben Recht: Lyrik ist zuletzt immer subjectiv, sonst wäre sie blos beschreibend oder eine Art dramatischer Darstellung. Aber die Subjecte sind verschieden: sie schaffen sich eine große, bedeutende Welt — oder drehen

sich im Kreise der gemeinen, kleinen, unbedeutenden. Liebe, Natur, Vaterland, Poesie — das sind im Ganzen Ihre Gegenstände; ein schönes Feld, wenn es wacker bepflügt wird! Nur Poesie selbst gibt für die Poesie keinen recht passenden Gegenstand, wenigstens muß er nur sehr selten oder im heitern Stile mit Selbstironie behandelt werden; vom Singen muß man lieber gar nicht singen. — Bestimmtheit, ich möchte sagen Unabänderlichkeit des Ausdrucks scheint mir ein charakteristisches Kriterium des echten Dichters. Vergleichen Sie die Alten, die in lauter gold'nen oder ehernen Bildern und Sprüchen reden, mit Herder oder Leopold Schefer, die, bei schönen Vorzügen, oft wie Betrunkene stammeln. Ein Vortheil ist es, sich im Stillen zu denken: wie würde sich das Gedicht, in eine fremde Sprache übersetzt, ausnehmen? Denn im Deutschen geht Alles. — Nicht nur die Herrschaft über die Sprache, sondern auch die Selbstverleugnung, ihrem Gebrauche sich zu unterwerfen, wo es der Geschmack fordert, ist lobenswerth. Jene bethätigen Sie in hohem Grade, diese besitzen Sie nicht immer. Ebenso liegt ein siegreiches Spielen mit Schwierigkeiten und Kunststücken im Charakter der gereimten südlichen Formen; aber auch hier dictirt der Geschmack das Maß, und wir haben an Rückert das traurige Beispiel, wohin das Extrem hierin führt. — Leichtigkeit ist eine hübsche Sache; aber besiegte Schwierigkeit (sapit demorsos ungues), wie bei Grillparzer, eine noch hübschere. — Ein Gedicht muß einen ganzen Zustand rein aussprechen und in schöner organischer Gliederung dieselben Empfindungen im Leser entwickeln, den Zustand auf ihn übertragen. — Bei Ihnen — darf ich das Paradoxon wagen — könnte die Bildung dem Dichter gefährlich werden; man muß Ihnen zurufen: sich zusammenhalten, beschränken, im Kleinen liebevoll verharren — nicht den entfesselten Geist schwärmen lassen! Denn die Poesie ist nicht in der Welt der

Gedanken, sondern in der engen Welt individueller Zustände zu Hause.

„Drei Dinge sind es, die der Poet vor anderen haben muß: einen gebildeten Geist, der ihm die Bedeutung der Gegenstände aufschließt: den haben Sie vollkommen; eine gebildete Sprache, deren er sich mit Sinn für den Wohlklang, wie der Maler des Pinsels, bedient: die haben Sie vollkommen; endlich die Gabe des Verkörperns, seine Gefühle als lebendige Wesen zu gestalten und vor sich hinzustellen. Das ist es, worauf ich Sie hinweise — als einen Begabten, den man nicht abhalten, sondern anregen muß."

Rücksichtlich der Form der Perthaler'schen Dichtungen anerkannten auch andere Kunstverständige die an's Meisterhafte grenzende Gewandtheit des Lyrikers; bezüglich des Dramas heben sie hervor, daß die Sprache zum größten Theile dem Antiken gemäß, würdig, kraftvoll und einfach sei. In den Reflexionen besonders wird sie recht gehaltvoll; in ihnen liegt wohl zunächst die tüchtige Individualität des Dichters und der hervorragendste Werth seiner Schöpfungen. Will man eine Abhängigkeit Perthaler's aussprechen, so muß man auf große Muster zurückgehen: in der Lyrik auf Goethe, im Drama auf Shakespeare.

Von dem großen Jahre 1848 ab begegnen wir nicht mehr dem Dichter und Philosophen Perthaler, sondern dem Patrioten, dem Staatsmanne. Groß und ernst hatte Dr. Perthaler schon lang vom Berufe des politischen Kämpfers gedacht. Lang vor dem Ausbruch der Frühlingsregungen des bedeutungsvollen Jahres hatte er an Rudolf Kink geschrieben: „Ich lehnte mich an's Fenster und schaute in die Nacht zu den Sternen empor und kühle Luft umwehte Stirn und Brust, und es ward mir leicht. Die Gedanken schwirrten wechselnd vorüber, aber durch alle zog sich die Sehnsucht, zu wissen, wie ich mich selbst aus der Unend-

lichkeit des unbestimmten Lebensdranges zu retten und mir Gehalt und Gestalt des Handelns zu schaffen vermöchte. — Fühlst Du den mächtigen Flügelschlag der Zeit? — Ja, wir müssen Männer werden, das fordert die Ehre unserer großen Nation. Ihr Schicksal muß auch einst in unsere Hände kommen, wann die Väter zur Ruhe gehen. Werden wir die Kraft haben? Wir müssen sie uns erringen und dann werden wir die Richtung der Völkerbewegung erkennen. Denn alle Mühe, ein ganzes Leben voll der That und Anstrengung ist verloren, wenn es nicht innerhalb der Tendenz der Zeit sich vorwärts bewegt. Hiezu gibt es kein anderes Mittel: wir müssen das Schicksal der Menschheit in uns durchleben; die ganze Genesis der Menschheitsentwicklung müssen wir in uns erfahren. Und sind wir an den Punkt der Gegenwart gekommen, dann wollen wir mit Zuversicht die Zügel fassen, die uns von den scheidenden Alten in die Hände gedrückt werden; dann werden wir den Forderungen des Jahrhunderts nicht hindernd entgegentreten, sondern sie mit Klarheit und Bewußtsein rasch fördern. — Ich habe einen festen Glauben an die Bedeutsamkeit der Gegenwart; eine neue Epoche steht hart an der Pforte der Zukunft, aber eine ganz andere, als die gewöhnlichen Prediger glauben."

Zu Beginn des achtundvierziger Jahres begann Perthaler's publicistische Thätigkeit tiefgreifende Bedeutung zu gewinnen. In erster Reihe sind es die „Wiener Zeitung" und dann die „Augsburger Allgemeine Zeitung", welche sehr häufig gediegene und umfangreiche Betrachtungen über die allgemeine Lage der Dinge oder über politische Detailfragen brachten. Es ist die Menge dieser publicistischen Schriften jetzt in keiner Weise mehr zu übersehen; fest steht aber, daß Hans Perthaler bald zu den angesehensten Literaten, zu den einsichtsvollsten politischen Wortführern, zu den schneidigsten und gefürchtetsten Polemikern

gezählt wurde. Um nur Weniges aus der überreichen Fülle seiner staatsmännischen Tagesschriften herauszugreifen, erwähne ich den epochemachenden Artikel der „Wiener Zeitung" über Oesterreichs Weltstellung und über die österreichische Parlamentsfrage vom Frühjahr 1848.

Die Ereignisse im Lenz dieses Jahres fanden in Johann Perthaler den aufmerksamsten Beobachter und Theilnehmer. Mit lautem Jubel begrüßte der hoffnungsreiche, von echtester Vaterlandsliebe erfüllte Tiroler die Märzvorgänge. „Wir haben Revolution gemacht," schreibt er am 16. März an seinen Vater, „und mit ihr siegreich Oesterreichs Macht festgestellt; wir haben sie emporgehoben, daß sie wieder an der Spitze von Deutschland und mit dem großen herrlichen Deutschland an der Spitze der Welt steht. Der 13., 14., 15. März sind die größten Tage in der Geschichte Oesterreichs. — Ich befinde mich wohl wie noch nie in meinem Leben. — Heil unserm Kaiser! Die Scheidewand, die zwischen ihm und seinen Völkern stand, ist niedergeworfen, und noch nie ist einem Monarchen in so aufrichtiger Liebe zugejubelt worden wie ihm. Hätte er eine Ahnung gehabt von seines Volkes Treue und von seinen gerechten Wünschen, er hätte schon längst gewährt, was nun ihn und sein Volk beglückt."

In die tapfere Familie der Perthaler fuhr in diesen Tagen ein frischer, kampflustiger Geist. Michael stand voll Thatendurst vor dem welschen Feinde und trug beim Ansturm auf Melegnago blutige Wunden davon; Franz wirkte als Feldpater im tirolischen Landsturmaufgebot, und Johann trug seit der Einsetzung der Volkswache den Ehrenrock des Nationalgardisten. Ununterbrochen war er thätig im Dienste einer Sache, die ihn begeisterte und hinriß; einer der thatkräftigsten unter den herrlichen Jünglingen jener Tage, hielt er es nicht mit den Zerstörern, sondern mit den Aufbauenden und ehrlich Schaffenden. Das Werk der

Constitution, die Leitung der Parteien, die Belehrung der erregten Volksmassen, die Vorbereitungen zum Parlamente raubten ihm die Ruhe des Tages und der Nächte. Hier zeigte und bewährte sich so recht die willenskräftige, ausdauernde Zähigkeit seiner Natur. Er fühlte in sich gewaltig vorherrschen das Element der sich bethätigenden Männlichkeit, die früherhin vom Drucke geschäftlicher Mühen niedergehalten war. Perthaler war ernst und vollbewußt Demokrat im edlen Sinn des Wortes. „Die Demokratie," schreibt er in seinen Wiener Briefen an die „Innsbrucker Zeitung" vom Juli und August, „ist des Volkes ganzer, gesunder Körper und ewig wie das Volk." Als erste Forderung dieser Demokratie stellte er hin die Aufhebung der Standesprivilegien und die gleiche Vertheilung der Rechte und Lasten. Und was er schrieb, unterschrieb er kühn mit seinem vollen Namen.

Schade, daß diese edle Begeisterung, dieser Thatendrang und dieser Aufwand der besten Kräfte nur gar zu bald eine schmerzliche Täuschung und Hemmung erfahren mußte! Die entartete Bewegung gemeiner Instincte, der Terrorismus infamer Menschen, wie die ersten Octobertage ihn unverhüllt offenbarten, die schamlose Gebahrung niedriger und blutgieriger Demagogen konnte an einem Perthaler keinen Bundesgenossen finden, wie die heilige Sache der Freiheit und des Volkswohls ihn immer gefunden hatte. Die Greuel des 6. October, welche mit der verabscheuungswürdigen Hinmordung des unglücklichen greisen Latour ihre traurige Vollendung fanden, erregten im Herzen des edlen Patrioten Zorn und unsägliche Entrüstung. Er warf das von Unwürdigen geschändete Gardecostüme voll Unmuth von sich, berührte fürderhin keine Waffe und verließ am Tage nach dem Ministermorde die Stadt, um vier Wochen hindurch im friedlichen Enzersdorf in dem gastlichen Hause der Freiherren von

Pratobevera dem gottlosen Gelichter, das in den Mauern der Kaiserstadt sein grauenvolles Wesen trieb, fern zu sein. — Maria-Enzersdorf ward in diesen Tagen der Gährung für Perthaler ein trautes Tusculum. Man las die Zeitungsblätter, machte durch's Fernrohr Beobachtungen über die Truppenbewegungen, heckte strategische Combinationen aus, ergab sich den gewohnten Studien und erfreute sich an den wunderlieblichen Märchen Brentano's. — Hier war es auch, wo Perthaler zum Preise seiner trefflichen Hausfrau folgendes anmuthige Idyll schrieb:

Die gute Frau.

Am frühen Morgen aus dem Giebelfenster
Des Hauses mit dem Fernrohr nach den Thürmen
Der Stadt und nach dem Lager späh' ich, lauschend,
Ob Sturmgeläute dort ertönt, ob hier
Das Heer sich regt, und ob sich schon der Kampf
Zur Pforte blutiger Entscheidung drängt.

Was regt sich, horch! — Es schreitet aus der Thür
Mit leicht gesenktem Haupt in kurzen Schritten
Und eilig eine schlanke Frau'ngestalt,
In ihren Händen eine Gabe tragend.
Es ist noch Alles still. So schwebt sie leicht
Den sand'gen Hofraum hin durch's Thor, quer über
Die Gasse und verschwindet in der Thür
Des ärmlich niedern Hauses drüben. Laßt
Uns folgen, aber leise, daß wir lauschend
Die Segenspenderin in ihrem Werk
Nicht stören. — „Guten Morgen, Nachbarin,
Ich bring' Euch was für's arme Kind. Da nehmt
Und sagt, wie geht es Euch zu trüber Zeit?"
„O liebe Frau, nun ist es gut, weil ich
Euch seh'. Ich habe nicht gehofft, daß Ihr
Noch kommt und jetzt des armen kleinen Wurms,
Des mutterlosen, noch gedenken möget.

Man sagte mir, Ihr wolltet uns verlassen,
Doch nein, Ihr seid noch da und seid so lieb
Und gut und freundlich gegen uns wie immer.
Als heute auf die Sonne ging, da fiel
Ein Strahl durch's Fenster auf das Bett des Kindes
Und malte Rosenschein auf sein Gesicht.
Ich dachte mir im Stillen: Treues Licht,
Du kommst auch jetzt, als wäre nichts gescheh'n. —
Wird aber auch dein Engel mit der Gabe,
O Kind, erscheinen? Wird ihr Auge, wie
Der Lichtstrahl auf dein junges Angesicht
Die Himmelsfarbe ihres Segens hauchen? —
Und sieh, auch Ihr, so wie die liebe Sonne,
Ihr kommt zu uns, als wäre nichts gescheh'n."
So spricht die Alte, und die Engelfrau,
Sie stellt dem guten Weib die Gabe hin,
Noch köstlicher durch edle Menschenliebe,
Die das Gemüth der Geberin durchglüht. —
Doch nicht allein die Nahrung brachte sie
Mit eig'ner Hand, auch Trost und Gottvertrauen
Erweckt sie in der bangerschreckten Seele.
„Seid ruhig, Frau, bald kommen uns're Retter,
Verzaget nicht, der liebe Gott wird's lenken;
Ich bleibe hier und seh' Euch morgen wieder." —
Rasch, so wie sie gekommen, kehret sie
Zurück in's Haus. — Bekümmerniß im Herzen
Und tief bewegt in eig'ner Seele, stärkt
Sie dennoch alle Andern wunderbar
Mit ihres Seherglaubens reiner Kraft.
Sie schaut mit hellem Blicke, wie es kommt,
Und harret unerschütterlich des Ausgangs.

So waltet sie und lindert Schmerz und Elend
In leidenvollster Zeit, mit warmer Sorge
Und wärmer noch als sonst, weil jetzt die Welt
Erbarmungslos den Kelch der Leiden füllt.

Nach dieser Zeit genoß Wien endlich wieder einmal jene lang vermißte Sicherheit, welche das erste Erforderniß eines geordneten Rechtszustandes ist. Nach und nach kehrte man zu den gewohnten Geschäften zurück, aber noch immer sah es düster und öde in der sonst so freundlichen Hauptstadt aus.

Perthaler lebte nunmehr in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien. Gegen Ende des Jahres legte er mit Auszeichnung die Advocatenprüfung ab, um sofort die selbstständige Praxis zu beginnen. Aber im letzten Momente änderte sich dies Vorhaben, und Dr. Perthaler wandte sich nach reiflicher Ueberlegung dem Staatsdienste zu. Er verließ demnach mit Jahresschluß die Kanzlei seines Freundes Dr. Budinczky und wurde mit Beginn des Jahres 1849 vom Justizminister Alexander Bach, der ihn schon vorher wiederholt durch Beweise seiner hohen Achtung ausgezeichnet hatte, in's Ministerium berufen. Hier nahm er zunächst die Stellung eines ersten Ministerialconcipisten ein und fand im Drange der bewegten Zeit ohne Weiteres Gelegenheit, durch Ausarbeitung wichtiger Gesetzentwürfe ersprießliche Dienste zu leisten. So war der Weg staatsmännischer Wirksamkeit bereits eingeschlagen, obschon sich Perthaler die Rückkehr zur Advocatur für den Fall, daß der Staatsdienst je mit seinen Neigungen oder Ueberzeugungen nicht vereinbar sein sollte, dadurch gesichert hatte, daß er sich das erforderliche Stallum geben ließ.

Aber nach wenigen Wochen dieser neuen Praxis wurde Dr. Perthaler zu legislatorischer Thätigkeit berufen. Oberst Franz von Mayern, dessen Ersatzmann für das Frankfurter Parlament Perthaler war, hatte am 18. Februar seine Stelle als Abgeordneter aus dem Grunde niedergelegt, weil er als Ministerialrath im Ministerium der öffentlichen Bauten zur Zeit in Wien unentbehrlich war. Wenige Tage darauf reiste Hans Perthaler mit Eisenbahn über Breslau, Dresden, Leipzig,

Weimar, Erfurt, Gotha und Eisenach, dann mit Eilwagen von Eisenach nach Frankfurt am Main. Auf solchen Umwegen mußte man dazumal zur Goethestadt gelangen.

Welchen Standpunkt Dr. Perthaler als Deputirter der Nationalversammlung einnahm, ersehen wir aus der mit dem Feuer edelster Begeisterung abgefaßten Schrift: „Das Kaiserthum Klein-Deutschland", Frankfurt, Carl Horstmann, 1849. Sie enthält eine der großartigst gedachten, gehaltvollsten und schönsten Reden, die je in ernsten Tagen vor einem großen Vertretungskörper gehalten worden. Gehalten wurde die gegen den Welcker'schen Antrag gerichtete, von den Ideen der großdeutschen Partei getragene Rede indeß nicht, weil Perthaler sich nicht unter den je Eilfen befand, welche am 17., 19. und 20. März für und gegen das Erbkaiserthum ihre Lanzen einlegen konnten, ehevor die Debatte abgeschnitten wurde. Wäre sie gehalten worden, — wer weiß, ob die perikleische Gewalt, welche Perthaler's Worten innewohnt, nicht im Stande gewesen, die erstaunliche Minorität von 263 gegen 267 Stimmen zur Majorität umzugestalten.

Am 31. März 1849 schrieb Dr. Perthaler in's Frankfurter Parlamentsalbum die Worte:

„Im ersten germanischen Weltalter ist das deutsche Kaiserthum durch alle Lebensstadien hindurchgegangen; seine Form ist morsch geworden und zerbrochen, sein Inhalt ist erschöpft. Nur galvanisches Scheinleben wäre es, was man in dem politischen Leichnam noch zu wecken vermöchte.

„Die Schwelle des zweiten germanischen Weltalters darf das deutsche Volk nicht mit der entgeistigten Wiederholung eines abgeschlossenen Lebensprocesses betreten. Das Sein im Gewesenen heißt verwesen; die Geschichte kennt nur das Sein im Werden.

„Ein abgenütztes Princip im Staatsleben ist der Mechanismus, die Monarchie der Monarchien seine neueste Carricatur.

Wer kann glauben, daß der Keim eines neuen Werdens in dem abenteuerlichen Gedanken einer Monarchie der zweiten Potenz zu finden sei? Von Anbeginn wäre diese zweite Potenz gleichbedeutend mit staatlicher Impotenz.

„Nach organischer Gestaltung ringt der Genius der Zeit; sie muß das neue Lebensgesetz der Vereinigten Staaten von Groß-Deutschland sein."

Das, wonach Perthaler von jeher strebte: die Weckung und Kräftigung des Bewußtseins der Zusammengehörigkeit aller unsere Monarchie bewohnenden Völker und die großösterreichische Idee, der er bis an sein Lebensende ein warmer Anhänger und ebenso unerschrockener als geistvoller und beredter Anwalt blieb, ließ sich in Frankfurt nicht vertreten. Bald kam es denn in der unglückseligen Nationalversammlung völlig zum Bruche; auch Perthaler folgte der Abberufung. Der Absagebrief des Wiener Deputirten, in der „Frankfurter Zeitung" vom 25. April enthalten, lautet:

„An den Herrn Präsidenten der deutschen Nationalversammlung!

„Die Nationalversammlung ist unter dem Widerspruche einer großen Minorität zu einer Reihe von Beschlüssen hingerissen worden, welche das Bedürfniß Deutschlands nach gleichartiger Verbindung aller Stämme unerfüllt lassen.

„Sie hat ein Verfassungswerk geschaffen, in welches sie, weil darin nicht das ganze Deutschland Raum findet, einen erst zu suchenden Staat von noch unbestimmten Grenzen zu zwängen sucht.

„So im Schooße der Gesammtvertretung das Volk, im Volke sich selbst verstümmelnd, hat sie Oesterreich, zwar nicht aus Deutschland, was unmöglich, wohl aber aus dem Staate, den sie ersonnen, bereits verdrängt und muß gewärtig sein, daß

in der beschlossenen engen Form auch noch andere Staaten und Stämme den nöthigen Raum nicht finden.

„Die Nationalversammlung hat durch diese unheilvolle Wendung ihre Eigenschaft als Gesammtvertretung der deutschen Nation in die einer Landesvertretung in Deutschland umgewandelt. Was sie geschaffen, ist daher nicht die Verfassung des deutschen Reiches; — der von ihr beschlossene Kaiser ist nicht Kaiser der Deutschen, — und nicht Deutschland, sondern ein Stück davon ist es, was ihre Wirksamkeit umfaßt und was ihre Beschlüsse binden.

„Nicht zu einer Partikular-, sondern zur Nationalversammlung gewählt und gesendet, glaube ich Unterzeichneter, als Abgeordneter aus Oesterreich, an dem Wirken dieses Hauses auf der von ihm als unwandelbar erklärten Grundlage keinen Antheil nehmen zu können, und hege die Ueberzeugung, daß ich mit diesem Entschlusse den Erwartungen des österreichischen Volkes entspreche.

„Schmerzerfüllt über das Geschick Deutschlands, an welchem, was ehemals die Politik der Cabinete verübte, jetzt durch die Vertreter des Volkes geschieht, schmerzerfüllt über die beschlossene verhängnißvolle Spaltung — entsage ich der Theilnahme an den Verhandlungen dieser Versammlung. Ich fühle mich aber verpflichtet, auch noch in diesem letzten Augenblicke gegen den so kläglich an den Tag gekommenen Mißverstand in Betreff der Sendung, womit das Volk sein Parlament betraute, Verwahrung einzulegen im Namen des gesammten Deutschlands, welches ein Recht hat auf alle seine Theile, im Namen Oesterreichs, welches ein Recht hat ein Theil zu sein des Ganzen, und im Namen der alten, in schlimmen wie in guten Tagen für Deutschland immer treugesinnten Stadt Wien, in welcher gewählt zu sein ich die Ehre habe.

„Indem ich Ihnen, Herr Präsident, diese Mittheilung mache, beehre ich mich mit dem Ersuchen, sie zur Kenntniß der Versammlung zu bringen.

„Frankfurt, 20. April 1849.

Dr. Perthaler,
Abgeordneter für Wien.“

Damit war Perthaler's Thätigkeit in Frankfurt zu Ende. Ueber Regensburg und Passau trat er gegen Ende April 1849 die Rückreise an. Er versichert wiederholt, wie sehr ihn der negative Ausgang der hohen Mission geschmerzt habe. — Noch vor seiner Abreise besuchte er, nachdem die Pläne für Paris aufgegeben werden mußten, die Städte Mainz und Cöln, um dort Studien über das öffentliche Gerichtsverfahren zu machen.

War nun auch Perthaler's Wirksamkeit in Frankfurt nicht von ausschlaggebendem Erfolge, so hatte er doch als wahrer und echter Mann sich neuerdings bethätigt. Er hatte während der zwei Monate parlamentarischen Lebens nur zu gute Gelegenheit gehabt, um aus dem Irrgange, welchen die Versammlung eingeschlagen hatte, das richtige Ziel zu erfinden. Traurig freilich war es ihm, daß dieser neue Aufschwung der Nation so in Nichts zusammenschwand. Nur das Vertrauen in die Unverwüstlichkeit des deutschen Volkes ließ ihn an dem endlichen Gelingen des praktisch Ausführbaren nicht verzweifeln. Noch eine neue Anstrengung in günstigeren Zeiten, so glaubte er, und die Sache wäre glücklich gelöst. Hatte sich doch die Nationalversammlung in Wege verirrt, wohin ihr ein ehrenhafter Mann nicht folgen konnte. Sie vermochte etwas Positives nicht zu schaffen, da sie innerlich faul und politisch demoralisirt war. — Einen großen Trost gewährten ihm indeß die fröhlichen Siegesnachrichten aus Italien; wenn auch die österreichischen Deputirten scheinbar vom Platze weichen mußten, so kam doch das kleindeutsche Project nicht zur Geltung.

In Mainz, Cöln und Düsseldorf studirte Dr. Perthaler mit Eifer das judicielle Verfahren. Dieser Ausflug an den Rhein war nicht blos vom juristischen Standpunkt nützlich; Perthaler konnte davon auch in Wien bedeutenden Nutzen ziehen.

Am 20. Mai kam unser Freund wieder in Wien an. Sofort wurde er aufgefordert, als Ministerialconcipist in's Justizministerium einzutreten. Er gab nach einiger Bedenkzeit nach, jedoch unter dem Vorbehalte, daß er jederzeit zur Advocatur zurückkehren könne.

Schon nach wenigen Wochen erhielt der junge Ministerialbeamte den ehrenvollen Ruf, den Unterricht bei dem Bruder des Kaisers, dem damals siebzehnjährigen Erzherzog Ferdinand, in den staatsrechtlichen Wissenschaften zu übernehmen. Zu diesem Behufe holte ihn dreimal wöchentlich ein Hofwagen nach Schönbrunn ab.

Trotzdem hiedurch seine Zeit bedeutend eingeschränkt wurde, arbeitete Perthaler dennoch ununterbrochen im Landesreferate für Nieder- und Oberösterreich, sowie für Salzburg, und wurde zugleich mit dem Referate der Civiljurisdictionsnorm betraut. Nach der Creirung der legislativen Section im Justizministerium ungetheilt dieser Section zugewiesen, wurde Dr. Perthaler nach Beendigung der Berathungen über die Jurisdictionsnorm mit der Bearbeitung eines neuen Entwurfes der Notariatsordnung und dem Referate hierüber bis zum Abschluß dieser Arbeit beauftragt.

Das kaiserliche Patent vom 18. Juni 1850, wodurch eine neue Vorschrift über den Wirkungskreis und die Zuständigkeit der Gerichte in bürgerlichen Rechtssachen erlassen und festgesetzt wird, daß die Gerichtsbarkeit in bürgerlichen Rechtssachen vom 1. Juli 1850 angefangen nach Maßgabe dieser Vorschrift ausgeübt werde, war die erste legislative Leistung Perthaler's. Die

zweite Arbeit dieser Art ist das kaiserliche Patent vom 29. September 1850, womit die neue Notariatsordnung erlassen wird. Wohl war zu dieser letzteren der Entwurf vom Appellationsgerichtspräsidenten Schrott ausgearbeitet und vom Generalprocurator von Grimburg modificirt worden; aber Perthaler hat das Ganze umgearbeitet, bei den weiteren Berathungen vorgetragen und die Stilisirung bis zur schließlichen Genehmigung besorgt. Ebenso sind die Vorträge des Justizministers Anton Ritter von Schmerling über die beiden erwähnten Gesetzesarbeiten aus Perthaler's Feder.

So wie die vorzügliche rechtswissenschaftliche und literarische Ausbildung und eine ungewöhnliche Verwendbarkeit die Berufung Perthaler's ins Justizministerium zur Folge gehabt hatte, so war die Regierung auch schon frühzeitig auf seine eminente publicistische Begabung aufmerksam geworden. Schon Anfangs 1849 hatte der Minister der Justiz, Alexander Bach, einem Schreiben vom 5. Jänner aus Kremsier zufolge, für nothwendig erachtet, die Stellung der „Wiener Zeitung" gegenüber dem Publicum im Sinne der Regierungsgewalt zu regeln. Es lag ja im anerkannten Interesse auch des Justizministeriums, über die von demselben ausgehenden eingreifenden Reformen in der Rechtspflege und den verschiedenen Zweigen der Gesetzgebung Entwürfe zu neuen Gesetzen, oder über die beabsichtigte Aufhebung von bestehenden die Meinungen und Urtheile sachverständiger Männer und des Publicums überhaupt im möglich größten Umfange kennen zu lernen. Da Perthaler nach des Ministers vollster Ueberzeugung vermöge seiner schriftstellerischen Leistungen, denen in der Meinung ausgezeichneter Männer ein sehr vortheilhafter Ruf zu Theil wurde, die wünschenswerthen Eigenschaften in vorzüglichem Grade besaß, so wurde ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken dieser Ruf zu Theil.

Mit der Entschiedenheit und dem freien Muthe eines ehrenhaften Mannes und mit der Vollkraft seiner Persönlichkeit arbeitete Perthaler auf dem Gebiete der Publicistik. Niemals Diener der Regierung, geschweige denn eines speculativen Zeitungseigenthümers oder einer excessiven Parteicoterie, vertrat er mit seiner kräftigen Feder immer und überall nur das Recht und die Wahrheit. Alle seine publicistischen Schriften gehen von großen Gesichtspunkten aus und sind, wenn auch für den Tag berechnet, nicht darnach, um nur für den Tag einen Eindruck auszuüben. Er schrieb für viele juristische Zeitschriften, für den österreichischen „Lloyd“, für die „Innsbrucker Zeitung“, vorzugsweise aber für die „Wiener Zeitung“ und später für die „Augsburger Allgemeine“. Für dieses Blatt hatte er eine entschiedene Neigung gefaßt. Wenn irgend eine Zeitung eine ernste, tüchtige, rechtliche Richtung verfolgt, meinte er, so ist es am Ende doch die „Augsburger Allgemeine Zeitung“. Für den, der Belehrung will, und zwar nach allen Seiten, in politischer, kirchlicher, wissenschaftlicher, historischer Beziehung, für den sei und bleibe die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ ein Bedürfniß. — Seine Betrachtungen stellen überall bestimmte Standpunkte fest und verlieren sich nie ins Kleinliche. Nur für große Fragen setzte er sein großes Können ein, gleichgiltig, ob dieselben juridischer oder socialpolitischer, staatsrechtlicher oder legislativer Natur waren. Er dachte wie Gentz: Ich will nicht schildern, nicht bekriteln — ich will wirken. Oesterreich war ihm ein kleines Europa; Oesterreichs Zukunft lag ihm im Werden eines österreichischen Staatsbewußtseins. Das sind seine eigenen Worte und insoweit hat man Recht, ihn den Erfinder dieses Bewußtseins zu nennen.

Der übernommene Unterricht beim kaiserlichen Prinzen Ferdinand Max fand trotz der oftmaligen Reisen des jungen Erzherzogs fünfthalb Jahre hindurch einen geregelten Verlauf,

vom Juni 1849 nämlich bis zum Ende des Jahres 1853. Kein Wunder, daß Perthaler den ganzen Tag über bis zehn oder zwölf Uhr Abends ununterbrochen beschäftigt war. Das Ziel, welches er beim Prinzenunterricht verfolgte, war das, daß die Erzherzoge, im Staats- und Rechtsleben orientirt, die auf diesem Gebiete auftauchenden Erscheinungen mit selbstständigem Urtheil erfassen und begleiten könnten. — Im Sommersemester 1850 lehrte Dr. Perthaler Staatsrecht und Verwaltungsorganismus, Völkerrecht und Encyklopädie, bürgerliches Gesetzbuch und Politik des äußeren öffentlichen Rechtes; im Winter desselben Jahres Strafgesetz und Strafverfahren, römisches Recht und Rechtsgeschichte. Im Sommersemester 1851 wurden gelehrt: Jurisdictionsnorm und Civilproceßordnung, Handels-, Wechsel- und Seerecht, Kirchenrecht und Bergrecht. Endlich im darauffolgenden Wintersemester politische Gesetzkunde, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Ebendenselben Unterricht genoß mit dem älteren Bruder auch Erzherzog Carl Ludwig zur nämlichen Zeit.

Die beiden kaiserlichen Prinzen hingen mit liebevoller Begeisterung an dem Manne, der so lange Zeit hindurch in den Rechts- und Staatswissenschaften ihr einziger Lehrer war; für die dankbare Verehrung, welche sie ihm fortan bewahrten, liegen noch aus Perthaler's letzter Lebenszeit die Beweise vor.

In seiner Eigenschaft als Prinzenerzieher folgte Dr. Perthaler bereits im Sommer 1851 dem Erzherzog Carl Ludwig nach Ischl und hielt sich den ganzen August über dortselbst auf, um täglich ein paar Stunden Vorträge in den Rechts- und Staatswissenschaften zu halten. Ebenso rief ihn die ehrenvolle Pflicht um die Mitte August 1853 auf eine gleich lange Zeit zu dem nämlichen Zwecke dorthin.

In der amtlichen Stellung Perthaler's hatte sich mittlerweile insofern eine Veränderung ergeben, als derselbe von der

Mitte des Jahres 1850 an, gelegentlich der Schaffung der Geschwornengerichte, zum k. k. Staatsanwaltsubstituten ernannt worden war, ohne indeß sofort seiner Verwendung im Justizministerium enthoben zu werden. Während dieser Amtsthätigkeit wurde dem begabten Manne nebst mehreren Belobungen von Seite seiner Vorgesetzten, insbesondere durch einen Erlaß des Justizministers vom 1. Juli 1850 für die ausgezeichneten Leistungen, die unermüdete Thätigkeit und die unveränderte Bereitwilligkeit, welche Perthaler in der legislativen Section an den Tag gelegt hatte, der wärmste Dank und die vollste Anerkennung ausgesprochen. Nicht minder ehrenvoll ist ein amtliches Schreiben des Chefs dieser Section, Freiherrn von Pratobevera, an Perthaler, worin der Vorgesetzte in den schönsten Worten seinen herzlichen Dank und seine innige Hochachtung mit dem Wunsche ausspricht, es möge der Geist des edlen Strebens, welcher Perthaler erfülle und in jede Sphäre neuer Amtspflichten begleiten werde, alle Männer beseelen, die dem Dienste des Vaterlandes sich weihen.

Erst am 19. August 1850 unter neuerlicher ehrenvoller Anerkennung und unter dem Vorbehalte, seine ausgezeichneten Kräfte auch ferner zu einzelnen Arbeiten im Justizministerium in Anspruch zu nehmen, von der Dienstleistung daselbst enthoben, wurde er der k. k. Generalprocuratur als Staatsanwalt-Stellvertreter zugewiesen. Um die Mitte des Monats Jänner 1852 trat er in den Amtskreis der k. k. Staatsanwaltschaft in Wien über.

Der 18. Februar 1853 ist jener unvergeßliche Tag, an welchem die ruchlose Hand eines Verruchten sich an der geheiligten Person unseres Kaisers vergriff. Ein guter Genius hatte jedoch die Waffe des Mörders von dem geliebten Haupte des Monarchen abgewandt, so daß sie wohl schwer verletzend, aber nicht tödtlich wirkte.

Nicht blos die geschändete Kaiserstadt, sondern das ganze Reich empfand die Nothwendigkeit einer Sühne des blutigen Frevels. In allen Kirchen des Kaiserstaates wurden ergreifende Feierlichkeiten veranstaltet, um dem Herrn über Leben und Tod für die glückliche Rettung und fortschreitende Genesung des geliebten Kaisers zu danken. In Wien selbst aber sollte sich ein Bau erheben, dessen Größe und Pracht für ewige Zeiten ein beredtes Zeugniß ablegen könnte von der Liebe und Treue, mit welcher die Völker Oesterreichs immerdar an ihrem Herrscher hängen.

Hans Perthaler war es, in dessen Haupte der Gedanke reifte, dieses heilige Wahrzeichen im Mittelpunkte eines Stadttheils, der durch sein und anderer hervorragender Männer unablässiges Bemühen der schönste Theil der neuen Stadtanlagen zu werden versprach, auferstehen zu lassen. Der Beweis hiefür liegt in einer Dichtung vor, deren Ueberschrift lautet: „Das ganze Reich ein Dom" und dessen Abfassung in die allernächsten Tage nach dem Attentate Leberty's fällt. Erzherzogin Sophie war tief ergriffen und bis zu Thränen gerührt, als das erhabene Dichtwerk ihr vorgelesen wurde. Einen weiteren Beweis, daß Perthaler der Urheber der Idee des Votivkirchenbaues ist, finde ich in einem Briefe des edlen Sohnes an seinen Vater vom 28. April 1853, worin jener ausdrücklich erklärt, sein Gedicht habe den Anstoß zum Dombau gegeben. Der schöne Gedanke wurde dem Erzherzog Ferdinand Max mitgetheilt und fand bekanntlich beim kaiserlichen Hofe so wie im ganzen Reiche begeisterte Aufnahme.

Mit einer Spende von fünfhundert Gulden förderte Perthaler als einer der ersten unter den zahllosen Subscribenten, die bekanntlich am 2. März, als dem ersten Tage der Subscription, über hunderttausend Gulden zeichneten, das großartige Unter-

nehmen. Zum Secretär des Kirchenbaucomités ernannt, übernahm Perthaler nunmehr eine lange Reihe schwieriger und zeitraubender Geschäfte. Von der Prüfung und Begutachtung der eingelaufenen Baupläne bis zum Entwurfe des Programms der feierlichen Grundsteinlegung, welche am Donnerstag den 24. April 1856 stattfand, und noch weiterhin ging Alles durch Perthaler's Hände. Neben den einlaufenden Geschäften und den vielen Conferenzen mußte er mehrfache Reisen unternehmen, von denen die bedeutendsten nach Italien und an den Rhein führten. Die erstere brachte ihn nach Florenz und Rom, die zweite, im December 1855 und Anfangs Jänner 1856 unternommen, nach Cöln, Paris, Straßburg, Leipzig und Prag. Wichtig war für ihn insbesondere jene Reise zum Könige Ludwig von Baiern, welcher sich im Frühling des genannten Jahres in Rom befand. Perthaler hatte dem Könige eine große Anzahl von Plänen und Zeichnungen mitgebracht, welche der kunstsinnige Monarch länger als drei Wochen hindurch in dem Speisesaal seiner Villetta ausgestellt hielt und täglich betrachtete, um schließlich sein Urtheil dem erzherzoglichen Protector durch dessen Abgesandten brieflich mitzutheilen. Trotzdem Perthaler von Wien erst am 15. April abreiste und schon am 2. Juni wieder in Wien anlangte, fand er dennoch Zeit, seinen Ausflug bis Neapel und Sorrent auszudehnen. — In Wien erwarteten den Secretär des leitenden Comités natürlicherweise massenhaft Arbeiten, welche er, wie die vorliegenden Concepte und Ausarbeitungen erkennen lassen, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt durchführte.

Dessenungeachtet fällt wohl in diese Zeit so ziemlich Alles, was Perthaler in kunstwissenschaftlicher Hinsicht theils in Zeitschriften veröffentlichte, theils hinterlassen hat. Auch Studien über administrative und finanzielle Fragen fanden ihre fortgesetzte Pflege; eine schöne Frucht derselben ist das Buch über die

Herstellung des Gleichgewichts im österreichischen Staatshaushalte, welches schon Anfangs 1856 bei Wilhelm Braumüller in Wien erschienen war.

Von jetzt an wird der Verkehr mit dem Erzherzog Max immer reger; es gewinnt den Anschein, als ob der hohe Herr den erprobten Berather nicht mehr hätte entbehren können. Auch mit dem Erzherzog Carl Ludwig, welcher von Lemberg zurückgekommen war, um bald darauf den Posten eines Statthalters in Tirol zu übernehmen, wird der schriftliche Verkehr, der sich schon im Vorjahre in einem ziemlich lebhaften Briefwechsel ausgesprochen hatte, eifrig fortgesetzt. Auch persönlich verkehrte Dr. Perthaler mit Carl Ludwig; im traulichen Parke des Schlosses Ambras trug er dem Leiter des heimatlichen Landes seine Anschauungen vor. Wiederholt aber war Perthaler bei Erzherzog Max in Triest zu Gaste, und weilte der kaiserliche Prinz in Wien, so verbrachte der willkommene Gesellschafter oft viele Stunden des Tages im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn.

Immer mehr und mehr gestalten sich diese Beziehungen zu freundschaftlichen. Man wechselt Briefe und Telegramme, Einladungskarten und Gelegenheitsbillets; man steht ganz offenbar auf dem Fuße des Vertrauens und der Freundschaft. Dr. Perthaler verehrt den edlen Prinzen auf's Höchste; er erkennt voll und ganz die herrlichen Eigenschaften des durch seinen Geist und durch seine Geburt gleich hochstehenden jüngeren Mannes, der so viel edle Empfänglichkeit und so schönes Verständniß besaß für Kunst und Literatur, für Volkswohl und Regentenpflicht — und der einem so tragischen Ende auf fremder Erde entgegenreifen sollte. — Ein prachtvoller und kostbarer Brillantring mit vierzehn großen Steinen und dem in Brillanten gezeichneten Namenszug mit der erzherzoglichen Krone, den der hohe Herr zum Neujahr 1857 seinem Freunde Perthaler verehrte, ist ein schöner

Beweis des innigen Verhältnisses, in welchem die beiden geistesverwandten Männer zu einander standen. — An Bord des „Vulcan“, Albanien in Sicht, schickt Erzherzog Max am 27. September 1858 seinem Perthaler mit herzlichen Grüßen ein staatsrechtliches Elaborat, „wär's auch nur als Beweis dafür, daß der Himmel des Südens, die Reize des Orients, Griechenland, diese galvanisirte Leiche, die Meerespracht — daß alle diese Elemente weder Völker- noch Staatsrechte, noch die Erinnerung an deren liebenswürdigen Lehrer in den Hintergrund drängen.“

Verfolgen wir nun in flüchtigen Strichen den äußern Gang des Lebens unseres Perthaler weiter. Anfangs August des Jahres 1854 wurde er in den Concretalstatus der obergerichtlichen Rathssecretäre als erster Oberstaatsanwalt-Stellvertreter mit dem Titel und Rang eines Landesgerichtsrathes eingereiht. Kurz darauf erfolgte seine Ernennung zum Staatsprüfungs-Commissär für das österreichische Kirchenrecht bei der administrativen Abtheilung der theoretischen Staatsprüfungs-Commission in Wien. Am Tage der Grundsteinlegung zur Heilandskirche verlieh Seine Majestät der Kaiser aus eigenem Antriebe und nicht auf Antrag irgend einer Behörde dem verdienstvollen Secretär des leitenden Comités das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens. Mitte Mai 1857 trat Dr. Perthaler als Ministerialsecretär in's Ministerium des Innern über, jedoch auf des Kaisers Wunsch mit der ausdrücklichen Bestimmung zur Dienstleistung beim Erzherzog-Generalgouverneur von Lombardo-Venetien, Ferdinand Maximilian.

Damit beginnt für Perthaler diejenige Periode seines Wirkens, welche vorzugsweise von den Verhältnissen in Italien in Anspruch genommen ist. Mit gewohntem Eifer gab sich der arbeitsfrohe Mann auch denjenigen Geschäften hin, welche sein neuer Wirkungskreis als Ablatus und Vertrauensperson des Höchstcommandirenden in den Poländern ihm auferlegte. Der

Erste, der dem Neuernannten auf telegraphischem Wege von Venedig aus beglückwünschte, ist denn auch Erzherzog Ferdinand Max. Und mit dieser Gratulation vereinigt der liebenswürdige Herr aus freien Stücken zunächst die Bewilligung eines zweimonatlichen Urlaubs.

Der ununterbrochen thätige Perthaler hätte aber auch dringend eine kurze Rast vonnöthen gehabt, bevor er seine nicht eben robuste Natur dem heißen Klima Italiens aussetzte. Schon im Sommer des Vorjahres, vom 14. Juni bis zum 27. Juli 1856, hatte er sich gezwungen gesehen, wegen eines hartnäckigen Stirnnervenleidens, mit welchem Leberschmerzen und Halsentzündungen verbunden waren, einen kurzen Urlaub zu nehmen, den er in dem lieblichsten der böhmischen Badeorte, im grünumwaldeten Marienbad, verbrachte. So ersprießlich ihm auch im darauffolgenden Jahre eine freie Erholungszeit gewesen wäre — Perthaler machte von der gütigen Erlaubniß des Erzherzogs spärlich Gebrauch. Schon am 24. Mai 1857 langte er nach einem letzten kurzen Besuche des heimatlichen Berglandes in der erzherzoglichen Villa von Monza an; seine Gesundheit kräftigte sich in der balsamischen Luft des eilf Miglien großen, wunderschönen Schloßparks. Weniger in der Kanzlei als auf auswärtigen Missionen beschäftigt, genoß Perthaler so recht die Wonne des italischen Frühsommers. Er machte wiederholt Reisen nach Mailand und Venedig, wo ihn die wohlthätigen Seebäder am Lido erquickten, dann nach Triest und im Juli wieder auf einige Wochen nach Wien. Dabei wurde rastlos studirt, besprochen, entworfen und geschrieben. An den Erzherzog-Statthalter in Tirol sandte er während des Wiener Aufenthaltes werthvolle Aphorismen über die Administration des eigenartigen Berglandes. Bei all der politischen Thätigkeit Perthaler's fand er dennoch Zeit, insbesondere auf die Reorganisation der Kunstinstitute seine Aufmerksamkeit

zu lenken. — So ging im innern und äußern Wechsel eine Reihe von Monaten vorüber. Abwechselnd bald in dieser, bald in jener der genannten vier Städte, verfaßte Perthaler, der in Folge eines Allerhöchsten Kabinetsschreibens vom 19. Mai 1858 zum Sectionsrathe im Status des k. k. Ministeriums des Innern, jedoch unter Belassung in der bisherigen Zutheilung in der Präsidialkanzlei Seiner kaiserlichen Hoheit, vorgerückt war, eine umfangreiche Denkschrift über die Stellung der Lombardei und Venedigs zu den Erbländern, welche in einem großen Convolute im Nachlasse vorliegt, aber trotz der herrlichen Gedanken und Zukunftspläne, welche darin ausgesprochen sind, nunmehr leider des Interesses der Actualität entbehrt. Erzherzog Max ließ sich die werthvolle Arbeit im Juni 1858 im Garten zu Schönbrunn, wohin Perthaler sich jederzeit „ganz commode" begeben konnte, vorlesen und war von ihrem Inhalte höchlich entzückt.

Noch bewegter als das Vorjahr ließ sich dieses Jahr, 1858, für unsern Perthaler an. Schon um die Mitte April finden wir ihn wieder in Venedig und Triest in Gesellschaft des Erzherzogs und seiner Gemahlin; dann ging es zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte nach Wien. Auf besonderen Wunsch des Erzherzogs bezog dort Perthaler eine Wohnung im Schlosse Schönbrunn, da es der hohe Herr so haben wollte, daß sein treuer Freund ihm jederzeit zur Hand sei. Um die Mitte Juli wurde abermals die Reise nach Triest und Venedig unternommen, welche für Dr. Perthaler einen immerwährenden Wechsel des Aufenthalts zur Folge hatte. Von jener Stadt in diese war Perthaler mit dem erzherzoglichen Paare auf der Dampfyacht „Phantasie" über Ancona, Loretto und Sinigaglia gekommen. Am 10. August übersiedelte der ganze Hof nach Monza. Sodann reiste Perthaler in einer Mission des Erzherzogs nach Bergamo und San Pellegrino, von dort zurück nach Monza, sodann nach Venedig und am

3. September mit den Erzherzogen Ferdinand Max und Carl Ludwig und der Erzherzogin Margaretha nach Mailand. Die glänzenden Feste in Mailand und Monza waren hierauf vorbei.

Trotz des Jubels dieser Feste und trotz der zeitraubenden und arbeitstörenden Reisen vergaß Dr. Perthaler seiner Studien nicht. Abgesehen von denen, wozu die Natur- und die Kunstschätze Italiens drängten, begann er auch noch ein anderes Gebiet ernst und nach gründlich erlangter Sachkenntniß erfolgreich zu pflegen, das Gebiet der maritinistischen Wissenschaften. Um die Zeit, in welcher wir in der Lebensgeschichte des unsäglich thätigen Mannes stehen, begann er seine eingehenden Studien auf dem Felde, welches ihm zunächst fern zu liegen schien. Was Dr. Perthaler zu dieser Zeit erdachte und mit sich in's Reine brachte, ist nur zum kleinen Theile in der von ihm im Spätherbst 1860 der Oeffentlichkeit übergebenen Schrift: „Die österreichische Marine" (Wien, Zamarski und Dittmarsch) enthalten. So streng diese schöne Publication die Linien feststellt, innerhalb welcher das Erwachsen und Gedeihen der österreichischen Seemacht gefunden werden konnte, so erschöpft sie doch bei Weitem das nicht, was der vielseitig begabte Mann über diesen Gegenstand überhaupt dachte und schrieb. Nicht in dem reichen Nachlasse, der mir noch vorliegt, wohl aber in dem reicheren, welcher jener officiellen Commission, die gleich nach dem Ableben des Unvergeßlichen seine Papiere zu sichten und seine Aufschreibungen zu „sondern" sich für berechtigt erachtete, vorlag, fand sich ein aufgehäuftes Material über diese Frage. Ein großes Schriftenconvolut mit der Aufschrift: „Oesterreichische Marine" — ward dazumal der hochortigen Commission zur Beute. Alle unsere Nachforschungen nach demselben blieben erfolglos; man weiß heutzutage nicht — und scheint auch nicht sonderlich viel Gewicht darauf legen zu wollen — wo sich Perthaler's unschätzbare

Schriften über das Seewesen des Reiches, dessen Dienst sein thatenreiches Leben geweiht war, befinden. Man sagt, im unergründlichen Archiv des Kriegsministeriums; man sagt, unter den Acten der Admiralität zu Triest; man redet wohl auch von der Villa Necker bei Triest, wo sie begraben lägen, — aber Niemand vermag diese reifen Früchte eines jahrelangen Fleißes zu Tage zu fördern.

Aehnlich wie mit dieser Angelegenheit stehen wir bezüglich einer der Thatäußerungen Perthaler's, deren Bedeutsamkeit zwar, die vielen Wiener Zeitungsberichte ganz außer Acht gelassen, mancherlei Zeitgenossen schriftlich und mündlich bestätigen, für die uns jedoch die entscheidenden Belege jetzt völlig abgehen. Perthaler war eben ein Charakter von jener selbstbewußten, aber unaufdringlichen Bescheidenheit, welche keine Ursache hat, sich selbst zu loben oder in den Vordergrund zu rücken, weil die Thaten eines Mannes in der kleinen Gemeinde der Urtheilsfähigen und dazu Unbefangenen leicht selbst ihre Würdigung finden. Dr. Perthaler that ganz außerordentlich viel für die Emancipation der Stadt Wien, für die Möglichkeit der Expansion der innern Stadt nach außen hin, kurz für das, was man gemeiniglich Stadterweiterung nennt. Schon als im Jahre 1856 die Frage wegen des Niederreißens der Stadtwälle auftauchte, verfaßte er eine Denkschrift: „Zum Ausbau der innern Stadt", durch welche er, von einem höhern Gesichtspunkte ausgehend und die Stadterweiterung in's Auge fassend, diese Angelegenheit auf die Tagesordnung setzte und die zu Ende des nächsten Jahres decretirte Umgestaltung der Residenz schon damals vorbereitete. Was für eine Bedeutung für die Zukunft der Metropole des Reichs dieser Befreiungsact hatte, sieht nunmehr nicht blos jeder verständige Wiener, sondern auch jeder Provinziale ein, der jemals über die Verhältnisse der Hauptstadt sich Klarheit verschaffte. Steht es

in den Acten der Stadterweiterungs-Commissionen nicht geschrieben, welchen Antheil im Einzelnen unser Perthaler an dem Unternehmen, das selbst die Presse von heute als eine der edelsten freiheitlichen Thaten des Kaisers Franz Josef preist, gehabt hat, so muß es, wie ja vieles Andere, was der herrliche Mann ersann und schuf, in jenem ewigen Buche geschrieben stehen, worin alle schönen und gemeinnützigen Thaten der Menschen, so still sie mögen vollbracht worden sein, nach ihrem Verdienste verzeichnet stehen.

Noch im Herbste 1858 unternahm der Erzherzog eine Reise nach Palermo, Messina und Corfu, an welcher Perthaler nicht theilnahm. Er verweilte jedoch nach der Rückkehr des hohen Herrn in dessen Gesellschaft abwechselnd in Triest, Venedig, Vicenza, Verona, Mantua, Brescia und Bergamo, um gegen Ende November wieder in Mailand einzutreffen. Dort lebte er „in einem Wust von Geschäften". Von halb zwölf bis ein Uhr hatte er täglich Vortrag beim Erzherzog; um neun Uhr Früh wurde schwarzer Kaffee, um ein Uhr ein Gabelfrühstück und um sechs Uhr das Mittagmahl eingenommen; alle übrige Zeit gehörte den Arbeiten. Selten war es, daß Perthaler vor Mitternacht zu Bette kam, doch hielt seine wieder völlig gekräftigte Gesundheit allen Anstrengungen gegenüber festen Stand.

Als in den ersten Monaten des verhängnißvollen Jahres 1859 die Verhältnisse in Italien sich zu verwickeln begannen und Erzherzog Ferdinand Max als Vice-Admiral zu den Schiffen ging, hörte Perthaler's Zutheilung in der Kanzlei, welche auf kaiserlichen Befehl aufgelöst wurde, und um die Person des Generalgouverneurs auf. Am 6. Mai verließ er Venedig und damit Italien, vorübergehende Besuche abgerechnet, für immer. Nun beginnt Perthaler's thatenreichster Lebensabschnitt: leider schon der letzte, leider eine nur allzu kurze Periode — die letzten drei

Jahre des Lebens und Wirkens in Wien. Ganz im Gegensatze zu den früheren Jahren der beständigen Wanderung nimmt jetzt Perthaler's Leben den Charakter der Stetigkeit, aber keineswegs den stagnirender Ruhe an. Gerade dieses letzte Triennium ist, so geringfügig die Aenderungen der äußern Lebenslage sind, voll großer Schöpfungen einer unverbrauchbaren männlichen Thatkraft. Jetzt tritt uns das Bild des charaktervollen, energischen, mit tiefem und klarem Verständniß auf den Grund der Verhältnisse schauenden Staatsmannes entgegen; jetzt steht Perthaler in der ganzen Größe und Bedeutung seiner genialen und thatenfrohen Natur vor uns.

Aeußerlich bleibt, wie gesagt, seine Stellung im Wesentlichen dieselbe, wie er sie, am 22. Mai 1859 zum Oberlandesgerichtsrathe ernannt, in der ersten Hälfte des Kriegsjahres in Wien antrat. Wir werden auf die Seltsamkeit dieser Thatsache bei gegebener Gelegenheit zu sprechen kommen. — In dem Range eines Oberlandesgerichtsrathes blieb Dr. Perthaler von nun an zeitlebens, also in einer amtlichen Stellung, welche, wie er dem Ministerium gegenüber, ohne im Geringsten sich zu beschweren, in trockenen Worten ausführt, um nichts bedeutender war als der Posten eines beliebigen Sectionsrathes, wie er einen solchen bereits seit Mai 1858 inne gehabt hatte. Wirft man nur einen flüchtigen Blick auf die hervorragende Persönlichkeit des Mannes, so erscheint Einem diese unerhörte Anomalie als die Ungeheuerlichkeit, welche sie in der That ist.

Die ganze Aufmerksamkeit Perthaler's ist naturgemäß zunächst auf die kriegerischen Ereignisse in Italien gerichtet. Wie so manche Patrioten des prüfungsreichen Jahres begleitete auch er die Fahnen der österreichischen Armee mit den glühendsten Segenswünschen. Mit *seinen* Angelegenheiten, die sich indeß immer mehr häuften und zu immer größerer Thätigkeit aufforderten,

gedachte er wohl fertig zu werden, aber sein Wunsch war, das österreichische Heer vor dem Feinde, in welchem der Bruder Michael neuerdings kämpfte und blutete, möchte nur zwei Mal so stark sein. Wir brauchen, schreibt er am 8. Juni 1859 an seinen guten Vater, wir brauchen baldige Siege, damit den Schwachherzigen der Muth nicht sinkt. Denn Muth und Entschlossenheit sei zur Zeit das Erste; die Finanzen würden sich schon wieder herauswickeln.

Mittlerweile gingen die Dinge in Italien ihren bekannten Gang, den kein frommpatriotischer Wunsch zu hemmen vermochte. Die Tage von Montebello, Magenta und Solferino besiegelten das Geschick Oesterreichs. Dr. Perthaler fühlte sich wie gelähmt durch die Mißerfolge der kaiserlichen Truppen; es kam aber nur selten ein Wort der Klage und des Zorns über seine Lippen. Was er dachte und was er wollte, und was er auszusprechen für seine Pflicht hielt und worin er die Wiedergeburt und das Gedeihen Oesterreichs erkannte: das steht in seinen Schriften vom Jahre 1860 kraftvoll geschrieben.

Mit den edelsten Männern und mit ausgezeichneten Frauen wurden nun die unterbrochenen Beziehungen wieder angeknüpft und neue Verhältnisse angebahnt. Wir finden da neben den früher Erwähnten die Juristen Oberlandesgerichtspräsident Dr. Theobald Freiherr von Rizy, mit welchem Perthaler schon 1855 und 1856 die „Allgemeine österreichische Gerichtszeitung" herausgegeben hatte, und den berühmten Pandektenlehrer Professor Ludwig Arndts; ferners die klangvollen Namen Max Kübeck, Baron Kellersperg und Carl Weiß. Zu den neuen Bekanntschaften zählen auch der Statthalter Eminger, die Familien Münch und Lasser, dann Julius Fröbel, der im März 1861 auf kurze Zeit aus Heidelberg in Wien angekommen war und im August desselben Jahres im benachbarten Vöslau weilte. Den ersten Rang

unter den Freunden des gesuchten Mannes behauptet aber auch jetzt noch das freiherrliche Haus der Pratobevera. Sowohl der edelsinnige Chef desselben, der seine schönen Briefe an Perthaler mit dem bescheidenfrommen Dieu dispose zu schließen pflegt, als auch namentlich die Baronesse Bertha blieben dem bewährten Freunde für alle Zukunft treu und lieb. Bertha Freiin von Pratobevera ladet ihren theuren Perthaler sehr oft zum feinen Abendcirkel in's gastliche Haus; sie bittet ihn, er möge in seiner gewinnenden Art mit ihr und anderen Damen von Capacität einige Stündchen „durchdisputiren" oder sein „großer Geist" möge in ihren traulichen Salons etwas „vorfausteln". Wieder war Perthaler, wie vor einem Vierteljahrhundert, der Mittelpunkt und die Stütze eines literarischen Kreises geworden, dem jetzt die besten Kräfte der Residenz und zum Theil auch der Provinz — unter diesen der joviale Dialektdichter Franz Stelzhamer — anzugehören wetteiferten. Vorzüglich kam ihm hiebei nebst der ausgebreiteten Kenntniß der einheimischen und fremden Literaturen der Umstand zu statten, daß er ein ganz ausgezeichneter Rhetor und Vorleser war. Er recitirte mit Vorliebe und ungetheiltem Beifalle Dramen von Goethe, darunter namentlich Tasso und Faust, dann Shakespeare's Heinrich IV. und Richard II. So gestalteten sich vorzugsweise die Abende in der ihm herzlich ergebenen Familie Pratobevera zu unvergleichlich schönen Erholungspausen nach der mannigfachen schweren und ernsten Thätigkeit des Tages.

Zunächst dauern auch im Jahre 1860 die Beziehungen Perthaler's zum Erzherzog Ferdinand Max insoweit fort, als der getrennte Aufenthalt der beiden Verkehrenden es zuläßt. Die Hauptgegenstände der Besprechung und des Depeschenwechsels sind der Votivkirchenbau und die Fertigstellung der vom Erzherzog zu Papier gebrachten Reiseerinnerungen und Memoiren aus

den Vorjahren. Aus Triest, Miramare und Alberoni laufen daher oft und oft telegraphische und briefliche Wünsche des hohen Herrn an Dr. Perthaler ein, welche sich auf eine der beiden Angelegenheiten beziehen und den bewährten Freund noch wiederholt in die Nähe des Erzherzogs rufen.

Die Vorgänge, welche um die Jahreswende und im ersten Viertel des Jahres 1860 sich abspielten, fesselten Perthaler's ganzes Interesse. Am 3. Mai schreibt er an seinen greisen Vater: „Die verschiedenen bemerkenswerthen und zum Theil erschütternden Ereignisse der letzten Wochen erfuhren Sie selbstverständlich durch den Telegraphen schnell und genau; ich brauche mich mit Wiederholungen nicht abzugeben. Nur über die Art, wie die Dinge aufzunehmen sind, ein paar Worte im Allgemeinen. Die Menschen haben eine unwiderstehliche Lust zu übertreiben, namentlich was die Motive anbelangt. Ich habe es mir zum Grundsatze gemacht, Alles ruhig anzuhören, wenig zu glauben, dieses Wenige nur halb — und im Uebrigen abzuwarten, wie die Zeit die Dinge aufklärt. Selten sind sie so gut, als Mancher sie schildern möchte; so schlecht aber, wie sie von der vox populi gemacht werden, sind sie nie.“ Aber nicht mit verschränkten Armen zusehen will Perthaler den Begebenheiten auf der Schaubühne der Politik und der inneren Reformen. Die Reichsrathsverhandlungen verfolgte er mit aller Aufmerksamkeit; die administrativen Bedürfnisse des Gesammtreiches studirte er mit erneutem Eifer. Großentheils schon im Jahre 1859, theilweise sogar schon 1856, entworfen und bearbeitet, erschien um Ostern des darauffolgenden Jahres Perthaler's ausgezeichnete Schrift: „Palingenesis. Denkschrift über Verwaltungsreformen in Oesterreich. Ein Beitrag zur Lösung der Frage: Wie das Princip der Staatseinheit mit den Anforderungen der Selbstverwaltung in Einklang gebracht und das Gleichgewicht im Staats-

haushalte hergestellt werden kann" (Leipzig, Franz Wagner). Dieses übersichtliche Gesammtbild der Palingenesis von Oesterreichs Staatsadministration ist nicht blos reich an administrativen Lehren und Winken von weitesttragender Bedeutung, sondern geradezu das Muster einer Darstellung dieser Art. Die ganze Denkschrift durchweht der Hauch jenes energischen Patriotismus, von welchem Dr. Perthaler so schön sagt, daß, wenn ihn die Ehre des Vaterlands erfreut und ermuntert, dessen Unglück ihn erst recht zu angestrengtester Arbeit weckt, um neue Hilfsmittel der Macht zur Wiederherstellung des vollwichtigen und berechtigten Ansehens des österreichischen Namens an den Tag zu fördern. — Während diese gediegene Abhandlung zur Zeit der Session des verstärkten Reichsrathes außergewöhnliches Aufsehen erregte und eine andauernde Suche nach dem ungenannten Verfasser zur Folge hatte, trat Perthaler Ende Juli mit einem neuen Werk von ähnlicher Tendenz vor die Oeffentlichkeit: „Neun Briefe über Verfassungsreformen in Oesterreich" (Leipzig, Franz Wagner). Dieselben Gedanken, welche er in diesen beiden Schriften aussprach, fanden eine eingehende Durchführung in mancherlei Artikeln der „Augsburger Allgemeinen Zeitung". — Aber auch der auswärtigen Politik widmet Perthaler daselbst werthvolle Betrachtungen. Schlecht nannte er eine gemeinschaftliche Sache mit Rußland; als noch schlechter erkannte er eine Allianz mit den Westmächten; das allerverwerflichste aber ist ihm die Politik der bons offices. So blieb nichts übrig als die bewaffnete Neutralität, die sich weder für den einen, noch für den andern der guten Nachbarn interessirt — eine Neutralität, für die er sich schon zur Zeit des Krimkrieges dem Erzherzog Carl Ludwig gegenüber ausgesprochen hatte. — Wie einst der gewaltige Geist eines Josef Goerres gegen den ersten Napoleon aufgetreten war, so wendet sich Hans Perthaler mit aller Thatkraft seines congenialen

Wesens gegen Napoleon den Dritten, der wohl nicht der Vater der Lüge, aber der erstgeborne Sohn der Lüge sei. Schon am 19. Juni 1860 sagt er voraus, was wir genau zehn Jahre später eintreffen sahen. Perthaler schreibt nach den Höflichkeitsbesuchen in Baden-Baden: „Wir können keinen Augenblick zweifeln: jetzt erst beginnt der stille Krieg gegen Deutschland mit allen Kräften und allen Künsten. Man wird in Frankreich rüsten, daß Alles fertig steht, sobald der geeignete Augenblick zum Losbrechen gekommen scheint; man wird das französische Volk reizen und anstacheln, bis es aufgährt zum Krieg um den Rhein. Zu gleicher Zeit wird man Alles aufbieten, um in Deutschland Verwirrung, Unklarheit und Zwietracht an allen Enden hervorzurufen. Weil Louis Napoleon aus dem Kreise der deutschen Fürsten die Ueberzeugung mitbringt, daß der deutsche Krieg ein schweres, ein höchst gefährliches Stück Arbeit sei, deshalb wird er jetzt Alles daran setzen, sich diese Arbeit zu erleichtern." — Sehr interessant ist es, wie Perthaler über den verstärkten Reichsrath urtheilte im April 1860, also noch bevor jener zusammentrat: „Alle Welt fühlte, es ist im Centrum ein Reichsrath nothwendig, welcher den ständigen Reichsrath, die Minister, die hohen Militärs und andere Staatsmänner in ein Ganzes zusammenfaßt, ein Reichsrath, an welchem, weil die einzelnen Verwaltungschefs in ihm selber sitzen, sich jeder Versuch der Willkür und des Bestrebens bricht, einander den Rang abzulaufen; ein Reichsrath, welcher, den Monarchen umgebend und die Prinzen des Hauses in sich schließend, den festen Stamm der Grundsätze für die gesammte Politik, maßgebend für alle einzelnen Würdenträger, in sich gewissermaßen verkörpert. Nun kommt ein solcher Reichsrath; er ist allen seinen Bestimmungen nach ein wahrer und imponirender Staatsrath auf Alles umfassender Grundlage; ein Staatsrath, nichts mehr und nichts

Anderes; dies aber in des Wortes reichster Bedeutung — und siehe da, er wird mit Schweigen begrüßt; nach langer, langer Irrfahrt auf uferloser See zeigt sich Land, und — wir erkennen es nicht. Das ist Mangel an politischer Einsicht, das ist Folge politischer Verwahrlosung. Wir haben Routiniers der einzelnen Verwaltungszweige in Hülle und Fülle, aber wenig Staatsmänner. Diese wenigen haben keine Rednerbühne, um durch ihre Ansichten der öffentlichen Meinung Gehalt, Gedanken und Richtung zu geben. Nicht jedem von ihnen ist es gegeben, durch die Presse zur Herstellung einer staatsmännisch aufgeklärten öffentlichen Meinung mitzuwirken. Und so bleibt dieses Geschäft jenem Dilettantismus, welcher, wie es das gute Glück gibt, einem Sonntagsjäger gleich bald trifft, bald fehlt und leider gar oft der seichtesten Auffassung zum Dolmetsch dient. Dazu kommt noch, daß die Regierung hie und da das Mißgeschick hat, durch ihre Organe die Dinge schief in Scene zu setzen, wie es mit dem Artikel geschah, der vom „Schlußstein" sprach, mit welchem vorgreiflichen Worte die öffentliche Meinung verdüstert und irregeleitet ward. Denn nunmehr nahm sie den Reichsrath als Surrogat eines Repräsentativkörpers und legte ungehöriger Weise den Maßstab an, der für letzteren gilt, und fand sonach Vieles, wenn nicht Alles zu tadeln. Wäre politische Einsicht da — und sie wäre da, wenn zu ihrer Entwicklung nur irgend etwas geschähe — so würde man den neuen Reichsrath als das auffassen, was er sein soll und wirklich ist, als den höchsten Berathungskörper der Krone, in welchem die obersten Regierungsmaximen mit allseitiger Berücksichtigung der Einheit und Mannigfaltigkeit der Kronländer in allen Richtungen des öffentlichen Lebens festzustellen sind; man würde, unterstützt durch die Resultate mühevoller und tiefer Forschungen über die Entwicklungsgeschichte des Staatslebens, einsehen, daß die Bildung eines

solchen Reichsrathes die erste und nothwendigste Schöpfung war; man würde durch redliche Mitarbeit an dem fernern Aufbau die Entwicklung dessen, was weiterhin als nothwendig sich darstellt, fördern und so einer bessern Zukunft vorarbeiten."

Die letzten Monate des Jahres brachten für Dr. Perthaler außer den fortlaufenden amtlichen Justizgeschäften noch mancherlei staatsmännische Arbeiten. Von besonderer Wichtigkeit unter diesen ist das am 20. December erlassene Rundschreiben des neuerdings ernannten Staatsministers Anton Ritter von Schmerling an die Länderchefs, welches zur Gänze aus Perthaler's gewandter Feder floß. Der Staatsminister hatte in sehr kritischer Lage das Glück gehabt, den richtigen Mann für eine wichtige Sache zu finden. Nachdem aus allen Richtungen der Windrose Nachrichten eingetroffen waren, welch' einen unerwartet günstigen Eindruck diese Staatsschrift, die in Gemäßheit des kaiserlichen Diploms vom 20. October in klaren Worten das constitutionelle Regime inaugurirte, allenthalben hervorgebracht hatte, fand Seine Excellenz im Wohlgefühle, das die Erreichung eines fraglich gewesenen Zieles zu erzeugen pflegt, der Gründe genug, um sich bei Perthaler auf das Herzlichste zu bedanken. — Das Rescript, in dessen mir vorliegendem Concepte Perthaler das geflügelte Wort aussprach: „Wissenschaft ist Macht", stellt in der That ein Meisterstück politischer Schriftstellerei vor und läßt begreifen, daß man die Kraft, welche es geschaffen, bei den nunmehr beginnenden Verfassungsarbeiten unmöglich ohne großen Spielraum lassen konnte.

So nimmt denn die publicistische und staatsmännische Thätigkeit Perthaler's auch im Jahre 1861, dem arbeitsvollsten seines Lebens, ihren unausgesetzten Fortgang. Ueber die Bedeutung der Ernennung Schmerling's zum Staatsminister, über die österreichische Marine, über den Stand der Verfassungs-

arbeiten, über eine homogene Gestaltung des Ministerrathes und viele andere Fragen politischer und administrativer Natur waren zu Beginn des Jahres bereits ausführliche Artikel in der „Allgemeinen" erschienen. Aber nicht blos betrachtend und zuschauend verhielt sich Dr. Perthaler gegenüber dem Verfassungswerke; vielmehr ist es dieses Werk, welchem er seine beste Kraft, seinen rastlosen Eifer und seine unablässige, gewissenhafte Sorgfalt zuwandte. Wie viel ganz genau Dr. Perthaler von den grundlegenden Arbeiten der Februarverfassung selbstständig ausgeführt habe, wird sich im Einzelnen gegenwärtig nur sehr schwer nachweisen lassen. Allein daß sein Antheil an diesen hochwichtigen Geschäften ein ganz ungewöhnlich großer, ja entscheidender war, läßt sich an der Hand der vorliegenden Aufzeichnungen, Concepte und Briefe mit Leichtigkeit darthun. Die österreichische Constitution ist eben nicht aus einem einzigen Kopfe hervorgesprungen: — wer wollte sich das ausschließliche Recht auf den Namen des „Vaters der Verfassung" herausnehmen? Wäre der Name so zutreffend, als er wohlklingend ist, so wäre es gewiß eine heilige Pflicht der Gerechtigkeit und der Billigkeit, ihn für denjenigen in Anspruch zu nehmen, der am meisten zur concreten Ausgestaltung unserer Verfassung beitrug, — sei er, wer er sei.

Von den Arbeiten, welche sich mit den constitutionellen Reformen beschäftigen oder mit denselben in ursächlicher Verbindung stehen, liegen im Nachlasse Dr. Perthaler's vor:

1. Notizen und Zusammenstellungen über die Finanzfrage. — Zum Theil ausgearbeitet, zum größeren Theil jedoch aphoristisch und statistisch entworfen.

2. Das kaiserliche Patent vom 26. Februar 1862, womit die Verfassung der österreichischen Monarchie, sowie der einzelnen Königreiche und Länder derselben verkündet wird. Angeschlossen ist die Einbegleitung zum Reichsvertretungsstatut.

3. Eine Note an den Präsidenten des Herrenhauses, womit die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses auch für jenes als wesentliche Norm empfohlen wird. Im Anschlusse eine aus einer Reihe von Paragraphen bestehende Instruction, deren Ziel es ist, einer falschen principiellen Auffassung dieser Geschäftsordnung vorzubeugen.

4. Die kaiserliche Thronrede vom 1. Mai 1861.

5. Rede des Fürsten Auersperg als Präsident des Herrenhauses.

6. Die kaiserliche Antwort auf die Adresse des Abgeordnetenhauses nach der Thronrede.

7. Selbstständiger Entwurf der kaiserlichen Botschaft an den versammelten Reichsrath, die Haltung des ungarischen Landtages betreffend.

8. Fertige Form dieses kaiserlichen Manifestes, an wenigen Stellen mit unwesentlichen, stilistisch abschwächenden Interlinearänderungen aus der Feder des Staatsministers.

9. Endgiltige Redaction des nämlichen Manifestes.

10. Mittheilung des Staatsministers an den Reichsrath über die Auflösung des ungarischen Landtages. Enthält die ausführliche Motivirung des kaiserlichen Rescriptes vom 21. August 1861, im Wesentlichen durch eine kürzere indirecte Fassung des Manifestes.

11. Das magyarische Verhängniß. Sendschreiben an Franz Deák über das Verhältniß Croatiens zu Ungarn. Eine schneidige und gewandte Replik auf Deák's Denkschrift über Ungarn und Croatien.

12. Adresse des Gesammtministeriums an den Kaiser gelegentlich der Ueberreichung des Verfassungsentwurfes. — Dieses umfangreiche Schriftstück, ein Meisterwerk staatsmännischer Einsicht, liegt in fünf verschiedenen, immer sich vervollkommnenden

Fassungen vor. Die erste enthält Modificationen, zu denen Perthaler entweder selbst die Initiative ergriffen hat, oder welche vom Staatsminister ausgingen. Bemerkenswerth ist, daß bereits aus dieser ersten Form der Adresse zwei Stellen verdrängt wurden, welche die Bedeutung der Deutschen in Oesterreich in's richtige, aber unwillkommene Licht rückten. Der erste Passus lautete dahin, daß die Bewohner der östlichen Länder Ursache hätten, sich zu erinnern, „daß sie sich vom Joche der von einheimischen Dissidenten zum Nachtheile der Christenheit ununterbrochen unterstützten Osmanen nicht selbst befreiten, sondern den westlichen und vorzüglich deutschen Heldenschaaren die Wiedereroberung der heimatlichen Erde zu danken haben". — Die zweite Stelle, über welche ebenso unwillig, wie über diese, der feine Stift Seiner Excellenz des Herrn Staatsministers hinglitt, lautete wie folgt: „Schließt die gewissenhafte Anwendung dieses durch Gerechtigkeit und Billigkeit geforderten Grundsatzes — der Selbstverwaltung — die Ertheilung von Privilegien an was immer für ein nationales Element überhaupt aus, so gilt dies selbstverständlich auch von der Bevorzugung des deutschen, das sich übrigens mit Selbstgefühl bewußt ist, einer solchen Gunst am wenigsten zu bedürfen, weil es, um seinen Rang unter den ersten Culturvölkern Europas zu behaupten, jenes Zuwachses, den es durch Germanisirungsbestrebungen etwa zu gewinnen vermöchte, in gar keiner Weise nöthig hat. Eben so wenig darf aber die systematische Unterdrückung der deutschen Sprache und Bevölkerung geduldet werden. Mit ihr würde nur begonnen; die anderen kämen an die Reihe. Alle aber haben ein Recht auf kräftigen Schutz der Nationalität vor der Herrschsucht derjenigen, welche im Hinblick auf die eigene geringere Zahl zu dem Bestreben, auf Kosten Anderer sich zu stärken, gespornt werden. Das oft feierlich bestätigte Recht auf gleichen Schutz kann nicht zur Wahrheit

werden, so lange die Leidenschaft mit Ostentation das entscheidende Wort führt, welches der Gerechtigkeit allein gebührt." Noch ein dritter Passus lautete ursprünglich: Da es nicht mehr nöthig sein werde, „ein in gleicher Sprache geschultes administratives Beamtenthum, welches nur aus Gründen der Opportunität oder aus Bequemlichkeit sich gern einer einzigen Sprache bedient, nach allen Richtungen auszusenden, so wird der an und für sich ungegründete Vorwurf des Germanisirenwollens in sein Nichts zerfallen." Die castigirte Fassung bietet hiefür: . . . „welches aus Gründen der Opportunität sich gern einer einzigen Sprache bedient, nach allen Richtungen auszusenden, so wird auch jedes Bedenken, daß nicht jede Sprache zu der ihr gebührenden Geltung kommen könnte, von selbst entfallen." — — Die zweite Gestalt weist solche Aenderungen auf, welche Dr. Perthaler Besprechungen mit verschiedenen Personen, darunter Rizy, Karajan, Lewinsky, entnahm; die dritte diejenigen, welche in der Ministerconferenz beschlossen wurden; die vierte Gestalt bietet jene Modificationen, welche Perthaler aus seiner eigenen neuerlichen stilistischen und meritorischen Prüfung entnahm; die fünfte endlich zeigt uns das wichtige Elaborat in dem Wortlaute, in welchem es dem Monarchen gegenüber zum Vortrage gebracht wurde.

An diese Verfassungsarbeiten schließt sich noch eine von Dr. Perthaler abgefaßte Rede des Justizministers Freiherrn von Pratobevera über die Organisation der Gerichte, welche im Hause der Abgeordneten mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde.

Um zu den Arbeiten, welche mit der neuen Verfassung als unerläßlich sich darstellten, freie Zeit zu schaffen, war Perthaler schon im Jänner 1861 vom Justizministerium zur außerordentlichen Dienstleistung im Staatsministerium auf ein Jahr „beurlaubt" worden. Von welch' seltsamer Art dieser Urlaub war, ersahen wir bereits zur Genüge. Der ruhige, wenn auch durch

Perthaler's Arbeitslust und Vielseitigkeit um mancherlei außeramtliche Beschäftigungen vermehrte Dienst beim Oberlandesgerichte wäre einer Vacanz sicher ähnlicher gewesen als die enorme Thätigkeit in den Bureaux des Staatsministeriums. Die neue Position des sozusagen nur für die Zeit des Bedarfes ausgeborgten Oberlandesgerichtsrathes war in keiner Weise passend formalisirt. Dem Oberlandesgerichtsrathe wurden Staatsacten auferlegt, von deren Genesis seine juridischen Collegen wohl nur eine unklare Vorstellung hatten; der Oberlandesgerichtsrath, und nicht etwa ein Sectionschef, oder ein hofräthlicher Referent, oder ein mit Mußestunden reichlich beglückter Excellenzherr des Staatsministeriums — nein: der Oberlandesgerichtsrath sollte den Beruf haben, Patente, Circulare, Manifeste, Rescripte, Adressen und Vorträge zu verfassen und grundlegende Verfassungsreformen anzubahnen! — Und nicht blos das im neuen Wirkungskreis Aufgetragene leistete Perthaler in ausgezeichneter Vollkommenheit, sondern auch in die weite Welt sandte er die Ideen, welche ihn in seinen staatsmännischen Anschauungen leiteten. Als das Werk der Verfassung gethan war, stand Niemand mit gleicher Thatkraft und Entschiedenheit für deren Güter ein wie Dr. Perthaler. Er berichtete in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" über die Aufnahme der Verfassung in Wien und über die Einheit und Concordanz ihrer Grundsätze; er stellte seinen Mann gegen ihre offenen und versteckten Feinde; er war der gefürchtetste Kämpfer gegen magyarische Prätensionen und slavische Velleitäten; er veröffentlichte beherzigenswerthe Studien zur Frage der Landtags- und Reichsrathswahlordnungen.

Der Tag, an welchem die Verfassung publicirt wurde, gab dem Staatsminister zuerst Anlaß, in einem privaten Schreiben vom 27. Februar dem Manne, „der an diesem Werke einen so entscheidenden Antheil genommen, aus voller Seele und aus

warmem Herzen" dafür zu danken, daß er sein seltenes Talent mit unbedingter Hingebung und unermüdeter Thätigkeit dieser Schöpfung gewidmet habe. Stets dankbar, versicherte Ritter von Schmerling, werde er der Zeit gedenken, in der Perthaler und er vereint ihre Kräfte einer so bedeutenden Aufgabe geweiht hätten. — In officieller Form beglückwünscht der Staatsminister den „Oberlandesgerichtsrath" gelegentlich der Verleihung des Ordens der eisernen Krone dritter Classe, welche am 8. Mai erfolgte. In der amtlichen Zuschrift heißt es: „Es gereicht mir zum wahren Vergnügen, Euer Wohlgeboren von dieser allerhöchsten Anerkennung Ihrer hervorragenden Leistungen im höhern Staatsdienste mit meinem aufrichtigen Glückwunsche in Kenntniß zu setzen. — Ich verbinde hiemit den Ausdruck meines lebhaften anerkennenden Dankes für die erfolgreiche Unterstützung, welche Sie mir durch die allen meinen Erwartungen entsprechende, ausgezeichnete Lösung jener wichtigen Aufgaben des Verfassungswerkes gewährt haben, für welche ich Ihre umfassenden Kenntnisse und Ihre patriotische Hingebung in Anspruch zu nehmen bisher in dem Falle war. — Indem ich mir Ihre Mitwirkung zu derartigen Arbeiten auch fernerhin vorbehalte, füge ich die Versicherung bei, daß es mir jederzeit zu besonderer Befriedigung gereichen wird, wenn ich auch in Hinkunft in die Lage komme, ihren ausgezeichneten Leistungen im Staatsdienste die verdiente volle Anerkennung zu sichern." — Auch in dem Diplome vom 8. Juli desselben Jahres, mittelst dessen Dr. Perthaler in den erbländischen österreichischen Ritterstand erhoben wurde, ist nebst seinen übrigen Verdiensten mit ganz besonders auszeichnenden Worten des von Ritter von Schmerling „in glänzender Weise bestätigten und belobten Antheils an der Ausarbeitung der unterm 26. Februar 1861 gegebenen Staatsgrundgesetze, sowie an den ferneren Einleitungen zur Bildung und Eröffnung des

Reichsrathes" Erwähnung gethan. — Fügen wir sofort bei, daß am 1. Jänner 1862 Ritter von Schmerling dem Ritter von Perthaler, seinem verehrten Freunde, wie er ihn jedesmal nennt, im Rückblicke auf die für das Vaterland so ersprießliche staatsmännische Thätigkeit Perthaler's im Verlaufe des letzten Jahres seinen Dank ausspricht, so haben wir das Verzeichniß der officiellen Dankbarkeitsäußerungen und die Summe der „verdienten vollen Anerkennung" erschöpft.

Alle Welt hatte erwartet, Dr. Perthaler werde schon während seiner Zutheilung in der Kanzlei des erzherzoglichen Generalgouverneurs mit rascher Leichtigkeit die höheren Stufen der amtlichen Carrière erklimmen. Berechtigte doch der einzige Umstand, daß er jahrelang, wie es im Ritterstandsdiplome heißt, zur vollsten Zufriedenheit des Kaisers den ehrenvollen Beruf eines Lehrers der Staats- und Rechtswissenschaften bei den beiden dem Throne zunächst stehenden Prinzen des Herrscherhauses innegehabt, ganz abgesehen von einer vorzüglichen literarischen, legislativen und judiciellen Thätigkeit, allein schon zu solcher Annahme. Die Beamten des Erzherzogs Albrecht waren im Jahre 1859 mit mehr oder minder hohen Orden geehrt worden; einer ähnlichen Gunst hatten sich die Radetzky'schen, sowie der Lehrer des Erzherzogs Carl zu erfreuen gehabt. Anders bei Dr. Perthaler: er wurde nach der Auflösung der erzherzoglichen Kanzlei nicht nur weder befördert, noch ausgezeichnet, sondern sogar in eine niedrigere Stellung zurückgedrängt. Offenbar hatte man neben den anderen vielen Verdiensten des unermüdlich thätigen Mannes auch das völlig vergessen, daß Perthaler beim Ausbruche des italienischen Krieges bezüglich der Concentrirung der Silberprägung in Venedig, der Kupferprägung in Mailand und der Abfuhr von Cassavorräthen an Baarbeständen, Obligationen und anderen Wertheffecten nach Verona dem Staate viele

Millionen gerettet hatte, welche sonst ohne Zweifel in die Hände des Feindes gefallen wären. Das hatte man vergessen; das officielle Gedächtniß erwies sich als unzulänglich für Verdienste dieser Art. — In der Oeffentlichkeit sprach, wie erwähnt, deutlich genug die Erwartung, Dr. Perthaler, der Oberlandesgerichtsrath mit dem Wirkungskreise, dem Einflusse und dem Ansehen eines hervorragenden Ministers, werde endlich auf einen Posten gerufen werden, der ihm längst gebührte. Zum Marineminister machte ihn die Volkesstimme, bevor der Krieg das Ressort dieses geplanten Ministeriums selbst in die rauhe Hand nahm; zum Statthalter von Tirol ließ ihn im Juni 1861 die öffentliche Meinung avanciren, nachdem der Erzherzog Carl Ludwig die Absicht ausgesprochen hatte, von seiner Stelle zurückzutreten. Auch von der Uebernahme des Portefeuilles des Justizministeriums von Seite Dr. Perthaler's war häufig die Rede.

Nichts von alldem geschah. Dr. Perthaler beklagte sich nicht — aber auch jene blöde Bescheidenheit besaß er nicht, welche sich's zur Ehre anrechnet, in den Winkel gestellt zu werden. Er durfte es ehrlich sagen, daß er sein Leben im patriotischen Wirken, in fortgesetzter Arbeit und Mühe, daß er es nicht ohne Nutzen für das öffentliche Leben und im Interesse des Kaiserhauses zugebracht habe. Er klagte nicht; nur die eines Ehrenmannes wohl würdige Sorge lagerte sich schwer auf sein Herz, daß einst, wann er nicht mehr wäre, irgendwo der Argwohn auftauche, als hätte er es verschuldet, daß er aus Stellungen, welche Andere, deren geistige Rivalität keine Befürchtungen zu wecken vermag, überhäuft mit Ehren zu verlassen pflegen, als schlichter Gerichtsrath hervorging. Das war der Kummer, der seinen frühen Lebensabend umgab und der ihm bei noch ungebrochener Gesundheit schon zwei Jahre vor seinem Ende einmal den schmerzlichen Ausruf abpreßte: „Ich bin alt geworden vor

der Zeit; ich bin müde geworden — mein Leben geht auf die Neige."

Ja, dieses edle Leben — es ging auf die Neige.

In den ersten Monaten des Jahres 1862 begegnen wir noch schönen publicistischen Studien aus der Feder des Unermüdlichen. Schuselka's „Reform" brachte einen beherzigenswerthen Artikel „Vom Vielregieren und wie dasselbe zu beseitigen"; im „Botschafter" erschienen noch Beiträge zur Organisation des österreichischen Seewesens, bezüglich deren Erzherzog Max dem Verfasser sagen ließ, wie sehr er von ihrer Gediegenheit entzückt und wie tief er betrübt und demoralisirt darüber sei, daß ein solcher Mann für jetzt der Marine verloren gegangen. Endlich liegt aus dieser letzten Zeit die Skizze zu einer großen publicistischen Studie vor, welche, obgleich ein Torso, sehr bedeutende völkerrechtliche Betrachtungen vorführt. Die Arbeit ist betitelt: „Die Solidarität der mitteleuropäischen Mächte als einzige Garantie des Friedens und der Freiheit Europas"; sie ist im November 1863 in der „Innzeitung" erscheinen.

An dieser Stelle möge auch derjenigen Werke Perthaler's gedacht sein, welche ihrer Entstehung nach zwar zum Theil weit zurückreichen, von deren Mehrzahl aber die Abfassungszeit nicht ermittelt werden konnte. Nur diejenigen in Betracht gezogen, welche, wenn auch theilweise unvollendet und nicht durchwegs von gleichem inneren Werthe, dennoch vollkommen druckwürdig vorliegen, sind sie zusammen von so bedeutendem Umfange, daß von einer gleichzeitigen Publication dieser Schriften dermalen abgesehen werden mußte. Das nachstehend verzeichnete Material hätte nämlich noch weitere vier Bände von je fünfundzwanzig Druckbogen gefüllt; es überragt demnach das in den vorliegenden zwei Bänden gebotene Quantum um mehr als das Doppelte. Diese Arbeiten sind: 1. Zeitgeschichtliche Studien: Denkwürdig-

keiten des Jahres 1841, vorliegend in zwei enggeschriebenen Großoctavbänden von dreihundertfünfzig Seiten; 2. Staatspolitische Studien: Studien zur Staatspolitik der Gegenwart (das Buch von der Pentarchie und die Gleichgewichtsfrage); Manifestationen der neuesten Zeit; der Gang der Weltgeschichte — alle drei Abhandlungen auf siebenundzwanzig Folioseiten; 3. Juridische Studien: Einleitung in die Encyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaft (Fragment), vierundsechzig Folioseiten Schrift; Rede über das Studium des positiven Rechtes, 1840, vierundzwanzig Quartseiten; Ausnahmszustand und Preßmaßregeln, 1849, fünf Seiten Folio; 4. Theologisch-philosophische Studien: Theologisch-philosophische Streitpunkte, vier Abhandlungen aus den Jahren 1838 bis 1843, etwas über fünfzig Quartseiten; 5. Kunstwissenschaftliche Studien: Allgemeine Kunstwissenschaft und Baukunst, hundertsechs halbbrüchige Quartseiten, werthvoll für die Systematik und Theorie der Künste, — der specielle, die Architektonik behandelnde Theil jedoch unvollendet; 6. Tagebücher: Buch des Lebens aus den Jahren 1839, 1840, 1841, 1842 und 1843, sechshundertdreißig, größtentheils überaus gedrängt und klein geschriebene Octavseiten, weitaus zum größeren Theile sehr interessant in persönlicher, sowie in zeitgeschichtlicher und ästhetischer Hinsicht; 7. Wanderbüchlein aus dem Sommer 1840, ein Buch in Octav, hundertdreiunddreißig Seiten, frisch, lebendig, mit jugendlicher Lebensfreude geschrieben; 8. Gelegenheitsgedichte, sechsundzwanzig lyrische Poesien, der vormärzlichen Zeit angehörig und bei unterschiedlichen Anlässen entstanden; 9. Aristodem, ein Drama in fünf Acten mit doppeltem Prolog, zweihundertsechsundsechzig Quartseiten; der Entwurf aus dem Jahre 1839; 10. Kritische Blätter, fünfundzwanzig theilweise längere Essays über alte und neuere, deutsche und fremde Literatur, über wissenschaftliche

Erscheinungen, über bedeutende Theateraufführungen und Kunstausstellungen, insgesammt hundertdreißig Seiten verschiedenen Formats.

Wenden wir uns nunmehr zum Abschluß der biographischen Skizze.

Schon beginnen die Schatten des nahenden Todes dieses reiche, thatenfrohe Leben zu umhüllen.

Am 17. September 1840 hatte der lebensfreudige Jüngling im Garten des väterlichen Hauses zu Matrei in sein fröhliches Wanderbüchlein geschrieben: „Nach des Blitzes verzehrendem Feuer sehne ich mich, wenn einst meine Tage zu Ende sind. Noch aber will ich ein halb Jahrhundert leben, wisse das — du, mein Blitz!“ Es dauerte nicht einmal die Hälfte der erbetenen Frist, und nicht das heilige Feuer des Himmels fuhr in die Brust des hochherzigen Mannes. — Einst hatte er im Fluge edler Empfindung ausgerufen: „Was kann seliger sein, als aufgelöst werden im Augenblicke der Begeisterung!“ Es sollte ihm nun zu Theil werden, was er wünschte: nicht der schöne Tod auf dem Felde der Ehre, aber der nicht minder schöne im unverzagten, hoffnungsstarken, mannhaften Thatendrange für's Vaterland. — Von den Großen, die er verehrte, hatte er einmal geschrieben: „Oft schon lebte die Wahrheit im Wissen und Leben einzelner Männer; warum kam es nicht, daß es ihnen gelang, ihre Zeit zur Harmonie der Vernunft zu führen? Warum erlagen so viele in dem edelsten Streben?“ Eben diese Behauptung und eben diese Fragen sollten es sein, welche binnen Kurzem einer treuen Schaar von Verehrern am Grabhügel eines Unersetzlichen auf die stummen Lippen traten. Dem edelsinnigen Streiter blieb es aber, wie Freiherr von Lasser an dessen Bruder Franz schreibt, erspart, das Schiff, auf dem Großösterreich in einen sicheren Hafen geleitet werden sollte — stranden und scheitern zu sehen.

Mitten aus einer durch schöne Erfolge belohnten, durch die Freundschaft wahrer Patrioten, durch das Vertrauen hochverdienter Staatsmänner und durch die Huld seines Monarchen ausgezeichneten Wirksamkeit hat den fünfundvierzigjährigen Mann ein unerwartet schneller Tod gerissen.

Schon mehrmals hatte Dr. Perthaler an Grippeanfällen zu leiden. Die Cur in Marienbad hatte ihn wohl für einige Zeit hergestellt und gekräftigt, sie wurde aber nicht wiederholt und die erreichte Genesung hielt nur wenige Monate vor. Schon im Frühjahre 1861 hatte er an Grippe und Katarrh und im darauffolgenden Herbste an einer entzündlichen Halsaffection zu leiden. In den letzten Februartagen des nächsten Jahres kehrte das erstgenannte Uebel wieder. Hans Perthaler mußte sich, wozu seine Willensstärke nur im äußersten Falle sich verstand, zu Bette legen. Mit Beginn des Märzmonates meldeten die Tagesblätter zuerst seine Erkrankung. Nach wenigen Tagen besserte sich der Zustand des Erkrankten, so daß er telegraphisch und brieflich den tiefbekümmerten alten Vater und die lieben Geschwister durch beruhigende Nachrichten erfreute. In der Nacht vom 5. auf den 6. März verschlimmerte sich die tückische Krankheit neuerdings, um nach zwei Tagen noch einmal in dem Maße zurückzutreten, daß Perthaler tagsüber das Bett verlassen konnte und sogar an die Wiederaufnahme seiner politischen Studien ging. Gerade am 5. März war auch sein Freund Professor Dr. Oppolzer erkrankt; die Behandlung lag nun in den minder bewährten Händen eines Dr. Breuning. Dieser Arzt gestattete dem Patienten die Lebensweise von ehemals, hielt ihn mit keinem Worte von geistiger Anstrengung zurück und untersagte ihm nicht einmal den in gesunden Tagen liebgewordenen Genuß des Thees. So wurde denn am 10. März die Krankheit im hohen Grade ernst; am 11. nahm sie den galoppirenden Charakter an. — Die Katastrophe nahte.

So lange das Leiden den Erkrankten an das Schmerzenslager fesselte, war sein treuer Diener August Gränzer, ein braver Dessauer, auf's Strengste beauftragt, mit Ausnahme des vertrauten Freundes Professor A. Halbig Niemanden vorzulassen; Perthaler wollte nicht Gegenstand bedauernden Mitleids werden. Nur der behandelnde Arzt und einmal Perthaler's Onkel Hofrath Dr. von Stöckl betraten außerdem die Schwelle des Krankenzimmers.

Um die sechste Abendstunde des 11. März schloß Hans Perthaler seine Augen für immer.

Ueber die Krankheit, der dieses herrliche Leben zum Opfer fiel, berichtet Dr. Stöckl wie folgt: „Hans hatte einen lentescirenden Typhus, der ohne alle heftigen Erscheinungen verlief, so daß wir Alle Hoffnung auf seine Genesung hatten. Währenddem hatte aber der typhöse Proceß im Darmcanal, der sehr tiefgreifend gewesen sein muß, zur Perforation des Darmes, zu plötzlichem collapsus peritonitis (Bauchfellentzündung) und lethalem Ausgang geführt."

So wurde denn an den Iden des März ein Mann zu Grabe getragen, der ein mächtiger Hort des Rechts, ein heldenhafter Vorkämpfer für Freiheit und Volkswohl, ein makelloser Schild des Vaterlandes war. Inmitten eines hoffnungsreichen Mannesalters ward er das Opfer eines unerbittlichen Todes. Durchdrungen von glühender Vaterlandsliebe und unbeugsamem Rechtssinn war dieser Aristeides in schlichter Armuth heimgegangen. Die einfache Gruft im Marxer Friedhofe birgt, was an ihm sterblich war; ein prunkloser Marmorstein im Museum zu

Miramare zeigt uns sein geistbelebtes Haupt. — Wäre dem Verewigten eine lange Lebenszeit beschieden gewesen: was hätte dieser unendlich vielseitige und tiefe Geist, was hätte diese unausgesetzte Arbeitslust noch geschaffen! Der Tod Hans Perthaler's war ein schweres Unglück für Oesterreich, ein unersetzbarer Verlust für den Staat, welchen er mit begeistertem Thatenmuth zur Größe, zur Blüthe und zum Ruhme zu führen lebenslang strebte. Aber auch so ist und bleibt Perthaler einer der ersten Männer nicht blos des alpenumschanzten Heimatslandes, sondern einer der ersten und besten Männer des schönen Gesammtreichs. Seine kleine Gestalt barg einen mächtigen Geist; eine von dunkelbraunen Locken begrenzte Stirn war der Wohnsitz hoher und edler Gedanken; sein scharfes, braunes Auge schaute tief in's Leben der Menschen, in's Leben der Völker. Und sein eigenes Leben — es war ein heiliges Opfer dem Guten und Schönen, ein reiner Spiegel erhabener Menschengröße, eine lautere Quelle hohen Genusses für ihn, der es lebte. Ein herbes Geschick riß ihn aus den Reihen der Sterblichen; dem Edlen wird eine Sehnsucht folgen und ein Streben der Nachahmung.

II. Abschnitt.

Lyrische Dichtungen.

1. Liebe.

Lieder der Minne.

„Heit're Schauen, treues Singen,
Wie es nun die Tage bringen.“

Liebeslust.

1840.

Warum ich immer neue Lieder
Und immer wieder gerne dichte,
Und kaum mich wendend, dennoch wieder
In süßem Drang zu ihnen flüchte?

Das ist das ew'ge Liebesehnen,
Es will sich nicht betäuben lassen,
Will Erd' und Himmel, Lust und Thränen
Stets neu in sich zusammenfassen.

So will die Seele Alles sammeln
Von Nord und Süden, Ost und Westen,
Und was sie fand in trunk'nem Stammeln,
Den Freunden weih'n von ihrem Besten.

Und sollen ihr die Hörer fehlen,
Soll sie nicht liebe Freunde finden?
Die Seelen suchen wieder Seelen
Unendlich fort sich zu verbinden!

Liederkranz.

Mädchen, fühlst im leisen Wellengange
Lieder dich umspielen aus der Ferne?
Von woher sie klingen, merk's am Klange,
Und dann — immer Theu're — hör' sie gerne!

Hör' sie gerne, ach, und lass' entgegen
Die Gedanken in die Ferne eilen,
Will sich freundliche Gesinnung regen
Für des Sängers Liebe — lass' sie weilen!

Lass' sie weilen bei dem Kranz der Lieder,
Die des Sängers Seele dir bekunden,
Senke sie in deine Seele nieder,
Und dein Herz sei sanft davon umwunden.

Sanft umwunden von dem Kranz der Sänge,
Sanft gebunden, ach, vielleicht am Ende;
Und so legt er ihn im Farbgepränge
Weihend gern in deine lieben Hände.

In dem Liede.

Aus der Ferne winken tausend Sterne,
Aus der Ferne holden Liebesgruß;
In die Ferne send' ich darum gerne,
In die Ferne treuen Liedeskuß.

Aus dem Liede, wohl ich weiß es, nährt sich,
Aus dem Lied' mit Klag' ein sehnend Herz:
Doch im Lied' auch wunderbar verklärt sich,
In dem Liede ruhig Gram und Schmerz.

Huldigung dem Schönen.

1837.

Mädchen mit den holden Wangen,
Anmuthsvoll und schön wie eine
Rose blühst du, Himmelsreine,
In der Jugend holdem Prangen!
Engel, sieh, dir fließen Thränen,
Ewig sucht dich mein Entzücken,
Hängt an deinen sanften Blicken
Ruhelos mein heißes Sehnen.
Horch, die Wehmuth meiner Lieder,
Ach, sie wohnet tief im Herzen;
Reich' mir Heilung meiner Schmerzen,
Theure, liebe du mich wieder!

Zukunftsblick.

Liebe Kleine, willst du werden
Einstens meine holde Braut,
Wenn der Wand'rer sich auf Erden
Endlich müd' umhergeschaut?

Wie du, holde Unschuld, heiter,
Lächelnd mir in's Auge siehst,
Denkst dabei du wohl nichts weiter,
Als daß du nicht böse bist.

Und so küß' ich dieses Händchen:
Werd' es einst zur lieben Hand,
Die mit süßem Liebebändchen
Wand'rers rasche Flügel band.

Frauenliebe.

Tiefen Glaubens schon die Alten
Ahnten eine Wundernähe,
Daß geheimes Götterwalten
Durch des Hauses Hallen wehe.

Wir in holden Frauen finden
Der Penaten göttlich' Wesen:
Hold zu lenken, sanft zu binden
Sind die Frauen auserlesen.

Alle Liebe, tief geborgen,
Wird nun schon ein zärtlich Wachen,
Ein Bedenken, ein Besorgen,
Daß sie holde Freude machen.

Erst dem Gatten, daß im Heime
Ihm sich alles freundlich füge,
Dann dem Liebling, daß er träume
Sanft und ruhig in der Wiege.

Und so walten sie im Stillen,
Und so müssen wir sie achten;
Denn wer übte milden Willen,
Wenn nicht mehr die Frauen wachten?

Unbewußtes Glück.

„Wohin, o Mädchen, im grünen Kleide
Eilst du mit leichten Füßen?"
Will nur die süße Morgenfreude
Des Frühlings heiter genießen. —
Auch däucht mich, ich suche was.
Mein' es zu finden im duftenden Gras,
Meine, ich find' es
Im Flor des Blumengewindes
Hier im Garten, dorten am Bach.
Einmal vom Himmelsblau
Schaut's mir entgegen,
Wenn ich die Sternlein schau,
Seh' ich's wohl glitzernd sich regen; —

Sage mir, träum' ich, sag', bin ich wach?
Immer besinn' ich mich und denke nach,
Was es denn, wie es denn sei, —
Wo es zu finden sei.

Toleranz.

1835.

In Nachbars freundlichem Garten
Da sah ich ein Röslein steh'n:
„Ach, dürft' ich es pflegen und warten!"
Und ging, um es näher zu seh'n.
Es stand gar herrlich blühend,
Das Mündchen so roth und glühend,
Und unter der Blätter grünem Flor
Da keimten liebliche Knospen empor.

Ich sah es an und küßte
Das lieblich duftende Roth,
Allein ich Armer büßte
Die Lust, die der Zufall mir bot.
„Ich will es einmal nicht leiden,"
So sprach es, „du mußt mich meiden,
Und weißt du, Kühner, weißt du es nicht,
Daß dich mein Dorn, der spitzige, sticht?"

„„Nein, Röslein, du kannst nicht stechen
Den Mund, der dich berührt;
Der Hand nur, die dich will brechen,
Die Strafe des Dorn's gebührt.
Wer dir deine Blüthe will rauben,
Mag an deine Rache glauben;
Allein dem Mund, der dich, Liebliche, küßt,
Die leichte Schuld wohl vergeben ist.""

Die Himmelschlüssel.

1835.

Frühlingskinder,
Maiverkünder
Seid gegrüßt, ihr Blümchen hold!
Liebe, schöne Maienglöckchen
Mit den Löckchen,
Zart und fein wie klares Gold:
Hört man doch im Volkesmunde,
Ihr erschließt das Himmelreich.
Gerne glaub' ich dieser Kunde
Und vertraue nur auf euch.

Sehet: jene
Holde Schöne
Mit dem blonden Lockenhaar,
Mit den süßen Wangengrübchen
Ist mein Liebchen,
Ist mein Himmel immerdar.
Nun ihr Blümchen, ohne Säumen
Oeffnet meinen Himmel mir;
Denn in ihres Herzens Räumen
Ist mein Himmel, sag't es ihr!

Röschen.

1837.

Saß unten an der Quelle
Mit frühlingsfrohem Sinn,
Sie rieselte so helle
Im Wiesenbette hin;
Es lächelte so fröhlich
Und frisch die Morgenflur,
Mir war so wohl und selig
In blühender Natur.

Und da ich so im Moose,
Im duftig grünen, lag,
Gewahrt' ich eine Rose
Im kleinen Strauch' am Bach.
„O Röslein, will dich pflücken
„Und tragen dich nach Haus,
„Du sollst mein Zimmer schmücken
„Im grünen Myrthenstrauß."

Der Strauch begann zu sprechen:
„Die Blüth', o schone sie!
„Und wirst du Röslein brechen,
„So welkt und stirbt es früh."
Ich grub's mit sammt dem Strauche
Gar froh und freudig aus,
Nun füllt mit süßem Hauche
Lieb Röslein mir das Haus.

Das holde Blümlein.

1837.

Heut' pflückt' ich mir ein Röschen,
Das erste wohl im Jahr',
Es blüht mir frisch im Glase
Und duftet immerdar;
Und daß ich's herzlich liebe,
Ich werd' es stets gewahr.

Es waren viele unten
Am grünenden Gesträuch',
Mir wollte keins gefallen:
Das eine war zu bleich,
Das and're schon zerblättert,
Zu wenig zart und weich.

Das eine reckt das Köpfchen
  Gar hoch und stolz empor,
Und unbescheiden drängte
  Ein and'res sich hervor,
Entblößt' der Reize Fülle
  Zu frei vom grünen Flor.

Doch still und tief verborgen
  Im Blätterkämmerlein,
Geschützt von vielen Dornen,
  Da blüht' mein Röselein;
Und wollt' ich es gewinnen,
  Nicht durft' ich Wunden scheu'n.

Meine Rose.

Mädchen, du wirst leise, leise
Bald der Liebe Macht erfahren.
Kann die Rose and'rer Weise
Als im Blüh'n sich offenbaren?

Deine Liebe ist dein Blühen!
Nun, so blüh' du, meine Rose,
Und mich laß' für dich erglühen,
Süße, Reine, Dornenlose!

Rosen lieben's, daß mit ihnen
Heiße Sonnenstrahlen kosen;
Und so wachsen gluthbeschienen
Hundertblätt'rig — rothe Rosen.

In dem ganzen Blumenreiche
Sind sie Königinnen blieben;
Daß du wirst die Rosengleiche —
Mädchen, lieb' und laß dich lieben.

Die junge Rose.

Ein Engel legte
Der jungen Rose
In's Herz eine Perle
Erfrischenden Thau's.
Und sieh', da erwacht' sie,
Erwachte die Sehnsucht
Die Strahlen des Lichtes,
Die gold'nen, zu schau'n.

Es knospte die Blüthe
Und drängte in Fülle
Verborgene Blätter
Heraus an den Tag.
Und es hauchte die Sonne
Mit duftigen Farben
Den lächelnden Liebling,
Den reizenden, an.

Da stand sie in Schönheit,
Von Göttern bewundert,
Von Engeln gepflegt,
Von den Menschen geliebt. —
Was war's, was der Engel
Der Rose am Morgen
In den Busen geträufelt? —
Der Thau war's der Liebe!

Rose und Herz.

Und hast du sinnig einmal, Mädchen,
Wohl zugeschaut dem Blüh'n der Rose:
Wie an der Knospe stets ein Blättchen
Um's and're locker wird und lose?

Am Ende, was erst friedumflossen
Und fromm nach innen war gefaltet,
Es ist gar herrlich aufgeschlossen
Und hat sich voll und rund gestaltet.

Und einer Rose, einer blüh'nden,
Möcht' ich das junge Herz vergleichen, —
Das lieberhörte einer glüh'nden,
Das ungeliebte einer bleichen!

Wellenringe.

Sieh', zwei Schwäne rudern auf der blauen
Fluth, und Wellen kräuseln sich in Ringen; —
Liebchen, sieh', wie schön ist das zu schauen,
Wenn die Wellenringe sich verschlingen!

So aus Herzen, die sich lieben, beben
Heiße Wellen sehnenden Verlangens,
Ahnend, wo sie in einander schweben,
Süße Lust des liebenden Umfangens.

Ihr Auge.

Blicke hin und steh' geblendet:
Welch' ein tiefes, treues Blau!
Wie's der Himmel niedersendet,
Doch umflort vom Perlenthau.

Frühlingsflor im Thaleslichte,
Tagerwachen allzumal
Blüht in diesem Angesichte,
Glüht in diesem Augenstrahl'.

Lied.

Wenn ich dir in's Auge schau',
Holderes, du liebe Frau, —
Das wird mir zur Stunde kund —
Gibt's nicht auf dem Erdenrund.

Ist es Anmuth, milder Sinn?
Ach, sie liegen beide d'rin.
Ist's der Wehmuth Dämmerlicht,
Die durch's feuchte Auge bricht?

Weiß es nicht, obgleich mich's deucht,
Mutterliebe ist's vielleicht —
Heilig-still, in sich gekehrt —
Was dein Antlitz mir verklärt.

Oder ist's der Stimme Klang?
Doch mein Kind, was frag' ich lang!
All' das ganze Wesen dein
Muß der Grund des Zaubers sein!

Der Wanderer.

Kind, dem Wand'rer ist kein Friede.
Bleib' mir freundlich für und für!
Wird er einst des Treibens müde,
Kehrt er wohl zurück zu dir,
Pochet leise an dein Zimmer:
Lass' mich, Liebchen, lass' mich ein!
Ruhig wird er dann für immer,
Kind, an deinem Busen sein.

Rastlos und treu.

Rastlos und treu
Die Fackel, die leuchtende, schwing' ich,
Liebchen, das Höchste vollbring' ich,
Den Preis eines Lebens erring' ich:
Steh'st du mir bei!

Rastlos und treu!
Die Liebe der Menschheit erscheine
Erschlossen in dir mir, du Reine;
So wirk' ich im großen Vereine,
Steh'st du mir bei!

Steh' mir denn bei
Und pflege den kühnen Gedanken
Und ziehe die heilsamen Schranken;
Lass' nie mich im Göttlichen wanken:
Rastlos und treu!

Austria's Urbild.

So mußte sie des Künstlers Geist sich bilden,
Die Austria, die empor sich mächtig hebt,
So hehr in Kraft, in jener ruhig-milden
Die Widerspänstiges zu einen strebt.

Du hast sie nicht gespielt, weil's eben galt,
Und man zufällig dich dazu erkoren,
Denn dir hat ja die Austriagestalt
Das liebe Mütterchen schon angeboren.

Du bist sie selbst und nicht zum Scheine nur;
In schöner Form, wie in des Wesens Grund
Gibt ja die liebe Austrianatur
In deinem herzlich treuen Sinn sich kund.

Wie bin ich glücklich, daß mir's war gegönnt,
Dich, Holde, selbst in mein Gedicht zu dichten.
Doch wie es lichterloh im Liede brennt,
Welch' Unheil wird es an im Herzen richten!

Mein Juwel.

Obgleich du dich in alten Flitter hüllst,
Du Frühlingskind, wir haben dich erkannt;
In welcher Fassung du auch immer willst,
Du bist und bleibst der helle Diamant.

Ach, wie beneidenswerth der Reif von Gold,
Der dich, Juwel, dereinst umfassen soll. —
Ist's dir schon offenbar, o sprich, das hold'
Geheimniß, das ich fürchte ahnungsvoll.

Die Wahrsagung.

Nicht dem Zigeunerweibe, herrlich' Wesen!
O reiche mir die liebe schöne Hand!
Was das Geschick beschlossen, möcht' ich lesen,
Ob's deine Zukunft an die meine band.

Doch nein, ich wag' es nicht, denn ich erschrecke
Schon jetzt vor dem Gedanken, o mein Stern,
Wenn ich in deiner lieben Hand entdecke,
Daß du mir ewig, wie ein Stern, so fern.

Erwachen.

Wer ist's, der über die Gestalt sich neiget,
Als wollt' in's Herz der Schönheit Bild er saugen?
Sie schlägt die Aeuglein auf so klar und zeiget
Ihm einen Himmel in den beiden Augen.

O holdes Zagen und o lieblich Beben,
O nie gefühlte, furchtsam inn'ge Lust!
So sinkt mit schwach-unschuld'gem Widerstreben
Das liebe, liebe Kind an seine Brust.

Mit göttlichem und übermächt'gem Glücke
Wie überströmt's im himmlischen Ergusse
Den Jüngling aus treu-off'nem Mädchenblicke
Und aus des Mädchens ewigem Liebeskusse!

Wie hält er im unendlichen Erwarmen
Die zagende Geliebte fest umschlungen
Und fühlt' es stolz, daß mit Prometheusarmen
Ein unschätzbares Kleinod er errungen!

Ach, das Geträumte, ferne lang Ersehnte,
Wornach die jugendlichen Keime rangen: —
Erwachend ist's im einzigen Momente
Zum tiefbewußten Leben aufgegangen.

Liebesturnei.

Wären noch die alten Zeiten,
Da die Ritter im Turnei
Wohl manch' holdes Mägdlein freiten
Und es liebten stet und treu.
Schwert und Helm und starke Lanze
Nähm' ich wohl auch da zur Hand,
Und zu manchem Waffentanze
Ritt' ich aus von Land zu Land.

Schweifend frei, wie die Gedanken,
Käm' ich, Liebchen, einst zu dir,
Unverweilet in die Schranken
Trät' ich mit Geschick und Zier.

Denn ich müßte gleich dich minnen,
Da du bist so hold und fein;
Deine Minne zu gewinnen
Müßte dann mein Sinnen sein.

Und ich böte Kampf den Rittern,
Und wohl mancher nähm' ihn an;
Schilde krachen, Lanzen splittern,
Und im Sande läg' der Mann.
Und da hätt' ich viele Ehre
Wohl bei Maiden und bei Frau'n,
Daß in ritterlicher Wehre
Ich so männlich wär' zu schau'n.

Auch Gesänge würd' ich dichten
Dir nur, die so schön und mild;
Sänge, daß ich dir zu Pflichten
Sei in Lieb' mit Schwert und Schild.
Fürbaß reitend dann erblickte
Ich ein Köpfchen blond wie Gold,
Und mein trautes Liebchen nickte
Mir gar minniglich und hold.

Das Gebetbuch.

Wohin, wohin, du süßes Feinliebchen? —
„Wohin du nicht gehst, in die Kirche, mein Bübchen."
Und gibst du den Arm mir und läßt es gescheh'n,
So möcht' ich wohl mit dir zur Kirche geh'n.

Im heiligen Hause, da schautest du fein
In's kleine, nette Büchlein hinein.
Und deine liebholden Aeugelein,
Die wären mein Büchlein, da schaut' ich hinein.

Da läs' ich Gebetchen voll Unschuld und gut,
Wie der Engel im Himmel sie beten thut. —
Wer hat in die Aeuglein, ach, in die lieben,
So wunderzarte Gebete geschrieben?

Mimi im Gebet.

Sehnsuchterregende,
Süße Gestalt!
Freundlich entzückende, reine,
Zarte, holdselige Kleine,
Ach, wie durchzittert mich deine
Herzenbewegende
Himmelsgewalt!

Seh' ich die knieende
Andacht in dir,
Wie sie verklärt sich nach oben,
Auf Flügeln des Geistes erhoben,
Schwingt, um den Schöpfer zu loben,
Erdeentfliegende —
Ach, wie wird mir!

Seh' ich nicht holdige
Englein im Chor
Freundlich dich, Heil'ge, umschweben,
Fächeln dir ewiges Leben,
Seligen Frieden und heben
Dich, reine Unschuldige,
Zum Himmel empor!

Liebesfäden.

Daß mir hold das Liebchen bliebe,
Daß ich deß' beruhigt lebe,
Hat sich endlich meine Liebe
Fein ersonnen ein Gewebe.
In der Lieder Liebeswonnen
Hab' ich Liebchen eingesponnen.

Sieh' und immer dichter ziehen
Sich die Fäden um das Liebchen;
Wollt' es dennoch mir entfliehen
Aus dem zartgenetzten Stübchen,
Tausend Fäden müßten springen
Und es tausendfach umschlingen.

Weinen und Lachen.

1841.

Ich sah sie weinen! — Feuchter schwoll
Der Augen dunkles Blau,
Es hing so schwer und thränenvoll,
Wie Veilchen voll im Thau.
Ein Tropfen leis' herunterschlich
Und hat die Erd' genäßt,
Als schmückte sie mit Perlen sich,
In Kummer ihr erpreßt.

Ich sah sie lächeln! — Demantslicht
Dagegen, o wie bleich!
Ach, solchem lieben Angesicht
Ist nichts auf Erden gleich.
Und lacht's aus tausend Himmeln nicht,
Wenn, stiller Gunst geweiht,
Solch Herz aus allen Mienen spricht,
Wie innig es sich freut.

Und wie die Wolke Farbenschwung
Vom Abendstrahl empfängt,
So warm, daß kaum die Dämmerung
Vom Himmel ihn verdrängt,
So hat das Lächeln wunderhold
Ihr weinend Aug' verklärt,
Das ruhig schön wie Abendgold
Zu uns sich niederkehrt.

Erkennen.

Sitz' ich einsam in dem Stübchen,
Lieder in das Buch zu spenden,
Denk' ich gerne mir das Liebchen
Mit dem Büchlein in den Händen.

Schönes Büchlein, sammtgebunden
Und gedruckt mit gold'nen Lettern;
Meiner Liebe Sehnsuchtsstunden
Hingehaucht auf seid'nen Blättern.

Und die blauen Aeuglein weilen
Leise lächelnd mit Vergnügen
Bei den Worten, bei den Zeilen,
Angereiht in Perlenzügen.

Und in jedem meiner Lieder,
Ob es jubelt oder weinet,
Merkt die Holde immer wieder,
Daß ich stets nur sie gemeinet.

Elfenarbeit.

Gewahr' ich eurer heitern Nähe
Verborg'nes Wirken, treue Elfen,
Dem Liebenden in seinem Wehe
Mit Ueberraschungslust zu helfen?

Was habt ihr ihr in's Ohr gesungen,
Mit welchen süßen Wunderglocken
Habt ihr das Liebchen angeklungen,
Daß ihr vermocht, es herzulocken?

Wie dank' ich's wohl euch klugen Kindern?
Ihr seid die Retter mir gewesen;
Vom Leiden, das kein Arzt zu lindern
Vermochte, ließt ihr mich genesen.

Die Perle.

Liebe singen alle meine Lieder;
Nun, so sage, ob auch du mich liebest.
„Immer fragst du, ach, und immer wieder
Ahnst du gar nicht, wie du mich betrübest."

Ungenügsam bleibt die reichstbelohnte
Liebe selbst und geizt um Liebesmale;
Also gabst du eine treugeschonte
Perle aus des Herzens Muschelschale;

Gabst sie mir, doch möcht' zu jeder Stunde
Ich es wieder, daß sie mein ist, hören. —
„Nun, so will ich dir's mit diesem Munde
Tausendmal in einer Stunde schwören."

Das Dauernde im Wechsel.

Unstät, ach, wohin, wohin ihr Augen
Schweift ihr suchend rings in Näh' und Fernen?
Wollt ihr ew'ger Sehnsucht Frieden saugen
Hier aus Himmel, Erd' und klaren Sternen?

Schwelgt die Seele sanft im Stromesrauschen
Und verliert sich in dem Bergesdunkel,
Stirbt doch Schmerz der Sehnsucht nicht im Lauschen,
Stillt sich nicht im Sternenlichtgefunkel.

Wir empfinden, was wir einst empfunden,
Dessen, was uns fehlet, klar bewußt:
Doch wer solch ein Wesen hat gefunden,
Sinkt befriediget an seine Brust.

Entschiedenheit.

Und was will da drinn das rasche Pochen?
Stärker strömt das Blut, die Eisesrinde,
Um die Brust gepanzert, ist gebrochen;
Einen warmen Lebensstrom empfinde
Freudeschauernd ich durch alle Sinne
Dringen. Kalter, stiller Ernst verschwinde,
Grüße neuen Lenz und neue Minne.

Nein, sie soll sich nicht in sich verschließen,
Junge Seele, in dem tiefen Grübeln;
Munter vor sich schauen und genießen,
Lieben soll sie und nicht zaghaft liebeln!
Soll sich muthig in die eig'ne Tiefe
Stürzen, denn das größte von den Uebeln
Ist, zu leben, gleich als ob man schliefe.

Der Gärtner.

(8. Februar 1843.)

Da steht im weiten Gartenreich gemenget
Der Pflanzen mancherlei aus allen Zonen,
Agaven, Lilien, Tulpen, bunt gedränget,
Sowie der Heliotropen prächt'ge Kronen.

Doch unter allen aus den fremden Gauen
Ist hier die junge heimatliche Blume,
Ist diese Rose theuer mir zu schauen,
Die ich hier wachsen sah im Heiligthume.

Ich hab's gesehen, wie erst still verschlossen,
In sich gekehrt die Blüthenblätter träumten,
Ich hab's gesehen, wie dann thauumflossen
Das Rosenauge farb'ge Strahlen säumten.

Die süße Freude hab' ich voll empfunden,
Wenn Blatt für Blatt sich jugendlich entfaltet,
Wenn aus der grünen Knospe, aus der runden,
Das Rosenherz sich rein herausgestaltet.

Ich hab's geseh'n, das herrliche Gedeihen,
Sah unverwandten Auges, wie im Blühen
Die zarten Keime wachsend sich befreien,
Die nun in Duft und holder Fülle glühen.

Da steh' ich nun, zu ihr den Blick gewendet,
Und schaue still — vor Wehmuth fast in Thränen.
So ist nun dieses Rosenkind vollendet,
Ein Blumenengel, Abglanz alles Schönen!

Ich steh' vertieft im Schau'n der Wunderbaren!
Und seh' ich Menschen kommen, faßt's mich schauernd:
Sie fragen mich, was ist dir widerfahren,
Was stehst du hier, so träumend und so trauernd?

Ich sage nichts und muß es eben tragen,
Wenn sie an meine off'ne Wunde rühren.
Sie ahnen's alle nicht, die mich so fragen; —
Dem Gärtner ist, als müßt' er sie verlieren!

Das Maidlein am Bach.

I.

Ach, wär' ich ein Blümlein am Bache,
Das wär' eine herrliche Sache!
Das Blümlein, es darf sich nicht scheuen,
Hält fest an dem Busen den Treuen,
Der netzt ihm die Wänglein mit Küssen,
Die flüchtige Lust zu büßen.
Er denkt nicht, mit zärtlichen Träumen
Des eilenden Laufes zu säumen.
Und ewiglich jung und ewig frisch
Schlüpft er als Bräutigam aus dem Gebüsch
Mit zitterndem silbernen Wellenschimmer
Und koset und lispelt und ruhet nimmer,
Mich hold zu umfangen
Mit süßem Verlangen.
Ach wär' ich ein Blümlein am Bache,
Das wär' eine herrliche Sache!

II.

Nein, nein, beim heiligen Antoni, nein!
Ich möchte das Blümlein am Bache nicht sein!
Da wär' ja allein
Der Geliebte nicht mein!
Das Bächlein thut wandern
Von einer zur andern,
Das Bächlein thut wallen
Am Ufer zu Allen.
Und weilet bei diesen
Und koset mit jenen
Mit freundlichen Küssen
Und perlenden Thränen. —
Das könnt' ich nicht leiden,
Da möcht' ich dann scheiden
Und könnte nicht fort
Vom traurigen Ort.

Er thät dahin schlendern,
Ich könnt' es nicht ändern,
Müßt's eben ertragen
Mit Jammer und Klagen!
Nein, nein, beim heiligen Antoni, nein,
Ich möchte das Blümlein am Bache nicht sein!

Mädchenträume.

Vom Schlummer, dünkt mich, war ich einst umfangen,
Als ich in jenem Wunderland geruht,
Mit mir die Blumen sprachen, Sterne sangen,
Und Alles lebte, Alles war mir gut.

Da lag ich zwischen duftig glüh'nden Rosen,
Und Brust und Angesicht vom Hauch gekühlt,
Am Wasserfalle; munt'rer Elfen Kosen
Hat mir so schöne Träume vorgespielt.

Wie glänzten um mich her die gold'nen Gaben,
Da war der Wünsche Ziel und wohl noch mehr,
Und rings herum die allerschönsten Knaben
Sah'n meinen Spielen zu und drängten her.

Den schönsten liebt' ich, und in holder Nähe
War Alles von Verklärungsduft umhaucht,
Selbst unser lustig schmachtend Liebesweh
Schien ganz uns in ein Wonnemeer getaucht.

So floß im süßen, wunderklaren Frieden
Die Jahre durch ein Tag dem andern nach;
Doch nein, so ungetheilt und ungeschieden
War alle Zeit mir nur ein einz'ger Tag!

Halte treu und fest am schönen Glauben!

I.

Halte treu und fest am schönen Glauben,
Lass', o Liebchen, lass' ihn dir nicht rauben!
Und wie du ihn kindlich eingesogen,
So ist er der schöne Himmelsbogen.
Siebenfarbig ruht er auf der Au,
Reicht empor in's ferne, tiefe Blau.
Wo er ruht, ja dieses grüne Hüben
Kennst du wohl; er aber weist nach drüben,
In das Jenseits, das du noch nicht kennst
Und wohl sonst auch deinen Himmel nennst,
Der sich dir in frommen Kindesträumen
Auferbaut in fernen Aetherräumen.
Und wie er in deines Herzens Stille
Hoch sich wölbt in hehrer Glanzesfülle,
Wie aus ihm in holden Engelchören
Fernher Stimmen klingen, süß zu hören,
Wie aus ihm der süße Seelenfrieden
Freundlich niederströmt: — so beut hienieden
Er die Seligkeit, so blüht es eben
Dir schon hier, das reine Engelsleben.
Darum halte fest am schönen Glauben,
Lass', o Liebchen, lass' ihn dir nicht rauben!

II.

Halte treu und fest am schönen Glauben,
Lass', o Liebchen, lass' ihn dir nicht rauben!
Ach, wie würdest du wohl sonst ertragen
Wunden, von dem Schicksal dir geschlagen?
Sieh', in's frühe Todtenbett gebettet
Deinen Freund, den dir kein Arzt mehr rettet.
Kannst Du auch das Leben ohne ihn
Gar nicht denken, dennoch müßt' er zieh'n;
Um dies Leben hat man euch beneidet,
'S war ja gar so schön! doch ruft es: Scheidet!

Lieb' ist nicht mehr Liebe, ist nur Schmerz,
Was dich eh' entzückte, bricht dein Herz.
Je verschlung'ner ihr im Seelenbunde
Waret, desto tiefer reißt die Wunde
Bis zum Kern des Lebens. — In die Wogen
Eines Sturmes fühlst du dich gezogen,
Daß du himmelwärts in Herzensangst
Rettung flehend mit den Händen langst.
Sieh', da flüstert: „Wiederseh'n" der Glaube;
Ob ihn auch so früh der Tod dir raube,
Was er nahm, wird er dir wiedergeben,
Wenn er einstens nimmt dein irdisch' Leben.
O unendlich schönes Wiederseh'n!
Glaube, ach, wie bist du süß, wie schön!
Darum halte fest am schönen Glauben,
Lass', o Liebchen, lass' ihn dir nicht rauben!

Lied der Braut.

Blüthen fallen in die Wellen;
Fortgetragen von dem Winde
Flattern Blätter leicht im schnellen
Flug dahin, geschwind, geschwinde!

Eilet nur, doch ich will bleiben,
Bleiben hier in meinen Freuden.
Alle die Gedanken sträuben
Sich, von diesem Ort zu scheiden.

Von dem Liebsten hier auf Erden,
Wo die Träume, die dem Kinde
Blühten, mir zum Kranze werden,
Den ich um die Locken winde.

Eine Sage.

I.

Weißt du auch die Sage vom Chalifen,
Der da eine klare Perle sinken
Ließ in einsam stille Meerestiefen,
Und sie fallend sah in's Aug' ihm blinken?

Ihre tief verborg'nen Kräfte zogen,
Bildend um die Nymphe eine Schale,
Und sie hob sich leicht aus dunklen Wogen,
Tauchte aus der Fluth mit einem Male.

Leise wiegte sie sich hin und wieder
In des Wassers sanft erregtem Schwellen,
Eben als der Herrscher seine Glieder
Badend stärkte in den Meereswellen.

Da begann sie um ihn her zu spielen,
Daß es die bewegte Brust ihm kühlte;
Ließ nicht nach mit ihren Wellenspielen,
Bis er freudig ihre Nähe fühlte.

II.

Wisse nun, du Engelreine!
Daß dein Wort, so silbertönig,
Ist die Perle, die ich meine,
Und du bist der reiche König.

Spielend ließest du es sinken. —
Eines Herzens Meerestiefe
Fing es auf im holden Blinken;
Drinnen lag's, als ob es schliefe.

Aber nur, sich zu gestalten,
Ruht' es lange in der Stille;
Nun im Lied sich zu entfalten,
Taucht es auf in Lebensfülle.

Erdenhimmel.

Es bat der Mensch: „O Gott, wenn dir's gefällt,
So lass' mich schau'n das Abbild jener Welt."
Und diesem Wunsche wurde die Gewährung:
Gott zeigt ihm Engelschönheit und Verklärung.

Das ist des Mannes Braut, ein Strahl des Lichts!
Bezaubernder ist hier auf Erden nichts.
Ein Bild, verklärt von leuchtenden Gedanken,
Die gleich den Blumen ihre Stirn umranken.

Der erst erwachten Liebe Huld umschwebt
Des Mundes Lächeln, wie zum Kuß belebt;
Und wenn ihr Aug' durch eine Thräne leuchtet,
So ist's von Freude, nicht von Schmerz gefeuchtet.

Die Schätze holder Liebe, die als Braut
Das Mädchen dem geliebten Mann vertraut,
Sie nehmen ihren Platz in seiner Seele,
Schutzengel ihm, daß er den Weg nie fehle.

Und faßt er treu die liebe schöne Hand,
Und wenn er fest den holden Leib umspannt,
So hält er alle Erd- und Himmelsspenden,
Gereicht vom Boten Gottes, in den Händen.

Unsterblichkeit.

Erdwärts von den hohen Sternen
Fühl' ich keinen Zauber weh'n, —
Ach, in jenen weiten Fernen,
Unser'm Aug' noch ungeseh'n,
Liegt's so tief, so öd, so kältlich,
Ist im Blauen gar so leer!
Ach, und himmlisch, überweltlich
Dünkt es dort mich nimmermehr!

Aus dem Grabe wehet schaurig
Moderluft und Feuchtigkeit,
Aus dem Jenseits winket traurig
Zögernde Unsterblichkeit;
Ohne Sorge, ohne Bangen,
Ohne Liebe, Strebensmuth —
Kann das Herz dahin verlangen,
Wo erstirbt des Herzens Gluth?

In der Liebe ist Bewegung:
Einigung und holder Bruch.
Jenseits ohne Liebesregung
Ist ein greller Widerspruch.
Hier nur in dem Menschenherzen
Mag ich finden ewig Leben, —
Liebeslust und Liebesschmerzen
Ist Unsterblichkeit gegeben.

Sonette.

Sehnsucht.

1832.

O Schicksal, viele Sommer sind vergangen!
Oft keimte schon hervor des Frühlings Grün,
Ich sah schon oft die schönen Blumen blüh'n,
Und nicht erfülltest du mein heiß' Verlangen.

Ein glühend Sehnen reißt mich mächtig hin;
Mein Geist, vom Spiel der Phantasie umfangen,
Durchmißt die weite Bahn und kehrt mit bangen
Gefühlen dann zurück — die Träume flieh'n.

Dort seh' ich lichte Wolken eilend zieh'n
Gen Westen, wo die Heimatthäler blüh'n.
O könntet ihr mich dorthin, dorthin bringen!

Dort fliegt ein munt'res Volk auf leichten Schwingen,
Aus vollen Kehlen frohe Lieder klingen.
Die Glücklichen, sie zieh'n zur Heimat hin! —

Abschied.

1837.

Verklärte, wie die Frühlingsblüthe,
So zart und rein, so sanft und milde
Warst du, ein himmlisches Gebilde,
Voll liebevollster Herzensgüte! —

Doch ach! des Lebens Sturm, der wilde,
Zertrat mit seinem rauhen Tritte
Dich, Blümchen! und aus uns'rer Mitte
Erhobst du dich in's Lichtgefilde.

Dort löst sich auf zum sanften Frieden,
Zur Harmonie dies Weltgetümmel! —
Und sollen wir nun trostlos weinen?

O nein! wir sind ja nicht geschieden,
Denn uns're Liebe reicht zum Himmel
Und deine senkt sich auf die Deinen.

Der Bergsee.

Du reizendes Geheimniß, Frauenseele,
Gemahnst mich wie ein Bergsee. Abgeschieden,
Vom Forscher nur entdeckt, dem nimmermüden,
Umjauchzt vom Volk der liederreichen Kehle.

Ich breche durch beim Sang der Philomele.
Da liegt er! Lieblicher ist nichts hienieden
Als dies Juwel, in heil'gen Alpenfrieden
Gehüllt, damit es sich der Welt verhehle;

So träumerisch und nächtlich Sterne grüßend,
Ein Auge stets zum Himmel aufgeschlagen
Und eine Wunderwelt in seinem Grunde.

Ich blicke gern hinab und manche Stunde
Lauscht' ich der Antwort, ob sie auf mein Fragen
Ertöne, ein Geheimniß mir erschließend.

Frauenschönheit.

Ein Stern ist in den nordischen Barbaren
Der Nacht des Menschenherzens aufgegangen.
Sie meinten, in der Schönheit holdem Prangen
Die Spuren eines Ew'gen zu gewahren.

Den Hauch der Götter ehrten Heldenschaaren,
Bezähmend rasch entloderndes Verlangen,
In dem Erröthen der holdsel'gen Wangen
Der Frau'n, die ihnen auch Propheten waren.

Und wie von himmlischem Geheimniß Kunde
Im blauen Frauenaug', am ros'gen Munde
Der Deutsche ahnungsvoll begann zu lesen:

So ward es ihm zur tiefgefühlten Klarheit:
Die Schönheit ist noch nicht die volle Wahrheit,
Sie ist doch Schein nur, Liebe heißt ihr Wesen!

Herzensworte.

Vieles, mein' ich, hab' ich dir zu sagen! —
Werd' ich wohl die rechten Worte finden,
Die des Fühlens tiefsten Grund ergründen,
Schön enthüllen seliges Behagen?

Das, wofür uns warm die Herzen schlagen,
Können wir nur stammeln, nicht verkünden;
Tief Empfund'nes läßt sich nur empfinden,
Nicht in Worten sagen oder klagen.

Darum will ich denn im Stillen sammeln
All' die Wonnen treuen Herzerschließens,
Alle Lust, darin ich einst geschwommen.

Und von ferne hör' du dieses Stammeln
Gerne, wie zur Stunde des Begrüßens
Deine Freundesstimme ich vernommen.

Mein Ideal.

O du! unnennbar Hohe meinem Sehnen!
Was im unsterblichen Gedicht in reinen
Gestalten sich verknüpft zum schönen Einen,
Was im verschlungenen Gewühl von Tönen

Mich tief bewegt zu lusterfüllten Thränen,
Was Künstler bilden in dem Farbenscheinen —
Ich seh' es Alles sich in dir vereinen
Zum wundervollen Urbild alles Schönen.

Mein Haupt auf deinen Knieen, möcht' ich gerne
Das süße Räthsel deines Blicks mir deuten,
Aus deinem Mund vernehmen Himmelskunde.

So schwing' ich mich zu dir in weite Ferne
Und träume von den sel'gen Ewigkeiten
In einem einz'gen Kuß an deinem Munde.

Minnetrost.

Wie fühlt ein schmerzlich tiefes Ungenügen
Ein liebeleer', vereinsamt Herz! wie elend
Sich durch die mühvoll gleichen Tage quälend,
Die vor ihm breit gedehnt gleich Wüsten liegen.

Die Liebe kann den Schmerz in Schlummer wiegen.
Ihr süßes Heimatmärchen dir erzählend,
Und jede Sorge liebend dir verhehlend,
Wird sie gar bald den stummen Gram besiegen.

Denn was ist holder als die Mahnungen
Des Gottes, des im Liebesglück lebend'gen,
Wenn unter Frühlingsschauern sie dir keimen,

Wohlan, erfüllt von süßen Ahnungen
Der sel'gen Lust, in Liebe einst zu end'gen,
Erwach' zum Leben nun aus deinen Träumen.

Himmelsglück.

Welch' ein Glück! geliebteste der Frauen,
Wenn mich deine Arme hold umschlingen,
Deine Blicke tief in meine dringen
Und im Aug' die Freudenthränen thauen!

Auf des Mannes Stärke willst du bauen!
Nun wohlan, ich werde sie dir bringen,
Um des Zweifels Fesseln zu bezwingen;
Lass' mir nur dein himmlisches Vertrauen.

Muthig vorwärts ohne Furcht und Bangen
Durch die Stürme geh' mein Schiff, mein festes,
Also ruf' ich flehend in der Seele.

Wie ich dich im Arm, der Güter bestes,
Halte, weiß ich nicht, was mir noch fehle,
Da in dir mein Himmel aufgegangen!

Mit dir.

Schmerzlich ist's, ein Leid allein zu tragen,
Aber schmerzlich auch in Wonne schweigen. —
Könnt' ich mich an deinen Busen neigen,
Liebchen, möcht' ich dir vertrauend sagen:

Fern von dir an schönen Frühlingstagen,
Ob auch holde Bilder sich mir zeigen
Freundlicher Natur, doch regt sich eigen
Tief im Herzen stilles Unbehagen.

Von dem Strom, von kühlen Waldesgründen
Kehr' ich Abends spät mit trüben Blicken,
Trostlos, was ich suche, nicht zu finden. —

Frühlings Erdenpracht und Himmelsweite
Kann ich mit vollendetem Entzücken
Schau'n nur und genießen dir zur Seite.

Liebchen spricht:

Glaube mir, wie tief ich mich erschüttert
Fühle, wenn sich dumpf verschwieg'ne Klagen
Um die Stirne lagern, die mir sagen,
Welch' ein Kampf in deinem Innern wittert.

Weißt du doch, die Weibesseele zittert
Ja so leicht, kann Stürme nicht ertragen,
Denen ihr wohl gern mit kühnem Wagen
Euch vertraut, ob Kiel und Mast auch splittert.

Sieh', der Boden, wo ich unbefangen
Schritt, ich fühl' ihn unter'm Fuße wanken,
Ahne Klüfte, die ich doch nicht sehe.

Lass' am Abgrund mich nicht angstvoll hangen,
Sieh', um dich will ich die Arme ranken,
Trage mich empor zur sicher'n Höhe!

Mädchen und Mann.

Ihr soll't die Mädchenseele heilig halten;
Denn wiss't, daß sich in ihr zum Geist verkläre
Natur, dieselbe, die im Blumenmeere
Bewußtlos prangt in reizenden Gestalten.

Sie hat nur Ein Gesetz: daß sie das Walten
Des Gottes innerlich, jungfräulich ehre,
Ein folgsam unbefang'nes Herz gewähre
Der Lieblichkeit ureigenem Entfalten.

Doch all' des Herzens Harmonienfülle
Vermag ein Dasein selber nicht zu gründen. —
D'rum, soll sie nicht verglüh'n in dürft'ger Stille,

So muß sie wirken durch des Mannes Wollen!
Er aber möge für sein Thun und Sollen
Die süßen Schranken in der Liebe finden.

Lieder der Wehmuth.

Liebessehnen.

Holde Aeuglein seh' ich glänzen,
Blonder Locken zartes Gold
Eine schöne Stirn bekränzen,
Welch' ein Antlitz sanft und hold!
Unsichtbare Mächte binden
An dies Bild mir Aug' und Herz;
Ach, und in der Seele Gründen
Keimt der Sehnsucht tiefer Schmerz.

Unerkannt und unverstanden
Zehr' ich meine Tage hin,
Freuden, die mich sonst umwanden,
Seh' ich unerbittlich flieh'n.
Was die Brust auch tief empfindet,
Innen fühl' ich's doch so leer:
All' mein Denken, ach, verschwindet
In dem bodenlosen Meer.

In das Faß der Danaïden
Schöpf' ich immer neue Fluth, —
Eitel! — ferne bleibt der Frieden,
Ungestillt des Sehnens Gluth!
Mein Gefühl ist Stromesquelle,
Sie, ach, ist ein Himmelsstern;
Abwärts fließt die Trauerwelle:
Himmel bleibt ihr ewig fern.

Entsagung.

Eilst du zu den Alpenhöhen,
Dichtgedrängte Wolkenschaar?
Nimm mich mit, ich möchte spähen
Dorthin, wo ich glücklich war.

Blick und Wort und Druck der Hände —
Ach, es ist um sie gethan!
Glück so kurz — und Schmerz ohn' Ende!
Zieh', mein Nachen, deine Bahn!

Rausche furchtlos durch die arge
Strömung, Schifflein, nur hinab!
Dich, o Schifflein, mir zum Sarge
Wünsch' ich, und den Strom zum Grab!

Verlangen.

Drüben auf der Insel prangend
Seh' ich eine Palme ragen.
Dürft' ich freudig mein verlangend
Herz zu ihr hinüber tragen!

Wie aus dunkler Blätterstille
Duftig Schatten niedersteigen,
Wie in Harmonienfülle
Tönt Musik aus allen Zweigen.

Und im tiefen Himmelsdrange
Ringt vom Boden sich ihr Streben,
Will zum hohen Sonnengange
Frei ihr Kronenhaupt erheben.

Wenn ich schau' zum Insellande,
Zieht's mein ganzes Herz hinüber;
Ach, da steh' ich an dem Strande,
Trüb' das Aug', im Herzen trüber.

Wogend seh' ich's vor mir liegen:
Winkte nur ein holdes Zeichen,
Fluthen würd' ich schnell besiegen,
Jubelnd fernen Bord erreichen.

Aus dem Englischen des Lord Byron.

Beim Scheiden.

The kiss, dear maid!

O Mädchen! nie entschwinde mir
Des Kusses süßes Glück,
Bis eine schön're Stunde dir
Ihn treulich gibt zurück.

Dein Scheideblick, der zarte Strahl,
Schaut gleiche Liebesgluth,
Nicht ändert doch in mir die Qual
Des Weinens warme Fluth.

Ich ford're nicht ein Pfand der Lust
Zum Trost der Einsamkeit,
Kein Angedenken für die Brust,
Die dir ihr Denken weiht.

Noch brauch' ich Schrift; der schwache Kiel
Erzählt das Märlein nicht,
Was nützt auch eitlen Wortes Spiel —
Das Herz, das Herz nur spricht.

In Wohl und Weh' bei Nacht und Tag
Gefangen trägt dies Herz
Die Lieb', die es nicht künden mag,
Mit schweigend tiefem Schmerz.

Ueberwindung.

Nicht will ich ihr den jungen Frieden stören,
Lass' mich es dir betheuern und beschwören!
Will zähmen das verräth'rische Entzücken,
Wenn's mich bedünkt, als ob aus ihren Blicken
Ich tausend Engel lächeln sähe, zähmen
Den Kummer, der, zur Prüfung mir gesendet,
Wenn ab ihr wundervolles Aug' sich wendet,
In's Herz sich gräbt, bis heiße Thränen strömen.

In stillen Nächten, in gedankenvollen,
Will ich das namenlose Weh verwinden;
Zu jedem Opfer will ich mich verbinden,
Das je ertrug entsagungsstarkes Wollen.

Doch wenn der Himmel so es lenken wollte,
Daß sie dereinst empor aus dem Gewühle
Des Tags die unschuldsvollen Arme ranken
Und ahnungsvoll im kindlichen Gefühle

Ihr Auge, ihre Neigung und Gedanken
Zu mir, Vertrauen suchend, wenden sollte: —
O schöne Stunde! dann lass' mich es wagen,
Zum theuren Kind: Ich liebe dich! zu sagen.

Liebe in Fesseln.

1848.

Mein Herz umgittert hab' ich wie mit Eisenstäben,
Die Liebesqual zu bannen in des Schweigens Schranken;
Da ruht sie, eingewiegt in Träumen und Gedanken,
Und waget nicht, ihr freigebornes Haupt zu heben.

Doch plötzlich wird sie wach und rüttelt an den Gittern:
„Zerbrechen will ich, die mich drücken, harte Ketten,
Und wenn sie dreimal dreifach mich umschlungen hätten!"
Und rüttelt mächtig, daß die festen Gitter zittern.

So wirft sie vor sich allen Widerstand darnieder,
Die Fesseln fallen, sie ist frei. Ach! wird's ihr glücken?
Umsonst. Ein Einziger von jenen Engelsblicken,
Und schüchtern beugt sie sich dem harten Schweigen wieder.

Unmuth.

Jedes Wort aus meinem Munde,
Sag', warum so böse deuten?
Willst du stets der alten Wunde
Schmerz von Neuem nur bereiten?

Meinst, mein Herz sei nur ein Köcher
Voll von feindlich scharfen Pfeilen?
Meinst, es sei ein bitt'rer Becher,
Giftestropfen auszutheilen?

Wähnst, mein Mund sei nur der Bogen,
Jene Pfeile abzuschießen, —
Und ein Zahn, der Gift gesogen,
Um es tödtend zu ergießen?

Schäfers Klage.

Sieh', am Berge schroff und wilde
Steht ein Kirchlein still und klein,
Abendröthe zart und milde
Glänzt so sanft im Fensterlein.

Sieh', zum Kirchlein hoch erhoben
Steig' ich auf und ziehe hin.
Bleibe auf dem Berge droben,
Bis ich einst entschlummert bin.

Droben schau' ich dann hernieder,
Weine nicht und klag' nicht mehr.
Sinne hin und sinne wieder,
Sinne stets zum Hüttchen her.

Träume dann vom schönen Bilde,
Das mir stets im Sinne schwebt,
Denke, wie sie süß und milde,
Denke, wie sie selig lebt.

Weih' ihr ewig jene Liebe,
Die sie mir wohl nimmer gab,
Bis des Herzens heiße Triebe,
Bis sie ruh'n im kühlen Grab.

Bedenkliches Bedenken.

Wenn mich liebte, die ich liebe, —
Was ich denke, wenn sie dächte,
Wüßte, wie ich, still und trübe,
Wache viele lange Nächte!

Wenn sie fühlte, was ich misse, —
Sie nicht wüßte, was ich fühle,
Glaubte, daß auf ihre Küsse
Ich mit allen Wünschen ziele!

Könnt' ich doch zu glauben wagen,
Daß die Liebliche nicht lachte, —
Möcht' ich ihr wohl endlich sagen,
Was mich ewig glücklich machte!

Entsagung.

Ist Alles stumm und leer,
Nichts macht mir Freude mehr!
Düfte, sie düften nicht,
Lüfte, sie lüften nicht —
Mein Herz so schwer!

Frühlinges Blumen treu
Kommen zurück auf's Neu', —
Nicht so der Liebe Glück!
Ach, es kommt nicht zurück:
Schön — doch nicht treu! . . . .

Mein armes Herz.

Mein armes Herz muß welk sein,
So wie das fallende Blatt,
Wie eine verschmachtende Blume,
Wie trockene, dürre Saat.

Mein armes Herz muß grau sein
Wie sonnversengtes Land,
Die Flamme der Liebe die hat es
Beinahe zu Asche verbrannt.

Kampf und Frieden.

Wohl sehnt das junge Herz sich nach des Kampfes Wagen,
Auch mahnet laut der mächt'ge Umschwung der Geschichte,
Mit scharfgeschliff'nem Stahl die Schlachten mitzuschlagen.
Da bleibt kein milder Zug im trotzigen Gesichte,
Im Herzen keiner. Wer dem unbeugsamen Streite
Für's Recht der Unterdrückten treu sein Leben weihte,
Der muß der Kraft des Willens Stahleshärte geben.
Ach, da vergißt die Seele, daß auch eine Saite
Von sanfterm Ton erklingt, im wonnigen Erbeben,
Wenn sich ein treues Leben schmiegt an's and're Leben,
Ein Glück sich überfüllt zum süßen Doppelglück.
Dein klares Angesicht, dein stiller Kindesblick
Ruft, holder Engel, diesen Himmel mir zurück.

Gefangen bin ich von dem milden Zauberhauche,
Der sich in diesem zarten Mädchenbusen regt;
Es winkt die liebe Hand mir Frieden, den ich brauche,
So unbefangen, und ich fasse sie bewegt.
Du siehst mich an, es dringt dein Auge durch den Schleier,
Der auf der Züge hartes Seelenbild sich legt,
Und liesest im Gemüth, wie mir dein Leben theuer,
Wie ich an deinen Schritt mein ganzes Dasein bannte.
O fühle mir an's Herz, ich athme leicht und freier,
Weil ich so selig bin, daß ich dich gleich erkannte
Und unverzüglich rückhaltlos zu dir mich wandte.
Nun ist mir diese Erde tausend Himmel werth,
So lang an deiner reichen Huld mein Leben zehrt.

In den Sommernächten.

In den Sommernächten manche Stunde
Auf der stillen Straße stand ich spähend,
Nur mit Mond und Sternenlicht im Bunde
Zu der Liebsten off'nem Fenster spähend
In den heitern Sommernächten.

Zu dem Fenster, wo sie schwärmend lange
Lauschte und zum Firmamente schaute,
Während von dem Feld mit fernem Klange
Ein Gesang sich hören ließ zur Laute
In den stillen Sommernächten.

Ein Gesang, der klagend ein verschwunden
Glück und schön'rer Zeiten frühe Schatten
Her mir rief. Da brechen auf die Wunden,
Wieder all', die längst verblutet hatten
In den dunklen Sommernächten.

Herzensschwüre.

Was will ich denn, o sagt es mir, ich habe
Den Faden der Besinnung fast verloren!
Wie oft hab' ich mit stillem Harm geschworen,
Zu tragen Liebeslust und Qual zu Grabe.

Doch wie die Formel, die ich sprach, geklungen,
Geschah's doch immer, daß ich's nie bedachte;
So leb' ich nun in Zwiespalt, ob ich achte
Die Eide, die vom Mund emporgedrungen.

Vom Herzen nicht, das niemals mitgelobte,
Bei solchem Leidenshohn im Tiefsten schauernd;
Das duldend sich ergab und einsam trauernd,
Wenn's nicht, sich ungestüm aufsträubend, tobte.

Der Himmel, der des Herzens Denken kannte,
Kann mich in solchen Schwur nicht fesseln wollen,
Zu dem ich mich ja doch nur blind, im Grollen
Mit meines Lebens Dämon, überspannte.

Liebesthränen.

Die das Herz durchrieselt haben,
Diese warmen Liebesquellen,
Ach wie schwer ist's, ihre Wellen
Unter Schutt nun zu begraben.

Sie versiegen unter Trümmern;
Oed' und trocken wird die Stelle,
Doch im Aug' wird düsterhelle
Manchmal noch ein Tropfen schimmern.

Lieder in's Grab.

Zu dem grünen heitern Grabesrande,
Zu der Pforte lichter Geisterlande,
Hast du ihr gegeben das Geleite.
In den Sarg der nachgesung'nen Lieder
Lege nun die treue Liebe nieder
Und bestatte sie an ihrer Seite!

Daß sie dort auf weichem Liebespfühle
Ihren Tod wie sanften Schlummer fühle,
Deiner Worte Flüstern sie umwehen.
Daß die Liebe, die am Grabe weinte,
So wie früher sie die Herzen einte,
Einstens mit der Theuern auferstehen!

Vertrauen.

Getadelt hast du mich zu öftern Malen,
Daß ich dir mit Vertrauen zu bezahlen,
Wenn du dein Herz mir öffnetest, nicht wüßte.
Ich horche still und jedem Worte lauernd,
Ob es nun freudig tönet oder trauernd,
Mir ist, als ob es meine Seele grüßte.

Und die gegrüßte Seele ist so selig,
Vom Hauche des Vertrauens schmilzt allmälig
Das Erz der herzbezwingenden Gedanken.
Und wie die Form zu füllen, wird es flüssig,
Und weil es stillen Harrens überdrüssig,
So gährt es in den streng verschloss'nen Schranken.

Du schweigst. Dann ruht dein klares Auge fragend
Auf meiner Stirn, mit stillem Vorwurf sagend:
Was hat der Kopf dem Herzen zu befehlen?
Nichts, Vielgeehrte, glaub' es, doch vermag ich
Es nicht, den Bann zu lösen, dennoch zag' ich,
Dir meiner Seele Kämpfe zu erzählen.

Wer sucht die Lust, so wie ich im Gemüthe
Die Gluthen jedes Leides treulich hüte?
Und hab' ich sie für mich allein zu hegen?
O nein, du kennst sie ja, die holde Blume,
Das Tiefste aus des Herzens Heiligthume
Möcht' ich ihr unenthüllt zu Füßen legen.

So sprich nur immer weiter; sieh' ich horche
Mit stillem Ernst den Worten deiner Sorge,
Und daß ich schweige, nenn' es keine Sünde.
Du sollst noch Alles klar und deutlich schauen:
Was du mir gibst, dies freundliche Vertrauen,
Erwidern möcht' ich's dir in deinem Kinde.

Alte Wunden, neue Wunden.

Wie werden, ach, zu jeder Stunde
Mir längst verwund'ne Schmerzen wach!
Entsagung ist die Todeswunde,
Woran beinah' das Herz mir brach.

Daß ich um ihretwillen leide,
In Trauer all' mein Denken kleide,
Ja, wollte sie den Blick versteh'n,
Sie könnt' es mir am Auge seh'n.

So schwank' ich denn von Stund' zu Stunde. —
Wer hat von solchen Qualen Kunde?
Es blutet immer neu die Wunde
Und blutet unaufhörlich nach.

Nur die lieben Todten nicht.

Wenn die Sonne, warm und treu bewährt,
Sich vermählend zu der Erde kehrt,
Weht's im Liebeshauche lau und lauer,
Aus dem Erdenschooße drängt's herauf.
Alles weckt ein wunderbarer Schauer, —
Nur die lieben Todten nicht mehr auf.

O der süße Schauer der Natur,
Wie er immer auch mein Herz durchfuhr!
Wer das Leiden kennt und stille Trauer,
Wenn es rings erblüht, er wacht nun auf.
Alles weckt ein wunderbarer Schauer, —
Nur die lieben Todten nicht mehr auf.

Der Einzigen.

1841.

Sie war schön!
Die edle Stirn einfach umwand
Der blonden Locke gold'nes Band;
Verklärt schien ihres Auges Blau,
Wie eine Himmelsfriedensau.
Der Unschuld Freude Rosenlicht
Umhauchte sanft ihr Angesicht,
Was Anmuth je an Reiz verlieh —
Das schmückte sie! —

Sie war gut!
Das Herz so fromm, der Geist so klar,
Die Sitte sanft, stets treu und wahr,
Sprach Trost und Liebe nur ihr Mund,
Wenn selbst die eig'ne Brust oft wund.
O Dankesthränenfluth, die jetzt
Die Schlummerstätte heiß benetzt,
Du legst das heil'ge Zeugniß dar —
Wie gut sie war!

Sie ist dahin!
Zu gut für diese Erdenwelt,
Die sich in eitlem Tand gefällt,
Zog sie ein stiller Ahnungssinn
Schon lang zur schönern Heimat hin,
Wo treugeübte Liebespflicht
Sich eine schön're Krone flicht.
Doch Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit
Auf's Grab ihr Immortellen streut,
Und mancher Jüngling, dem ihr Bild
Sein irdisch' Ideal enthüllt,
Steht noch am Grabe ehrfurchtvoll
Und weint: du Einzige, schlumm're wohl!

Sie dahin!

Sie dahin, — das blaue, himmelgleiche
Aug' geschlossen; blonde Locken fächeln
Nicht mehr schmeichelnd um das stille, bleiche
Antlitz: fahre wohl, du Engelslächeln!
Und die schnellen, warmen Lebensfragen,
Die zum jungen Herzen rastlos drangen —
Alles still; — und aufgehört zu schlagen
Hat das Herz, zu hoffen und zu bangen.

Horch' die Glocken, wie sie klanglos läuten!
Ach, ich fühle nur die eh'rnen Schläge
An die Seele pochen, denn sie deuten,
Daß man sie nun zu den Todten lege. —
Geht auch ihr zur Ruh' in Grabesthälern,
Blüthenträume, die das Herz umschwirrten:
Mit dem Schild des Schmerzes, schwarz und stählern,
Will ich mich zum Kampf des Lebens gürten.

So sah'n wir sie.

So sah'n wir sie. O wie unwiderstehlich,
An himmlisch klarem Frauensinn so reich!
In eig'ner Schönheit unbefangen selig,
Beseligend ein jedes Herz zugleich.
Und wie's der Sehnsucht nah und näher blühte,
Ein Glück, so menschlich rein, so schön erreichbar!
Es ist zu Ende — eine süße Mythe,
Dem Frühling an Bestand und Huld vergleichbar.

Nur Eines blieb. Von diesem Frühlingshauche
Durchschauert, schwingt die Seele sich empor;
Zwar schwimmt es thränenfeucht noch vor dem Auge,
Doch klärt sich's, Ziel und Richtung tritt hervor.

Die große Zeit bemächtiget gewaltsam
Sich aller Kräfte, ruft die Ihren auf;
Ein werdendes Geschick reißt unaufhaltsam
Auch uns dahin in seinem Siegeslauf.

2. Leben.

Beschauliches.

Ein ewiges Gesetz.

Obgleich die Seele, tief verletzt, es läugnet
Und vor der Wahrheit mag ihr Aug' verhüllen,
Es ist Gesetz: Was immer sich ereignet,
Und Tod und Leben ruht in Einem Willen.

Das Werden, Sein und so auch das Vergehen,
Es keimt und wächst an einem einz'gen Stamme.
Der Erdenduft verhaucht im Himmelswehen,
Und in die Sonne stirbt die kleine Flamme!

Weltseele.

Still im Walde ging ich; aus den Zweigen
Sah's mich an wie Weltengeistes Lauern,
Wie ich horchte, drang aus tiefem Schweigen
Der Natur ein mächtig Seelenschauern.

Und da fühlt' ich's innen fort sich spinnen;
Wie sich Zweige fest an Zweige ranken,
Ward es mir in halbbewußtem Sinnen
Erst zum Bilde nur, dann zum Gedanken.

In dem ew'gen Werden und Vergehen
Kannst du, Erdgeschöpf, die Wahrheit lesen:
Tod und Schmerz wie Lust und Leben wehen
Athmend nur aus göttlich Einem Wesen.

Vergänglichkeit.

1834.

Wo ist das heit're Grün der Lustgefilde?
Wo fühl' ich noch der Lüfte sanftes Weh'n?
Wo duften zarte Veilchen süß und milde?
Wo kann ich noch des Frühlings Blüthe seh'n?
Verschwunden ist die schöne Zeit, verschwunden
Ist schon mit ihr der Freude süßer Wahn,
Sie dauert, ach! im Leben wen'ge Stunden,
Ihr Strahl erlischt und Stürme zieh'n heran.

Nun herrscht des fahlen Herbstes rauhes Walten;
Die schöne Blüthenhülle fällt herab,
Und Alles muß sich düster umgestalten,
Die alternde Natur, sie geht zu Grab'.
Im ewigen Vertilgen und Gebären
Erprobet sich die Wirksamkeit der Kraft,
Was erst sie schuf, kann sie sogleich zerstören;
Sie ist's, die das Zerstörte wieder schafft.

Der Mensch tritt fröhlich ein in's helle Leben,
Er findet Blumenkränze auf der Bahn;
Die lieblich losen Grazien umschweben
Und lächeln ihn, den Freudetrunk'nen, an.
Da öffnet sich das junge Herz der Liebe,
Die warm sein Ideal umfangen hält;
Er grüßt der heil'gen Freundschaft warme Triebe,
Sein Busen öffnet sich der ganzen Welt.

Und feurig schmiegt er sich an ihre Bilder,
In ihren Wogen reißt's ihn mächtig fort,
Da kühlt er seine Gluth und sanfter, milder
Bringt er sein Herz gestählt in sichern Port.
Und konnte eh' das Schicksal ihn erschüttern,
Jetzt fühlt er erst die eig'ne inn're Kraft,
Und nimmer macht's den muth'gen Mann erzittern,
Weil sich der Mensch sein Schicksal selber schafft.

Doch allgemach erbleichen seine Locken,
Erkaltet seines Herzens wilde Gluth;
Gekleidet in des Alters weiße Flocken,
Erstarrt der hehren Stirne Feuermuth.
Und zitternd wankt das Alter an dem Stabe,
Die Last der Zeit, sie drückt so schwer, so hart;
Der Greis hinkt lahmen Fußes hin zum Grabe,
Und Erde deckt ihn zu, aus der er ward.

Und wenn sie kommt, des Scheidens ernste Stunde,
Dann drängt sich die Erinnerung an's Herz,
Nur von den süßen Freuden gibt sie Kunde,
Sie schweiget von des Leidens bangem Schmerz.
Sie höret nicht des Dulders bitt're Klagen,
Sie spiegelt nur, was seinem Aug' gefällt,
Und muß der Mensch auch Böses viel ertragen,
Verläßt er dennoch ungern diese Welt.

Ihm schweben vor des Lebens Frühlingsstunden,
Er ruft zurück die längst verfloss'ne Zeit;
Doch ach! umsonst, sie ist dahin geschwunden,
Sie liegt im Arme der Vergangenheit.
Kein Gott kann ihm die Zeiten wiedergeben;
Wer reißt sie aus dem bodenlosen Meer?
Einmal hat er gelebt, und dieses Leben,
Es wiederholt sich nimmer, nimmermehr!

Himmel und Erde.

Und blick' ich hinauf zu den wandelnden Sternen,
Da wird mir so bange und wird mir so wohl,
Es schwingt sich die Seele in schwindelnde Fernen
Und schreitet als Riesin von Pole zu Pol.
Und höher und höher noch über dem Raume,
Wo Gott einst die funkelnden Welten gesä't,
Erhebt sich der Geist im verwegenen Traume
Zum Gipfel, vom himmlischen Aether umweht.

Was bist du unruhig und breitest die Flügel
So stolz wie ein Aar, der im Fluge nie ruht?
Du hoffest vergebens — ergreife den Zügel
Und hemme der Sehnsucht frevelnden Muth!
Und weiltest du nimmer und flögst du behende
Wie Strahlen des Lichts durch den Aether dahin:
Doch wär' es umsonst, du käm'st an kein Ende,
Und möchtest du rastlos Jahrhunderte zieh'n.

O kehre zurück denn zur blühenden Erde,
Umfasse das Nahe, das freundlich dir lacht!
Und lasse dich nieder am traulichen Herde,
Ergreife die Lust, die der Tag dir gebracht.
Umarme mit Liebe des Menschengeschlechtes
Weithin sich verbreitende Bruderschaft
Als Hort der Freiheit, als Schützer des Rechtes
Mit freiem Wort und rüstiger Kraft.

Früher Tod.

1843.

„Ob wohl auch die, die frühen Todes starben,
Des Menschenlebens Ziel erreichen konnten;
Ob denn die viel zu früh geschnitt'nen Garben,
Die nicht im Regen standen, nie sich sonnten,

Nicht einmal um den Preis der Blüthe warben,
Ob sie im Fluch der Unvollendung darben?

„Nein, sagt der Glaube, nur vor bösen Fehlen
Hat sie des Todeshauches heilig' Wehen,
Vor Erdenschuld und Qualen sie bewahrt,
Daß sich der Unschuldglanz der Menschenseelen,
Wie sie aus Gottes Hand in's Leben gehen,
In ihrer Engelreinheit offenbart."

„Ja, sagt der Schmerz der trostlos Hinterblieb'nen,
Entfaltung ist die Sehnsucht aller Wesen!
Entfaltung! seufzet selbst die stille Pflanze
Und schaut so sehnsuchtsvoll zum Sonnenglanze.
Knickt sie ein Fuß, was nützt's ihr, die gewesen,
Wenn er nun spricht zu der zu Staub Zerrieb'nen:
Ich wollte aus der Sehnsucht dich erlösen!"

„Was meint ihr, ist denn diese Sehnsucht eben
Nicht Gottes Spur im engen Menschenleben?
Wozu das Wachsen, Ringen, Lebenlernen,
Wenn sie sich strebend nur von Gott entfernen?
Es ist ein Zug, der alle übermächtig
Ergreift, als sollt' er Göttliches gewähren;
Und doch so unzulänglich, trüb und nächtig,
Entweihung nur und Sündenqual gebären?

„Was sollte denn des Herzens rastlos Pochen,
Wenn nicht die zarten Kräfte schmiedend hämmern,
Daß sie vermöchten Leben zu gestalten,
Zum Licht zu schreiten aus dem halben Dämmern?
Vorbei ist's, wenn der Blüthenstiel gebrochen —
Was werden sollte, kann sich nicht entfalten."

So klagt der Schmerz, wer will es ihm verdenken?
Dies bitt're Recht müßt ihr dem Unglück lassen,
Den Schlag, der ihm die Wunde schlug, zu hassen,

Geschicke zu verwünschen, die ihn kränken.
Laßt ihn in seinen Kummer sich versenken;
Wenn ihm der Tod nahm, was ihm einzig lieb,
So ist's die Trauer, die ihm einzig blieb!

Verlockend ist's, des Kummers Zweifel hören,
Den dunkeln Schacht der Qualen durchzustören.
Und wird er aus des Schreckens Irrgewinden
Am Ende doch noch einen Ausgang finden?
Wenn ihn geheimnißvolle Fesseln ketten
Und Nebel ihn umdüstern, wer wird retten?

Das starke Herz verschmäht die klugen Fäden,
Die ihm die Pfade weisen zum Entfliehen;
Durch Flucht vor Qual der Ruhe süßes Eden
Zu kaufen, machte es in Scham erglühen.
Die ganze Last versucht's, auf sich zu laden,
Im Blut der eig'nen Wunde will sich's baden;
Nur wenn die Gluth des Kampf's gemach verglommen,
Als Siegespreis ist Frieden ihm willkommen.

Laßt kämpfen in der Seele die Gedanken!
Ihr wißt, wenn Himmelsstürme niederblasen
Und durch die aufgeschreckten Lande rasen,
Daß Menschen flüchten, weil die Hütten wanken; —
Wenn's wieder still ward, fühlen wir erheitert
Vom Erdenqualm die schwüle Luft geläutert,
Und leuchtend strahlt dann eine Himmelsmilde
Herab auf neu erblühende Gefilde.

So ist auch das Geschick, das uns geschlagen,
Nur ein geheimnißvolles Blitzesleuchten,
Von dem der Wünsche eigensüchtig Walten
In tausend kleine Splitter wird gespalten,
Daß wir uns, frei emporgehoben, fragen:
Was ist des eig'nen Unglücks kleine Tücke,
Was sind die Hoffnungen, die uns erbleichten,

Was gegen ungeheure Weltgeschicke,
Die schwer errung'nen Sieges Frucht erreichten? —
Den Millionen sind wir eng verflochten, —
Was wir allein zu tragen nicht vermochten,
Das hilft uns nun die ganze Menschheit tragen. —
Nur Leidensschärflein sind die eig'nen Wehen
Von dem Allleiden auf der Menschheit Höhen.

Da fühlen wir ein frühlingschauernd Reifen
Und glauben das Geheimniß zu begreifen:
Es will dem Stolz des Einzelnen nicht ziemen,
Gesonderter Bestimmung sich zu rühmen;
Bestimmung hat die Menschheit nur, und hohe —
Vollendet sie, was sie auch oft bedrohen!
In ihren Menschen ruht die Sammelstärke,
Um zu vollbringen all' die Gotteswerke.

Und alle Keime will sie sorglich hegen,
Ob sie nun kräftig auf zum Baume schießen,
Ob sie sich früh dem Sonnenlicht verschließen
Und sich in ihres Ursprungs Arme legen;
Und was sie sonst geworden hier auf Erden,
Sie konnten's nur, sie mußten es nicht werden.

So klang's herab vom dunklen Himmelsgrunde.
Ich schaute hin, es leuchteten zur Stunde
Zwei ganz besond're Sterne; ach, sie nickten
Mit ganz unwiderstehlich holden Blicken.
Wie mir geschah? Es wollte mich bedünken,
Als ob zwei liebe Augen niederblickten.
Doch endlich läß'gen Schrittes heimwärts kehrend,
Da summt es mir im Kopf noch immerwährend:
Der Schmerz, der in des Menschen Innern dräut,
Der haftet an dem lieben Erdenhemde,
Im Sternenkleide der Unendlichkeit
Ist fern ihm Erdenqual und ewig fremde.

Troubadours Sehnsucht.

Steig' ich hoch auf Bergeshöhen,
Wo die Lüfte reiner wehen,
Wird mir wohl und wieder bang,
Fühle tief der Sehnsucht Drang;
Immer ist noch eins vermißt,
Weiß es selbst nicht, was es ist.

Steig' ich von den Bergen nieder,
Singe fröhlich heit're Lieder,
Leb' dann froh im Freundeskreis'
Nach der Väter echten Weis'.
Immer fort sehnt sich mein Herz,
Voll von wonnigsüßem Schmerz.

Schwelg' ich selig in der Liebe,
Fühle süße, heil'ge Triebe;
Ruhend in des Liebchens Arm,
Wird's um's Herz so innig warm;
Aber sehnsuchtsvolle Lust
Drängt mir wieder meine Brust.

Und wann wird die Sehnsucht weichen?
„Wenn im Tod die Wangen bleichen."
Wird sie nimmer mir gestillt?
„Hier wird nie dein Wunsch erfüllt!
Das, was immer du vermißt,
Jenseits weißt du, was es ist!"

Des zweiten Lebens Frühling.

1831.

Lisple mir, vertraute Leier,
Sanft und lieblich freud'gen Ton;
Sieh', der blanke Winterschleier
Ist vom grünen Feld entfloh'n.

Und der schöne Frühling fächelt
Uns mit kühlen Lüften an,
Weg ihr Grillen! Wieder lächelt
Uns der Freude holder Wahn.

Philomele flötet wieder
Melodien durch den Hain,
Und in ihre Zauberlieder
Stimmt die frohe Lerche ein.
Schmetterling' umflattern Blumen,
Die im ersten Schmucke blüh'n;
Gaukelhafte Bienchen summen
Um die stolze Königin.

Auf den Feldern Blumen sprossen,
Und im dunkeln Buchenhain
Glänzt, vom Silberquell umflossen,
Einsam das Vergißnichtmein.
Und das Veilchen pranget blühend,
Das, von Anmuth sanft umhüllt,
Einer lauten Welt entfliehend,
Seinen Kreis mit Duft erfüllt.

Phöbus schaut mit warmem Blicke
Auf die Rosenknospe hin,
Und sie drängt den Flor zurücke,
Offen will die Blume blüh'n.
Hier steht neubelaubt die Weide,
Tief ihr Lockenhaupt gebeugt,
Trauernd theilt sie nicht die Freude,
Die allüberall sich zeigt.

Alles seh' ich sich entfalten
Voll der göttlich hohen Pracht,
Was des Winters strenges Walten
Um den Feierschmuck gebracht.

Wohl erschien der rauhe, drückte
Uns sein Bild auf die Natur,
Blätter von den Bäumen pflückte
Er und Blumen von der Flur.

Einsam nun und unbeachtet,
Oed' wie ein entmastet Schiff
Stand der greise Baum verachtet,
Dürre wie ein Felsenriff.
Die aus seinem Marke sogen
Neues Leben, frische Kraft,
Ferne waren sie gezogen,
Undankbar und flatterhaft.

Schon erstarb das Lied der Grille
Und des Wälderchores Schall,
Und mit seiner weißen Hülle
Deckte Winter Berg und Thal.
Schlummernd ruhte nun die Erde,
Dicht vom Nebelkleid umhüllt,
Ungestört von Aeols Heerde,
Die auf eis'gen Höhen brüllt.

Aber Gottes Odem wehet
Milde Wärme auf die Flur,
Und des Eises Bann vergehet,
Es vergeht des Winters Spur.
Nun erwacht die Mutter Erde,
Lüfte streichen sanft und frisch,
Freudig hüpft die Lämmerheerde,
Vöglein zwitschern im Gebüsch.

Wer erblickt in diesem Bilde
Nicht des Lebens steten Gang,
Nicht das Schicksal, das oft wilde
Manchen Guten böſ' umschlang?

Doch es muß, es muß sich wenden,
Und der Himmel zürnet nicht,
Muß ihm einen Retter senden,
Der des Leidens Kette bricht.

Wenn des Lebens Sommer fliehend
Schon dem Winter näher rückt,
Wenn des Mannes Kraft verblühend
Auf vollbrachte Werke blickt,
Wenn die off'ne Männerstirne
Nicht der feste Muth mehr schmückt,
Wenn sich dann das Glücksgestirne
Allgemach dem Aug' entrückt,

Wenn der Greis, sich guter Thaten
Wohl bewußt, das Haupt gebeugt,
Bis er einst in's Reich der Schatten
Wandert, sich zur Ruhe neigt:
Dann vergißt man seine Treue,
Dann wird auch sein Werth verkannt,
Flieht ihn falscher Freunde Reihe,
Flieht ihn selbst sein Vaterland.

Und da wankt er hin zum Grabe
Und verläßt die Erdenluft,
Sanfter Friede seine Habe, —
Dessen Bürge — eine Gruft!
Oben an dem Licht des Tages
Tobet noch das Weltgewühl,
Und der Raum des Sarkophages
Ist der Ruhe letzt' Asyl.

So wie jetzt die Wiesen schwellen
Nach des Winters rauher Zeit,
So wird Gottes Saat einst quellen,
Einst im Raum der Ewigkeit.

Die Posaune wird erklingen,
Und der Gottesnähe Weh'n
Wird durch kühle Gräber dringen,
Und wir werden aufersteh'n!

Dithyrambus.

O wie dehnt unselig
Durch die lange Pause
Zaudernd und allmälig
Sich das Leben aus in enger Klause!

Stets im Eb'nen, stets im Gleichen,
Wie im flachen Stromesbette
Langsam einer trüben Lethe
Dumpfe, breite Wogen schleichen!

Und so hinkt die bange Plage
Dir von einem Tag
Zu dem andern Tage
Schleppend nach.

Herrsch' Unsterbliche,
Brich die Fesseln,
Mache du, sehnende
Seele, dich frei!
Und wohin mit
Schlagenden Fittichen
Schwirrenden Fluges dich
Dein ungeduldig
Harrender Genius
Weithin treibt:
In die Ferne,
In die Ferne
Wende den trunkenen Blick! —

Dünkt auch ihnen
Die stete Erde
Ein gar heimisches Nest
Mit den Häusern,
Mit den Städten,
Wo sich's in trägen
Langen Nächten
Ruhig verschläft;
Und sind sie glücklich
In dem Gefühle,
Daß die alte
Träumende Erde
Ewig doch still steht: —

Du, du fleugst
Lieber hinaus,
Tauchst empor
Aus der Tiefe und schaust
Entzückt auf die Welten herab:
Wie sie kreisen,
Wie sie wandeln,
Wie in mächtigem Sternengang
Sie hinbrausen!
Und das Auge,
Matt vom Staube des Tages,
Senkst du in's klare,
Belebende Licht
Ewiger Sterne,
Und neu aufleuchtet
In dir die Kraft
Des sehenden Gottes! —

Weh', dir schwindelt!
Wie erträgst du
Solchen Anblick!
Kann ein schwacher
Planetengeborner

Urleuchtende Pracht
Ewiger Sonnen schau'n?
Ist denn die Göttermacht
Dir geworden,
Ueber den tausend
Unendlichen Welten
Frei zu steh'n? —
Unwiderstehliche Allgewalt
Zieht dich heran
Wie mit dämonischem Arm —
Und mit bebendem Herzen
Umklammerst du
Des himmelanragenden Berges
Mächtigen Fels.

Aber wie das Meer
Feucht heranschwillt,
Rufest du:
Kreise, unendlicher
Ocean! —
Baue dir ein
Herrliches Haus
Mit hohen Säulen,
Schaffe aus deiner Tiefe
Herauf die Braut,
Die dein Arm umfängt,
Die schöne, frische,
Frühlinggekleidete
Süße Geliebte!

Und des Meeres Urstrom
Woget auf und ab;
Jahrtausende vergeh'n —
Und da hat er neues Land geschaffen,
Neue Berge, neue Flüsse,
Neue Pflanzen, neue Menschen.
Wieder Jahrtausende vergehen schnell —

Da liegen sie
In der Tiefe schauriger Nacht.
Fluthen brausen darüber hin,
Und nur des Schiffbruchs
Unselige Opfer
Steigen hinab,
Um die alten Urbrüder
Im Meeresgrabe zu grüßen,
Wo sie in langer,
Langer Nacht
Von der Welten
Großen Geschicken träumen!

Aber vorüber
Ist dir die Nacht;
Ueber deinem Haupte
Im weiten blauen Himmel
Wölbt sich der leuchtende Tag.
Und unerschöpflich herab
Strömt im Strahlenregen
Der leuchtenden Sonne
Heiliges Licht!
Und empor
Hebst du die Arme,
Fassest den Glanz
In die offene Brust;
Athmest tief ein
Das große Gefühl:
Das ist dein! —
Alles dein,
Weil du's umfassest:
Dein das große Geschick,
Dein das Jahrhundert;
Dieser Tag ist dein,
Und an diesem Tage
Was im Weltengange
Unermeßlich durch

Die kreisenden Himmel schwebt.
Denn der Lebende
Trägt allein
Das Herrschergesetz
In seiner Brust!

Und so reißt
Klar und groß
Ringend sich der Geist
Aus den Fesseln los! —

Weiten Meeres Walten,
Hoher Sterne Gang
Muß dem strengen Geist entfalten
Seines Lebens dunkeln Drang!

Und in's stille Leben gehen
Kraftdurchhauchend zur Erregung
Höchstes Fühlen, göttlich Wehen
Aus dem Flug der Weltbewegung!

Menschenliebe.

Kennst du der Weihestunden hohes Leben,
Wenn bei sich selbst der Geist in tiefes Schweigen
Versunken lauscht? Das Innerste durchbeben
Aetherische Schauer, die vom Himmel steigen.
Horch', welche Stille! In der Gottesnähe,
Da ruht des Wunsches ängstliches Bewegen;
Und fühlst du, daß es so den Geist durchwehe,
So wisse denn: Gott ist in dir zugegen!

Siehst, zur Unendlichkeit emporgehoben,
Die Erden schwinden unten, wie die Sterne,
Auf Sehnsuchtflügeln schwebst du hoch nach oben,
Dein eigen sterblich Selbst weicht in die Ferne.

Du rufest im Gefühle der Vollendung:
„Sei edel, Mensch, und gut zu jeder Stunde!“
Und in des hohen Wortes Himmelsspendung
Ist Kraft dir worden aus dem Göttermunde.

Die schöne Kraft des guten Menschenwillens,
Hilfreich zu sein in jeglichen Bezirken,
Der feste Muth des tapferen Erfüllens
Der ewigen That, zu der wir alle wirken.
Da möchte denn der Mensch in sel'ger Höhe
Heil spenden, wie aus reichen Götterhänden,
Und aller Menschen unerschöpflich Wehe
Und Leid im Opfermuth auf einmal enden.

Dem Wissensdurstigen.

Mensch, dich plagt nur ein Gelüsten,
Und das öffnet nicht die Augen.
Buhlen mit des Geistes Brüsten
Willst du, und nicht Nahrung saugen. —

Aus dem Grabe des Entsagens
Wächst die Blume des Genusses,
Aus dem Schmerz des Insichtragens
Bricht die Wonne des Erschlusses.
Abthun, Junge, mußt du lernen
Das, woran du sonst gehalten!
Von dem Nahen, von dem Fernen,
Von dem Neuen, wie vom Alten
Zieh' dich in des Geistes Tiefen
Einsam, strenge in Enthaltung;
All' die Welten, welche schliefen,
Reifen mälig zur Entfaltung.

Dann zum Licht des Erdentages
Tritt hervor denn und erkenn' es;
Dein Entzücken, göttlich trag' es —
Und die Lust des Gottes nenn' es.

Glaube und Wissen.

Des Glaubens Haus ist hin! — dahin für immer!
Darin ich fand der Jugend heit'ren Frieden.
Ich segne tief bewegt die schönen Trümmer;
Kein and'res Eden kennt der Mensch hienieden,
Als dieses träumerische Gottesschauen,
In dem wir uns die Brück' in's Jenseits bauen.

Da hören wir den kühnen Denker sagen:
„Wie sich dem Geist die Wesen auch verhüllen,
Im Widerstande zu verharren, tragen
Sie nichts im Kerne, weder Kraft, noch Willen.
Es muß Verborgenstes in allen Reichen
Dem wahren Muthe des Erkennens weichen."

Wir beben auf in tief beklomm'ner Bänge,
Das ernste Werk mit Weihe zu beginnen;
Mit Zagen dringen wir in tiefste Gänge,
Durch müssen wir, die Freiheit zu gewinnen.
Das ist des Geistes Drang, mit eig'nen Mächten
Zum Licht zu schreiten aus des Zweifels Nächten.

Wohl klammert sich das Herz an die Gebilde
Von einem schönen zweiten Lebensmorgen,
Will los nicht lassen von dem alten Schilde,
Darunter es süß schlummernd lag geborgen.
Vergebens! Brechen mit dem schönen Wahne
Muß, wer sich kehrt zu der Erkenntniß Fahne!

So weichen denn die nebligen Gestalten
Vor dem Gedanken, deinem scharfen Rächer,
Wie Blitze, die den Dunst der Erde spalten,
So ist er alten Blendwerks Mauerbrecher.
Du stürzest an die Brust der Erdenwonne,
Dein Jenseits tagt dir in des Geistes Sonne.

Blinder Glaube, freies Forschen.

„Sagt, was ihr woll't, man muß doch eben
Seine Vernunft gefangen geben,
Demüthig sich bescheiden und beschränken,
Das heißt: man muß glauben und nicht denken!“ —

Nennt ihr das fromm? — Wir nennen's träge
Und denken, ihr kommt nicht weit auf diesem Wege.
In der Geschichte könnt' ihr lesen,
Bei allen Völkern, Indern und Chinesen,
Sind zu allen Zeiten Propheten gewesen.
Welchen glaubt ihr? — „Wir? — Dem göttlichen Wort!“

Doch wo ist es, wo ist der Ort,
Da wir es finden, das göttliche Wort?

„Es ist bekannt männiglich auf Erden,
Daß es kann in der Bibel gefunden werden.“ —

Wenn ich nur wüßte, wer mir beweist,
Daß die Bibel stammt vom göttlichen Geist?

„Niemand kann zweifeln, wer nur recht
Lehren und Wunder im Geiste erwägt.“

So, so, der Geist soll auch den Glauben deuten?
Der könnt' euch ja zur Wahrheit leiten! —

„Wir trau'n ihm nur, so weit der Buchstab' reicht!“ —
Das ist ganz klar, man versteht es leicht.

„Ja freilich; nicht ein Jota mehr!“ —
Ebenfalls leicht, man versteht's nicht schwer.

„Mit einem Wort, der Glaube ist ein Pack,
Von außen versehen mit deutlichen Zeichen,
Die kann man betrachten und vergleichen.
Und hat man nur erst einmal den Pack,
So hat man auch die Wahrheit im Sack
Und braucht nicht weiter erst zu grübeln,
Denn das führt zuverlässig zum Uebeln.“ —

Nun das will ich treu mir bewahren:
Ihr wollt mit dem Schifflein nur Küsten befahren
Und da vom Kleinhandel des Geistes leben;
Ei nun, es muß auch solche Käuze geben.
Wir aber steuern in die hohe See,
Weil uns die Gefahr des Sturmes nicht schreckt! —
Sagt doch, hätte Columbus je
An der Küste der alten Welt die neue entdeckt?

Der Schlaf.

Halbmondzwielicht! — Aus dem Fenster
Schau um Mitternacht ich gerne,
Wolken jagen wie Gespenster
Schnell vorbei am Dom der Sterne.

Und dem Tode eng verschwistert,
Liegen nun im Schlaf die Seelen;
Schauerliche Windsbraut flüstert
Ihnen Träume, die sie quälen.

Sieh'! da sind sie, hingesunken,
Kinder aus Prometheus Samen,
Sie, die ew'ge Geistesfunken
Göttern von dem Himmel nahmen.

Ach, was nützt es, wenn sie täglich
Lassen müssen, was sie raubten,
Von der Nacht beherrschet, kläglich,
Die besiegt durch's Licht sie glaubten.

Schlaf, wie bist du uns verderblich,
Täglich wiederholtes Sterben?
Du, die Sünde, die uns erblich
Hält gefangen im Verderben.

Aber ach, so sind wir eigen
Selbst im Herzen ihr geworden,
Daß wir gern den Nacken beugen
Diesem schönen Geistesmorden.

Wellen.

Dieses Wallen, dieses Schweben,
Meeresathmen ist's und Leben;
Todt ist Erde, todt das Meer,
Wenn's nicht ebbt und fluthet mehr.

Siehst du wandeln von der Quelle
Bis zum Meer die kühle Welle?
Netzt die Brust dir, zieht vorbei,
'S ist ein freundlich Einerlei.

Dichters Leben, zu vergleichen
Ist's dem Meer, dem wellenreichen;
Bleiben ihm die Wellen aus,
Weißt du schon, er ging nach Haus.

Und so netzen vorwärts spielend
Manche Brust sie frisch und kühlend;
Zieh'n sie leise dann vorbei:
War's ein freundlich Einerlei.

Abendhimmel.

Wenn die Sonne heimwärts kehrte,
Sieh', wie aus der Tiefe leuchtet
Aetherströmung, reinst verklärte,
Von dem fernen Blau durchfeuchtet.

Wolken streben nach und tauchen
In die Strahlen, eh' sie starben;
Diese zaubervoll behauchen
Sie mit lichten Wunderfarben.

Wenn sich an den lichten Thoren
Hier nicht Erd' und Himmel einen: —
Himmel ist für dich verloren,
Armer Mensch, du findest keinen!

Sehnsucht und Offenbarung.

Sprach zu mir ein Freund: „Warum, o sag' es,
Will das tief Ersehnte nie gelingen?
Wie auch oft mit schmerzlichen Gewalten
Keim' auf Keime drängend los sich falten,
Frei und froh heraus an's Licht des Tages
Können wir des Lebens Kern nicht bringen.
Ach, daß je ein Gott mit einem Mal
Allem heil'gen Streben Worte gönnte,
Und die Seele, von der Sehnsucht Qual
Wonnevoll entlastet, athmen könnte!"

Flieh' den Zauber falscher Ideale!
Was dich quält ist ein verzehrend Glühen,
Würde nicht dein Herz zur leeren Schale?
Wär's zu Ende nicht mit seinem Blühen?
Lass' im stillen Grunde deiner Seele
Ruh'n den Kern, gleichwie im Schooß der Erden,
Ob nun gleich des Drang's Vollendung fehle,
Gibt er Zeugniß doch vom steten Werden.

Wenn sich nur von deinem inner'n Wesen
Einzeln immer frische Blüthen lösen,
Ein Gefühl, befreit aus enger Haft,
Sich in Wort und Bild Gestaltung schafft,
Auch des Geistes eigenste Gedanken
Innig um dies schöne All sich ranken;
Wenn vom Morgen bis zum Abendglühen
Du, was fröhlich so in dir gediehen,
Im bewegten Herzen willst bewahren,
Wird das Leben dir sich offenbaren.

Vergeblich.

Vergebliches Ringen
Nach Worten und Tönen,
Dem liebenden Sehnen
Den Ausdruck zu leih'n.

Für das, was dem Menschen
Die Himmlischen senden
Ist alle Begeist'rung,
Die höchste, zu klein!

Du Wonne der Liebe,
Wie bist du unendlich!
O menschliche Seele,
Wie bist du begränzt!

Glücksfäden.

Längst ersehntes Glück, aus fernem Eden
Winkt es; zieh'n wir's rasch an uns heran?
Zart und fein sind seine gold'nen Fäden,
Werde denn Gewalt nicht angethan.
Und so mögen wir sie ruhig spinnen
Aus der Seele; sie in's Herz zurück
Wieder sammeln, liebend Zeit gewinnen,
Rings umher gewandt den sichern Blick.

Ungestört herab aus hohen Sternen
Schicksal fügend waltet eine Macht,
Daß erfahrend wir uns selber lernen,
Klar erscheine, was im Innern wacht.
So gehorchen wir dem Drang der Zeiten,
Weil die Ahnung uns vertraulich wird,
Daß das Ende freundlich aus dem Weiten
Uns zurück zum lieben Anfang führt.

Kann der Gegenwart mich nicht entschlagen,
Folge gerne, lass' mich leiten, doch
Kann ich auch der Seele nicht versagen,
Still zu hoffen, ach, es werde noch:
Daß sich in des Engelmädchens Nähe
Webe unsichtbar ein holdes Band,
Daß erkennend sie in's Herz mir sehe
Und vertrauend reiche ihre Hand.

Frauenwürde.

Mögt ihr Manches,
Götter, mir nehmen
Von den Gütern,
Womit ihr reich
Mein Leben schmücktet! —
Nur Eines, Eins
Sollt ihr mir lassen,
Eine Blume
Meines Herzens
Mir nicht knicken. —
Kein giftiger Hauch
Soll sie berühren!
Kein böser Dämon
Mög' aus dem Herzen
Mit dem Blute

Träufelnd pressen
Meine süße,
Unbegrenzte,
Heilige, stille
Ehrfurcht vor der
Würde der Frau'n! —
Sie allein ist
Der schönste Theil
Mir am schönen Leben.
Immer haucht sie
Freundlich mich an;
Streuet Blumen
Duftend herab
Auf meinen Pfad;
Läßt mich holde
Anmuth in jeder
Blüthe ahnen,
Ahnen und schau'n! —
Oeffnet eine
Einzig schöne,
Liebliche Welt,
Wo in tausend
Holden Gestalten
Die klare Schönheit
Der Frauenseele
Sich entfaltet.

Ideal.

Still im Busen liegt das Bild,
Ewig nah' und ewig ferne,
Süß und hoch und engelmild,
Wie der Glanz der Abendsterne.
Ewig eilst du's zu erreichen,
Ewig wird es von dir weichen.

Auf der Berge wilde Höh'n,
Wo die Nebel unstät schweifen,
In des Thales sanftes Weh'n,
Wo der Nymphen Chöre streifen,
Rastlos drängend treibt's dich immer,
Du erreichst das Theu're nimmer.

Und du findest's ewig nie
In dem Wirklichkeitbereiche,
Nur im Land der Phantasie,
In des Busens stillem Reiche
Ruft es dich in heit'rer Schöne,
Ruft dich sanft wie Harfentöne.

Traumglück.

Und Tag für Tag nach altem Hange
Wird bis in tiefe Mitternacht
In stiller Zelle, wohl oft bange,
Und immer grübelnd hingewacht.

Wenn die Gedanken, rastlos schweifend,
Sich in's Unendliche ergeh'n
Und halb in Ahnung, halb begreifend
Die Welt und ihre Wunder seh'n;

Dann schlumm'r ich ein und zur Versöhnung,
Die selten wohl der Tag gewährt,
Wird bald im Traum und in Verschönung,
Dem Geist das Bild der Welt bescheert.

Festes Streben.

Tagesüber sei dem Staate
Und der Wissenschaft geweihet
Geist und Kraft. Mit That und Rathe
Wirke, daß der Staat gedeihet.

Hoffnungsreiches, festes Streben
Muß des Jünglings Muth bestät'gen,
Daß er tüchtig für das Leben
Werde seine Kraft bethät'gen.

Freude mag es ihm gewähren,
Fühlt er zugemess'ne Stärke
Sich im regen Wirken mehren,
Daß sie lebe einst im Werke.

In dem Werke, das zum großen
Ganzen sich vermag zu schließen,
Daß die Besten als Genossen
Ihn in ihrem Bund begrüßen.

Des Mannes Wirken.

Von Anbeginn sind Keime der Entzweiung
Im Mannesgeist verborgen, mannigfaltig,
Es strebt sein ganzes Wesen vielgestaltig
Nach ruhelos gesteigerter Erneuung.

Wenn er mit sich zerfällt, nennt's nicht Entweihung
Des Geisterquells; der Kampf ist lebenhaltig,
Und dieser Zwiespalt ist's, der ihn gewaltig
Erweckt zum Werk der inneren Befreiung.

Es schmücken Manneshand zweifache Waffen,
Des Geistes That blüht auch aus Kampf und Ringen,
Aus heißem Wettkampf vor dem Weltgerichte;

Er muß zu Tage Recht und Wahrheit schaffen,
Er muß von Schritt zu Schritt den Wahn bezwingen, —
Und seine That — sie wird zur Weltgeschichte.

Jedem das Seine.

So lautet das Gesetz: der Menschheit beste Kräfte,
Sie sollen wie der Erde Pflanzen in den weiten
Geländen rings umher vertheilet aus sich breiten:
Dem Kraft des Arms, um leicht der Lanzen Schäfte

Zu führen; Andern raschen Geist, um die Geschäfte
Zum Glück der Völker all' zum rechten Ziel zu leiten;
Charakter dem, damit er in dem Sturm der Zeiten
Zur rechten Stunde schützend alle Segel reffte.

So soll's die Menschheit also für und fürder halten:
Die Schönheit herrsch' im Wettstreit der Gestalten,
Es möge herrlich sich die Kraft im Kampfe zeigen,

Mit Stolz der Enkel nennen seinen großen Ahnen;
Es soll der feste Wille rauhe Pfade bahnen,
Und Alle sollen willig sich dem Geiste beugen.

Griechensinn.

Von dem buchtenreichen Meeresstrande
Schaut der Cecropide mit Behagen
Gegen Osten, wo der Sonnenwagen
Hell empor sich hebt am fernen Rande.

Heiter blüh'n ihm seine schönen Lande,
Doch im Innern mahnt ein drängend Fragen,
Eine zweite Sonne soll ihm tagen,
Lösen ihm die Nacht der Geistesbande.

Und es taucht vor seinen trunk'nen Blicken
Aphrodite aus dem Meeresschaume,
Wunderbar! — — Mit jubelndem Entzücken

Rufet wie erwachend aus dem Traume
Laut der gottbegeisterte Hellene:
Was ich suche, sieh', es ist — das Schöne!

Der Deutsche.

Des Germanen tiefe Klarheit
Konnte im Gemüthe lesen:
Schönheit ist noch nicht die Wahrheit,
Tief're liegt im innern Wesen.

Hohe Achtung vor den Frauen
Hat ihm Schätze aufgeschlossen:
Süße Innigkeit, Vertrauen
Ward in Fülle ausgegossen.

Und er kehrte sich nach innen,
Seine Seele hinzugeben,
Um sie reicher zu gewinnen
Im vertrauend schönern Leben.

Durch der Schönheit holdes Scheinen,
Daß sie unverwelklich bliebe,
Drang das Herz zu ihrer reinen
Tiefern Wahrheit — zu der Liebe!

Weltbild.

Folge mir, daß wir betrachtend schauen
In das tausendfach getheilte Leben,
Wie sie Alle vielgeschäftig weben
Und sich mühsam ihre Hütte bauen.

Welch' ein unerschöpfliches Vertrauen!
Wie sie auf verschlung'nen Wegen, neben,
Hüben, drüben Alle vorwärts streben,
Achtend nicht des Steins am Weg, dem rauhen. —

Sieh', da denkt wohl Mancher: Möcht' es währen
Ewig dieses Leben, das so Liebes
Mir gegeben; — möchten süße Bande

Nimmermehr zerreißen, oder blieb' es
Dort wie hier im lieben Erdenlande —
Mich verlangte nicht nach jenen Sphären!

Menschenwerth.

Was geschieht in engen Kreisen
Uns'res Lebens, willst du's tadeln? —
Schlichtes Thun wie das des Weisen
Gleichfalls achten, wird dich adeln.

Sind nicht Alle Glieder einer
Kette? — und du schiltst vergebens. —
Kleines achten macht nicht kleiner,
Füg' dich in den Kranz des Lebens!

Blumenblüthen, grüne Blätter —
Nah beisammen wachsen beide;
Und es freuen sich die Götter
Und die Menschen haben Freude.

Und so leben sie verbunden
In dem großen Gartenhause. —
Willst du deinen Werth bekunden,
Sei du Blume in dem Strauße!

Vollendung.

Warum ich rastlos Wahrheit suche? —
Des Geistes Zeugniß ist nicht Blendung,
Sie athmet in des Weisen Spruche
Und reift im Denken zur Vollendung.

Warum ich so dem Sang ergeben? —
Die Lust zum Sang ist Himmelsspendung;
Ein hohes Glück ist's, wem das Leben
Zum Liede wird: es ist Vollendung.

Warum ich freie That begehre?
Zu feindlicher Geschicke Wendung!
Die freie That ist Manneseehre,
Ist selbst im frühen Tod Vollendung.

Lenzesseligkeit.

Heil dir, Natur! die ewig Frieden stiftet
Und tröstet, wo ein Herz bekümmert schlägt,
Es über Felsengründe, wild zerklüftet,
Auf weichem Nebelbett hinüberträgt;
Dir, dem Betrachtenden, die ganze Fülle
Des Lebens deutungsvoll und schön erläutert:
Ich frage dich — du sprichst — und Geist und Wille
Fühlt sich zu des Alllebens Lust erweitert.

Schon sendet uns der Frühling seine Schauer,
Und aus dem Traume bebt die Erde auf;
Das kalte Schweigen, stillverschloss'ne Trauer,
Sie lösen sich, das Leben dringt herauf.
Es thaut und blüht und rauscht und wird allmälig
Entzücktem Blick ein Erdenhimmelreich,
Der Frühling, ganz in eig'ner Schönheit selig,
Beseligend für jedes Herz zugleich!

Drei Wünsche.

Drei Dinge lass' mich noch erreichen
In diesem Leben, ew'ges Licht!
Eh' meine Wangen kalt erbleichen,
Eh' mir das Aug' im Tode bricht.

Lass' mich, o Vater, dich erkennen,
Du Geist der Geister, Quell des Lichts!
In dem des Lebens Funken brennen,
Allvater, außer dem das Nichts.

Dann lass' zum Born mich niedersteigen,
Woraus der Dichtung Geist entsprang,
Daß sich zum Lied die Herzen neigen,
Zum Lied, das ich begeistert sang.
Wenn schon mein Haupt im Sarge modert,
O Wonne! wenn dann dem Gemüth
Aus meinem Lied noch Freiheit lodert,
Aus meinem Lied noch Liebe glüht.

Zum Dritten, was mir oft im Traume
Süß vorgeschwebt, mein Ideal
Der Liebe, lass' in Zeit und Raume
Mich's finden in dem Erdenthal:
Die Seele, welche rein unschuldig
Ein Gottesstrahl zur Welt geschwebt,
Im Körper, der wie Engel huldig
Vergeistigt auf zum Himmel strebt.

Aufzenstreben.

Weh' der Flachheit unsers Lebens,
Die in ihrem Nichts sich bläht;
Weh' dem Geiste, der vergebens
Immer nach Erlösung späht.
Was du heut' in deinen Armen
Hieltest, stößt dich morgen aus,
Fliehe! Hier ist kein Erwarmen,
Flieh' aus diesem Todtenhaus!

„Ach wohin, wie soll ich fliehen,
Weißt du eine bess're Welt,
Wo lebend'ge Funken sprühen,
Feuriger dein Busen schwellt?"
Ja, hoch über'm Erdenleben
Weiß ich eine bess're Welt,
Wo ein kräftig Geisterweben
Feurig deinen Busen schwellt.

Auf, mein Geist, erwach', erwache!
Hebe dich im hohen Muth!
Dräut dir auch der alte Drache,
Spotte seiner frechen Wuth;
Frei von Erdensclavenbanden
Bist du einem König gleich,
In der Dichtung freien Landen
Schaffe dir ein Königreich.

Der Dichtung Kern.

Von dem reichen Bord des fernen Ganges
Bis hinauf zum rauhen nord'schen Strande
Ist ein schöner Sternenkranz gezogen:
Leuchtende Gestirne des Gesanges
Strahlen freundlich über alle Lande,
Ein gar deutungsvoller Friedensbogen.

Dichters Gluth und Leidenschaft verschwindet,
Doch der Dichtung echter Kern ist bleibend
In Gesinnung, für den Ernst des Handelns.
Seit Jahrtausenden allmächtig bindet
Ewig ihr Gesetz, beschränkend, treibend
Alles Streben uns'res Erdenwandelns.

Die Lieder des Dichters.

I.

Ja, mir keimte mannigfache Blüthe,
Leicht und traulich, manche derb und tüchtig,
Deutungsvoll, — und ach, wie's liebesüchtig
In der hingegeb'nen Seele glühte!

Ob das Leben schöne Stunden biete,
Solche Stunden — ihr Bestand, wie nichtig! —
Möchte fest sie halten, aber flüchtig
Werden unversehens sie zur Mythe.

Was geschah, erscheint mir wie im Traume,
Viele Bilder kenn' ich, seh' sie gerne;
Doch sogar des eig'nen Herzens Klagen

Tönen mir schon fast wie aus der Ferne:
Alles ist ein Irisbild im Schaume —
Kann's in and'rer Brust nicht Wurzel schlagen.

II.

Kann's in andern Herzen Wurzel schlagen,
Daß im holden, unbewußten Drange
Aus der stillen Tiefe, wo sie lange
Träumend ruhten, frisch und mit Behagen,

Lebensblüthen wachsend aufwärts ragen;
Wird die Seele, sie, die ruh'los bange,
Von harmonisch fließendem Gesange
Ueber's Erdenleid emporgetragen:

Dann ist er geweiht, von Herz zu Herzen
Treiben fort und fort in Lust und Schmerzen
Echte Keime, edel und beständig.

Und in fernen Kreisen, in der Nähe
Mitten in der Menschen Wohl und Wehe
Sind des Dichters Worte erst lebendig.

Des Schmerzes Allgewalt.

Wem solch' ein Schlag an die geschloss'nen Pforten
Des Lebens pochet, daß die Angeln beben,
Den laßt mit seinem Schmerz allein; mit Worten
Vermögt ihr doch ihm Frieden nicht zu geben.
Es hat Jahrtausende der Mensch die bleiche
Gestalt des Todes schaudernd angeseh'n
Und immer noch, wie bei der ersten Leiche,
Erbebt er vor dem eis'gen Todesweh'n:

Das alte Trauerspiel, urew'ge Schmerzen,
Der Menschheit Jammer, ach! der unerklärte,
Wie er schon an Prometheus, an dem Herzen
Des Götterlieblings unerbittlich zehrte.
Ihn hörten laut an seinem Leidensherde
Am Kaukasus Okeaniden klagen:
„O Himmel und o hehre Mutter Erde,
Welch' Unrecht muß ich doch von Göttern tragen!"

O sieh des Himmels Brust sich mächtig breiten,
Er panzert sich mit schwarzen Wolkenschilden,
Ich seh' den Zeus durch die Gewitter schreiten
Und Blitze glüh'n in dunklen Dunstgefilden.
Sie ballen sich, doch in der Seele nachten
Des Zornes Schatten, düster, unbeweglich,
Ein gramvoll Herz kann auch den Zeus verachten
Sammt seinen Wetterspielen, schal und kläglich!

Ecce homo!

Kahlgethürmtem Urfels angeschmiedet,
Arm und Hüften eisern fest umschlossen,
Bis zum tiefsten Lebenskern ermüdet,
Kalten Schweiß auf seine Stirn gegossen —
Sieh, das ist der Mensch, der ew'gen Mächten
Unversöhnlich wagt zu widerstreben. —
Wahrlich! schwer ist's, mit den Göttern rechten,
Aber schwerer noch, sich still ergeben!

Wenn sie finster uns das Schönste rauben,
Sich ergeben, dulden und nicht schauern? —
Dürfen wir, was gut, nicht sicher glauben,
Was hat, frag' ich, dann ein Recht zu dauern? —
Doch wir rütteln fruchtlos harte Ketten,
Zehrend an dem Trotz des Widerstrebens:
Ein verlornes Herrlichstes zu retten,
Aengstigt jede Seele sich vergebens!

Tröstung.

Wie gerne sich im regungslosen Schweigen
Des dunkeln Raums das Schauen oft verflüchtigt!
Ach, wie's unwiderstehlich und so eigen
Den innern Sturm erreget und beschwichtigt!
Erschüttert niedertönt das Wort „verloren"
Aus jenen unergründlich leeren Tiefen,
Und von der Erd' empor ertönt's: „verloren",
Als ob die Wesen all das Echo riefen.

Dann wieder, wenn des Nordscheins bleicher Schimmer
Wie leiser Abglanz frohen Tags erscheinet
Und in der Seele halberlosch'ne Flimmer
Zu sanfter Gluth entzündet und vereinet,

Und wenn der Mond empor so ruh'voll leuchtend
Sich hebt mit des Beharrens ew'ger Mahnung,
Dann naht, das Aug' mit warmem Thau befeuchtend,
Dem kranken Herzen leise Friedensahnung!

Versöhnung.

Des Geistes Drang, ach, wie aus Leidens Nächten
Ringt er im Schmerz, die Freiheit zu gewinnen;
Des Glaubens Haus ist hin, mit eig'nen Mächten
Will er sein Werk jetzt schaffen und beginnen;
Und drängt er kühn sich in die tiefsten Gänge,
Erschrickt das Herz in tiefbeklomm'ner Enge;

Da hört er einen hohen Weisen sagen:
„Wie sich die Wesen innig auch verhüllen,
Im Widerstande zu verharren, tragen
Sie nichts im Kerne, weder Kraft noch Willen.
Es muß Verborgenstes in allen Reichen
Dem wahren Muthe des Erkennens weichen."

„Und so erhoben zu dem frei'sten Walten,
Dem Geist steht nur sein muthig Herz zur Seite."
Sieh, klar und klarer werden die Gestalten,
Ein Licht durchdringt von oben Eng' und Weite;
Vollendet naht den hellen trunk'nen Blicken
Die Welt, versöhnt im Schmerz und im Entzücken!

Versöhnung, wo?

Versöhnung suchen wir mit bangem Forschen
Und finden doch nur immer neue Thränen.
Seh'n wir nicht Völker welken, Reiche morschen,
Zerstörung rings! Was soll uns da versöhnen?

Der Zukunft hold Gespinnste, das wir webten,
Es ist uns ja zerrissen nnd zerschnitten!
Wo knüpfen wir die Fäden des Erlebten,
Der Freuden an, und dessen, was wir litten?

Des Herzens Hoffen, wie verwaist und haltlos!
Es hat ja nichts, woran sich's liebend ranke!
Der Geist ist müde, neblich und gestaltlos,
Ein bleicher Schatten irret der Gedanke!

Dem Aug' des Schiffers ist sein Stern entzogen,
Der Muth zur Fahrt ihm gab und klare Richtung;
Noch starrt er hin zum hohen Himmelsbogen,
Doch — dunkler Raum gemahnt ihn wie Vernichtung.

Trost in Trauer.

Wenn das liebe Bild von frühen Tagen
Mir heraufkommt aus dem fernen Grabe,
Wenn es mich gemahnt, um sie zu klagen,
Die ich unbegrenzt geliebet habe, —
Wo ich immer denkend hin mich wende,
Solchen Schmerzgefühles wird kein Ende.

Und ich sammle die Erinnerungen,
All die süßen, wonnereichen Bilder
Jener Zeit; und die mich wild umschlungen,
Dunkle Nacht des Grams — sie wird dann milder.
Was auch Schönes frühe mir zerronnen,
Eines bleibt für immer mir gewonnen.

Denn am Glücke, am entschwund'nen, reinen,
Wird sich langsam das Gemüth verklären. —
Wie, und darum soll nicht Trauer weinen,
Soll die Seele nicht am Schmerz sich nähren? —
Aus der Trauer tiefsten Herzenswehen
Muß des Lebens Muth dir auferstehen!

Zur Jahreswende.

Und zu Ende ist denn wieder eben
Eins der Jahre. — Hast gelebt, geträumet,
Mancherlei gethan und viel versäumet,
Dich der Fluth und Ebbe hingegeben;

Auch gerüstet wohl zu ernstem Streben,
Oft in bitterm Unmuth aufgeschäumet,
Gegen Zwang und Fesseln dich gebäumet —
Und ein Gleichniß war's vom ganzen Leben.

Gut ist die Gesinnung, recht der Wille,
Das Geschaff'ne auch nicht ganz zu schelten;
Dennoch will es nie im Ganzen glücken.

Endlos ist des Allgemeinen Fülle,
Des Besondern Eig'nes auch will gelten,
Und so kommen nie wir aus den Stücken.

Aus der Natur.

Abendbild.

1832.

Geröthet seh'n
Wir Wolkenhöh'n,
Von hohem Purpur überglüht;
Und stiller wird's, nur Bächlein rauschen,
Die luftigen Najaden lauschen
Am Ufer, wo Viole blüht.

Die Dämm'rung schweigt,
Die Weide neigt,
Bewegt von leisem Zephyrsweh'n,
Ihr grünes, fließendes Gelocke;
Vom Thurme tönt die Abendglocke
Mit melancholischem Getön.

Der Vög'lein Schaar,
Die immerdar
Mit Melodien uns erfreu'n,
Sie flattern hin und her und suchen
In düstern Fichten und in Buchen
Das kleine Nest in Busch und Hain.

Mit hellem Glanz
Im Sternenkranz
Erscheint der Mond, der Fürst der Nacht.
Von ferne trug der Nebel Wallen
Des Schäfers Flötentöne Hallen
Hinab ins Thal, wo Emma wacht.

Der Frühling.

O sieh'! schon wehen sie, die Frühlingsschauer,
Und aus dem Traume lebt die Erde auf;
Das kalte Schweigen und die stille Trauer,
Sie lösen sich, das Leben dringt herauf;

Es thaut und blüht und rauscht und wird allmälig
Für uns ein zaub'risch Erdenhimmelreich. —
Der Frühling, ganz in eig'ner Schönheit selig,
Beseliget ein jedes Herz zugleich! —

Befangen in des Wonneglanzes Blendung,
Der schimmernd auf der ganzen Erde liegt,
Scheint uns erschöpfend in Naturverschwendung
In einem Frühling alle Kraft versiegt. —

Er stirbt; doch war er nur in langer Reihe
Ein Faden, der sich ins Gewebe flicht,
Er war so schön, es schien die ganze Weihe
Ihm aufgeprägt, — doch endlos war er nicht.

Die Braut Natur.

Wenn vom nächtlich dunklen Raume
Sternenflimmer langsam weicht
Und gleichwie aus schwerem Traume
Sacht ans Licht die Erde steigt;

Wenn zur jungen Blumenfeier
Herrlich neu der Lenz erwacht,
Und durch weiche Nebelschleier
Wärmend dringt der Sonne Pracht;

Wenn nach Wettern rings im Dampfe
Tief die dunkle Waldung liegt,
Endlich doch im langen Kampfe
Dann der Glanz des Tages siegt:

Ahnen wir die Liebesschauer
Der jungfräulichen Natur,
Weg vom Antlitz ist die Trauer,
All ihr Blick ist Freude nur;

Aufgeküßt zu neuem Leben
Ist sie wie die holde Braut,
Die, erwacht, mit süßem Beben
Sich im Arm des Gatten schaut.

Auf dem Meere.

Ich schwebe auf dem hohen Meere,
Vom lieben Vaterland gar ferne,
Nachthimmel über mir, der hehre,
Und flimmernd oben tausend Sterne.

Es dehnt in ungemeß'ner Weite
Der Himmelsraum sich im Verlangen,
Des Meeres ungeheure Breite
Mit dunklem Arme zu umfangen.

Wie einsam, ach, wie unzulänglich,
Wie arm mich in Beschränkung fühlend,
Und doch wie frei, wie überschwenglich
Mit Meer- und Himmelsgröße spielend:

Da fühl' ich einen Wunsch sich regen
Mit junger Sehnsucht stärksten Mächten,
Mein Haupt in deinen Schooß zu legen,
Aufschauend zu den dunklen Nächten,

Unendlichkeit der Sternenmenge
Mit meiner Liebe Tiefen messend
Und, Lipp' an theure Lippen enge
Gepreßt, der ganzen Welt vergessend!

Am Morgen!

In der kühlen Morgenfrühe
Treibt mich mächtig aus dem Haus
Tiefes Sehnen; und ich ziehe
Wie ein Flüchtling wild hinaus.

Ach, da steh' ich wieder, fragend,
Weiß es selbst nicht, was ich will,
Und so wandr' ich, planlos zagend,
Durch die Felder, bang und still.

Doch was nützt's? Wie weit ich streiche
Und mein Fuß die Bahn sich bricht
Durch die Wildnis, — ich erreiche,
Ach, das süße Bild noch nicht!

Andacht.

Durch die Felder streich' ich hin,
Lässig, leicht und unbefangen,
Walle in des Morgens Prangen,
Dies im Herzen, das im Sinn.

Horch! da hallen fern daher
Von dem Kirchlein Orgelklänge,
Tiefe ernste Chorgesänge
Tönen feierlich und hehr.

Dort vereint im Liebegeist
Ist die gläubige Gemeine,
Daß sie flehe, daß sie weine
Und den ew'gen Vater preist.
Wo die Liebe, dort ist's gut,
Und so zieht's unwiderstehlich
Mich zum Kirchlein, wo so selig,
Wo so frei die Seele ruht.

Himmel naht, die Erde weicht,
Tret' ich sinnend an die Schwelle; —
Hier in Tempels Dunkel helle
Ist's, wo Gott die Hand uns reicht.
Ird'sche Seele, hemm' den Lauf,
Reiß' dich von der Erdlust Qualen, —
Mußt sie ja mit Thränen zahlen, —
Schwing' zum Vater dich hinauf!

Auf dem Berge.

Da steh' ich auf der Felsenklippe,
Tief unter mir der Bäume Wipfel,
Ein Nachbar der Gebirgesgipfel,
Wo selten niedriges Gestrüppe
Aus erdentblößtem Boden schießt
Und selten auch ein Blümchen sprießt.
Wie neben mir der Felscoloß
So starr zum hohen Himmel greift,
Und rings, so weit mein Auge schweift,
Kein froher lebender Genoß!

Der Wind braust unten durch die Forste,
Die alten Eichenäste krachen,
Wie wenn vom hohen Adlerhorste
Die lockern Felsentrümmer brachen.
Herab zur Erde Donner rollen,
Hinauf zum Himmel Wogen grollen,
Als wollten wieder die Titanen
Auf Bergesgipfel Berge thürmen,
Zum Himmel unter Wetterstürmen
Die unbetret'nen Pfade bahnen.
Wie ist's ein schauerliches Denken:
Die tiefe Einsamkeit hier oben,
Der Elemente lautes Toben,
Und Nacht, wenn sich die Blicke senken!
Doch fort, Gedanken! Waidmannslust,
Komm' du in meine weiche Brust.
Wo ist der Steinbock, wo der Aar,
Und wo der Gemsen flücht'ge Schaar?
Hier bleib ich steh'n und laur' und lausche,
Ob nicht ein Wild vorüberrausche.

Der Regenbogen.

Was willst du mir am Firmament zur Stunde,
Du siebenfarbig Iriswunder, zeigen?
Wie herrlich sich auf tiefem Wolkengrunde
Des Bogens Doppellinien niederneigen.

Du, deutungsvolles Bild, bist uns geblieben
Der schönen Botschaft glückliche Verkündung.
Wir seh'n, am Himmel steht sie ja geschrieben,
Von Gott und Mensch die innige Verbindung.

Du willst die Brücke sein, worauf der Frieden,
Vom Himmel ausgesendet, niedergleitet,
Zugleich als Strahlenpforte uns beschieden,
Durch die zum ew'gen Licht die Sehnsucht schreitet.

Abendfeier.

Wenn in die Schattenruh'
Alles sich sehnt,
Wandr' ich dem Walde zu,
Lustig durchtönt.

Komm' dann zu stiller Bucht,
Wo's heimlich lauscht,
Wo die Brust Kühlung sucht
Wasserumrauscht.

Tauche ins Fluthgewühl
Kreiselnder Bahn,
Trauliches Nymphenspiel
Wallet heran.

Leuchtendes Abendgold,
Wellengetön:
Alles so wunderhold,
Alles so schön!

Die Ruine.

Blauer Himmel, junge Erde,
Stillen Sees Heiterkeit,
Blendend weiße Schwanenheerde
Hier am Ufer hingestreut,
Dort in grünen Fluthen badend
Stolze Schaar, so froh und frisch,
Und zum andern Ufer ladend
Altes Schloß im Laubgebüsch.

Graue Mauern, alte Werke,
Urgegründet, festgelegt,
Mittelalters rauhe Stärke
Ihren Massen aufgeprägt,

Hohe Pfeiler, runde Thürme,
Höchste Warte obenan,
Und so hat es manche Stürme
Böser Zeiten abgethan.

Rings herum, mit Kunst gestaltet,
Wasserfall und tiefe Schlucht,
Alles aber sonst veraltet. —
In geheimnißvoller Bucht
Bunte Kähne, leichte Schwimmer
Dicht am Ufer angereiht,
Und auf schwanken Wellen immer
Dich zu tragen dienstbereit.

Treue Burg einst, Schutz gewährend,
Auch zu Trutz ein starker Hort,
Jetzt den Wandlern immerwährend
Festgeschmückt ein Lieblingsort,
Auch wohl für Naturverstümmler
Ein erwünschter schöner Fund —
Und dereinst für Alterthümler
Angestaunter Schutt und Schund.

Bei guter Laune.

Resolut.

Schien mir doch, als ob sie heute
Nicht so freundlich wär' gewesen!
Deutlich war's im Aug' zu lesen —
Doch wie süß für and're Leute!

Wie sie hierhin, dorthin schielte!
Allen Blicke, mir nur keinen!
Müßt' ich nicht ein Narr erscheinen,
Wenn ich da nicht Zweifel fühlte?

Laßt mich einmal doch in Frieden,
Zweifelliebe, Liebeszweifel,
Oder hole euch der Teufel!
Ei, so sind wir frisch geschieden!

Klage.

1840.

Holde Mädchen, schöne Leute
Wo ich sonst in ganzen Rotten
Sah, begegnen mir nun heute
Kaffern nur und Hottentotten.

Schönes Wetter! Schöne Kinder
Ueberall zur Schau sich tragen. —
Alte Weiber, arme Sünder
Findest du an bösen Tagen.

Hocuspulver.

Stündlich eine Messerspitze,
Pünktlich nach den sieben Graden!
Sind die Pulver wenig nütze,
Werden sie doch auch nicht schaden.

1. Pulver.

Dieses Stück vortrefflich zwar
Und gemischt von klugen Elfen,
Wie es ist, kann unsichtbar
Doch nur durch den Glauben helfen.

2. Pulver.

Nehmen Hoffnung wir als Mittel,
Böse Krankheit zu vertreiben,
Hat sie unter keinem Titel
Mehr ein Recht, bei uns zu bleiben.

3. Pulver.

Und zum dritten, Fräulein, müssen
Sie nur recht den Doctor lieben,
Dann nach Wissen und Gewissen
Wird mit Fleiß sein Amt er üben.

4. Pulver.

Und noch eines von Bettina
Wüßt' ich wohl herauszustreichen,
Besser ist's, als Lichen, China
Nux, Rhabarber und dergleichen.

5. Pulver.

Doch das brauchet viel Courage,
Um es frisch hinab zu schlucken.
Eine volle Rheinweinflasche,
Laß sie langsam „'nunterglucken".

6. Pulver.

Meine Pulver sind probat,
Lassen nichts zu wünschen übrig.
Wer nicht schon das Fieber hat,
Dem wird sicher davon fiebrig.

7. Pulver.

Liebes Miezerl, bist du heiter,
Trollt sich gleich die Krankheit weiter;
Manchmal auch ein wenig Lachen
Wird dir keinen Schaden machen.

8. Pulver.

Wer im Stande ist, der fass' es:
Eine böse Zahl ist sieben!
Darum dieses noch, nur daß es
Bei den sieben nicht geblieben.

9. Pulver.

Und nun liegt mir centnerschwer
Eines noch am Herzen,
Und da denk' ich hin und her,
Klüglich es hinauszuschwärzen.

10. Pulver.

Diese Pulver stehen alle
Nicht in der Pharmakopoe,
Komme mir in diesem Falle
Nur kein Doctor in die Näh'.

Jus canonicum.

Wässerige Verse in trockener Zeit.

Da sitz' ich und studire,
Das Schweißtuch auf dem Tische,
Auf daß ich schwere Tropfen
Von meiner Stirne wische.
Und wie ich so hier keile,
Da seufz' ich tief und ächze,
Als wie ein Hirsch nach Wasser
Ich nach Erquickung lechze.

Erquickung meines Geistes
Will immer sich entfernen,
Will sprüh'n nicht aus den Schriften,
Die äffisch ich muß lernen.
Und mein Gedächtniß schwillet
Wie aufgeblas'ne Blattern,
Und geht's so fort, so muß es
Zerplatzen und zerdattern.

Ei, was die Cardinäle
Für Strümpf' und Hüte tragen!
Was mag darnach ein Dichter,
Ein schlichter Deutscher fragen?

Im simpeln Wamms bequemlich
Mich fühlend, nicht mich's kümmert,
Wenn so ein stolzer Herre
In Gold und Purpur schimmert.

Von Kutten und von Mönchen
Und von Bischofscapiteln —
Muß gar ich davon lesen,
Will mich ein Fieber schütteln.
Mich grauset's vor dem Quarke
Und kann ihn nicht besiegen,
Da muß sogar der Starke,
Der Stärkste selbst erliegen.

Doch, frisch! pack' nur noch einmal
Den mistbelad'nen Karren
Und zieh' den Kram von Bisthum,
Von Päpsten und von Pfarren.
Will nicht die Prüfung glänzen,
Meinst, ich will dann erröthen?
Ei, froh kehr' ich nach Hause
Zu Shakespearn und zu Goethen.

Die zwei dürstenden Frösche.

Zwei Frösche gingen einst bei trock'ner Zeit
Und großem Wassermangel aus,
Um, in den dunkeln Gräben irgendwo
Versteckt, ein Wasser auszuspäh'n.
Sie fanden einen Born, von Wasser voll. —
Hinabzusteigen rieth sogleich
Der eine; weiser und verständ'ger sprach
Der and're: „Steigen wir hinein
Und trocknet dann auch dort das Wasser ein,
Wie kommen wir wohl dann heraus?"

Die Fabel lehrt, der Weise blicke stets
Vorsichtig in die Zukunft hin.
Die Thorheit stürzt, Gefahren zu entgeh'n,
Sich ins Verderben oft hinein.

Quark.

1840.

Ein schönes Mündlein lockt zum Kuß
Und schön Papier zum Schreiben;
Wenn ich's nicht bleiben lassen muß,
So lass' ich's auch nicht bleiben.

Der erste Casus ist precär,
Das Mägdlein kann's versagen;
Des Blättleins aber bin ich Herr,
'S muß, was ich will, ertragen.

Auch kümmert das mich gar nicht stark,
Was aus dem Kiel geflossen;
Und schläft Homer, und ist's ein Quark,
So quark' ich unverdrossen.

Und was es sei, geht Keinen an,
Braucht's Niemand doch zu lesen.
Und ist nicht mancher brave Mann
Zu Zeiten toll gewesen?

Und hat sich nun mit lauter Nichts
Gefüllt die ganze Seite:
So ist die Welt! Denn nie gebricht's
Dem Nichts an Läng' und Breite.

Lebkuchenweiblein.

Von der Race zwar mulattig
Scheinst du mir, so wie dein Teint
Etwas gelb und dunkelschattig,
Aber doch noch immer schön.

Schön, wie etwa die Mongolen
Venus bilden in den Steinen;
Und — soll sie der Teufel holen,
Wenn sie's nicht auch ernstlich meinen.

Doch für das, was etwa fehlet
Dir zum Glanz des schönen Weibes,
Haben Götter dir vermählet
Stille Gunst des süßen Leibes.

Jedem wässert's in den Zähnen
Solchen Leibes zu genießen, —
Und so macht man aus dem Schönen
Oft sich einen Leckerbissen.

In der Kirche.

Ich stand im Dom und merkte auf,
Der Prediger war just recht im Lauf.
Und wie zuweilen Erbauung wächst,
Begann ich und las mir selbst den Text.

Da wandte sich mein Mägdlein um, —
Die Philosophie, gleich schlug sie um.
Und was er sprach von Sünd' und Gericht,
Es war hinweg, als hört' ich's nicht.

Und kann mir's auch noch jetzt nicht reimen,
Denn wär' ich ein so verdorb'nes Kraut,
Mich hätte nicht wie aus Himmelsräumen
Das Aug' des Engels angeschaut.

An den Schutzengel.

Ich hör' das helle Glöcklein läuten,
Das wird die heil'ge Mess' bedeuten.
Ich kann nicht in die Kirch' hinein;
D'rum, heiliger Schutzengel mein,
Geh' du für mich an meinen Ort
Und höre du das göttlich Wort,
Dann komm' nur wieder her zu mir
Und bring' das heilige Wort mit dir.

Die drei Musen.

O ihr eklen Handwerksmusen,
Pfaffenthum, Jus, Medicin!
Wem wird je an eurem Busen
Leidliche Begeist'rung blüh'n?
Wie muß man mit euch sich quälen,
Musen mit dem falschen Schein:
Müßte man nicht eine wählen,
Wählt' ich keine von den drei'n.

Nach der Prüfung.

I.

Freundliche Seelen bedenkt,
Wie mich das Leben bedrängt!
Schweinslederne Folianten
Mit ihren kleineren Trabanten,

Kraus gekritzelte Schrift
Sind schlechte Weide, dürre Trift!
Doch am vierten Mai
Bin ich frank und frei;
Bin ich frei und frank,
Gott sei Dank!

II.

Bald, o holde Zauberin,
Sink' ich dir zu Füßen hin.
Leben, das im gelehrten Worte
Fast mir welkte, fast verdorrte,
Will ich, Kind, aus deiner Augen
Feurig dunklen Blicken saugen.
Welch' ein Tausch vom Pack des „Rechtes"
Zu dir, Lieblichste deines Geschlechtes!

Gespräch zwischen zwei Glatzen.

A.

Die Grübler und Forscher, die schweren,
Vergessen die Ewigkeit und scheeren
Sich nicht ums Seelenheil, die Armen;
Ich hätt' für sie Erbarmen,
Wenn sie nur nicht des Teufels wären.
Allein darob ein echter Christ sich freut,
Da weist sich eben die Gerechtigkeit:
Wenn nicht Höllenpein die Bösen quälte,
Was hätten denn wir Auserwählte?

B.

Sehr wohl bemerkt; denn das ist billig,
Wer folgsam ist dem Herrn und willig
Glaubt, was die Schrift sagt, nicht vermessen
Sie thut nach der Vernunft bemessen,

Der gibt ja deutlich zu erkennen,
Daß er in Liebe thut entbrennen
Zu Christum, dem die vermaledeiten Juden
Das bitt're Kreuz auf die Schultern luden.
D'rum können wir uns des verseh'n,
Daß wir dereinst ihm nahesteh'n.

A.

Des thut mich auch mein Glätzlein freu'n,
Daran muß er uns einst erkennen;
Wir geh'n durch's Himmelspförtlein ein,
Er wird uns seine Brüder nennen!

B.

Gott lasse mich nicht eher sterben,
Bis ich mir konnte das Verdienst erwerben,
Daß ich nach heil'ger Hirtenpflicht
Manch' Schäflein für ihn zugericht,
Von allem Weltlichen geschoren
So nackt, als wär' es erst geboren.

Posthornklänge.

1838.

1. Station. Volders.

Das ich an der Seite trage,
Posthorn will nicht fröhlich klingen;
Jeder Hauch wird mir zur Klage,
Den ich durch die Windung dringen
Lasse, tönt wie eine Frage
Mir; doch die Geschicke zwingen,
Daß ich suche bis zum Grabe
Die, so ich verloren habe.

2. Station. Schwaz.

Um meinen Gram
Hat Amor mich betrogen,
Dieweil er kam
Mit seinem Pfeil und Bogen.
Wie soll man denn nicht Liebe saugen,
Wie soll man denn nicht Wonne trinken,
Wenn solche liebe dunkle Augen
Lächelnd Lebewohl mir winken?

3. Station. Rattenberg.

Wenn bis Feierabend
Sich die fleiß'gen Hände regen,
O wie ist es labend,
Dann sie in den Schooß zu legen
Und vertraulich dann zu plaudern
Um den Herd im Kreis die Lieben!
Aber ohne Rast und Zaudern
Wird der Wand'rer fortgetrieben.

4. Station. Wörgl.

O wie gerne
Schau ich in die dunkle Himmelsferne,
Wenn gemach die Sterne
Oben dort ihr stilles Reich erbauen!
Und noch mehr, ach, Liebchens Augensterne
Säh' ich gerne!
Doch ich kann sie nicht mehr schauen,
Jene holden, treuen, blauen. —

5. Station. Söll.

Die schwarzen Pferde dampfend heben
In schwerem Trott die Hufe mitternächtig,
Geheimnißvolle dunkle Schatten schweben
Vorüber schweigend und bedächtig.

Schlummer will noch lange säumen,
Mich in Liebchens Arm zu träumen...
Posthorn töne, sanft ertöne,
Bis ich mich entschlummert wähne.

6. Station. St. Johann.

Hier hab' ich einst gelebt, das heißt geliebet!
Und in die Seele wiederkehrt,
Was mich entzückt, was mich betrübet,
Zur Wonne beides schön verklärt.
Ach, in den kalten Morgenschauern
Möcht' ich an Emma's Fenster lauern
Und warten, bis ich sie erspähe,
Des falschen Mädchens Schatten sähe.

7. Station. Waidring.

Längst vergang'ner Liebe Lust und Kummer
Wiegte mich in sanften Morgenschlummer;
Als ich naht' dem trauten Ort — ein wenig
Merkt' ich an der Seit' das Posthorn rücken,
Es begann gar sanft und wehmuthtönig
Anzuklingen ganz aus freien Stücken.
Als ich lauschte, dessen Sinn zu hören,
Sieh', da klang's dem süßen Lieb' zu Ehren.

8. Station. Unken.

Tirol, mein großes Vaterhaus,
Das hat ein mächtig Thor,
Läßt ehrlich' Leute ein und aus,
Es ist kein Schloß davor.
Der „Boar" hat g'meint: Wir ehrlich' Leut'
Passiren den Paß Strub;
Allein man hat sie durchgebläut, —
Und viel man dort begrub.

9. Station. Reichenhall.

Seht, wie die lüsterne Zunge streckt
Baiern nach Oest'reich herein,
Wie's mit der dorrenden Lunge leckt!
Aber noch will's nicht gedeih'n.
Harre nur, bis etwas hängen bleibt,
Wenn dir bis jetzt auch nichts blieb;
Wenn man den Aar in die Engen treibt,
Macht still der Löwe den Dieb.

10. Station. Salzburg.

Anmuthig haben viele Mädchen
Mit mir geplaudert um die Wette,
Da war ein Nettchen, Linchen, Jettchen,
Nur Mimi war nicht in der Kette.
Zuweilen fiel ich in die Rede,
Allein, wie kam ich da zu Rechten!
Hab' d'rum nicht gerne eine Fehde
Mit solchem Feinde auszufechten.

11. Station. Neumarkt.

Mädchen, sag' es mir frei und laut,
Was hast du sehnsüchtig heraufgeschaut?
Möchtest du zu süßem Scherzen
Dich in meinen Wagen schmiegen,
Daß an deinem warmen Herzen
Ich mich könnt' in Schlummer wiegen?
Was gabst du, Amor, dem Mädchen nicht Flügel,
Was hieltest du nicht die Rosse am Zügel! —

12. Station. Frankenmarkt.

Die Nacht ist bös, und schaurig kalt
Durchdringt das Mark sie mit Gewalt.
Doch daß das Herz mir nicht erstarre,
Greif' ich zur feurigen Cigarre.

Und wenn der schöne Stengel glüht,
Da fühl' ich freudig im Gemüth,
Wie bei des Herzens warmem Glühen
Die Blumen der Erinn'rung blühen!

Sprüche.

1.

Donner und Blitz
Macht schlechten Dunst zu nichte;
Spott und Witz
Fährt über Narren und Wichte.

2.

Erkenne, wie die Wesen alle
Ein mächtigstes Gesetz bezwinge:
Krystalle schließen an Krystalle,
Es reih'n am Baum sich Ring' an Ringe.
Das ist ein festgeregelt Werden,
In dem sich Kräfte bunt verzweigen.
Am Ende ist doch dies auf Erden
Die Macht, vor der sich Alle beugen.
Was rettet dich vor ihrem Willen,
Willst du nicht lauschen, nicht verstehen?
Du mußt sie achten, sie erfüllen —
Und sonst durch sie zu Grunde gehen.

3.

Bei Katholiken und Protestanten,
In allem Staats- und Kirchenwesen
Hat's seine Ecken und seine Kanten;
Ist von je nicht anders gewesen.
Ich lass' ihnen die Ecken gelten,
Nur sollen sie mir meinen Kern nicht schelten!

4.

Humor des Zufalls, göttlicher Verächter
Des schalen Schlendrians, wen mahnst du nicht?
Wie schlägst du mit unsterblichem Gelächter
Der dummen Wirklichkeit in das Gesicht!
Ha, so gefällst du mir; in dieser Lache
Des Hohns, welch' ein herzinnig kalter Trotz!
Du bist die rechte Nahrung, Rache, Rache,
An jener ganzen Gilde des Complotts.
Vergleich war Sünde, jetzt hab' ich gebrochen,
Und du krönst mit dem Lorbeer diesen Bruch.
Recht so, der Kranz, den du mir zugesprochen,
Der werde jenen denn dereinst zum Fluch!

5.

Tod und Teufel! Paar, verdammtes!
Nun, wo treibt ihr euch herum?
Geht und thut, was eures Amtes,
Holt das Individuum!
Tod und Teufel! dann gepriesen
Seid ihr mir wie wahre Götter,
Denn wer rettet' uns vor diesen,
Wär't ihr beide nicht die Retter!

6.

So wisset denn und seid gewiß,
Daß Gott der Herr sich martern ließ,
Auf daß all' die guten Christen
Gebahnten Wegs zum Himmel eingeh'n müßten;
Ingleichen, daß, wer nicht gewaschen ist
Vom Unflath, von dem angestammten,
Unfehlbarlich verloren ist,
Von vornherein gehört zu den Verdammten.

7.

Alle suchen es im Weiten. —
Glücklich, wer das Heute kennt!
Glücklich, — nicht zu selt'nen Zeiten, —
Sei's in jeglichem Moment!

8.

Ohne Willen, wider Willen
Liebe wächst erst recht im Stillen.
Wolltest du es auch verhüten,
Treibt sie dir nur stärk're Blüthen.
Laß sie nach Gefallen keimen,
Sie trägt dich zu Himmelsräumen.

9.

Welch ein himmlisches Vergnügen
Mag im Mutterherzen klingen,
Sieht in solchen holden Zügen,
Sie ihr Wesen sich verjüngen.

10.

Und da soll ich dich nicht schelten?
Was du oft dir vorgenommen,
Ist dir stets abhanden kommen.
Soll es dennoch einmal gelten,
Mußt du denn bei allen Teufeln
Schwören, daß du willst entsagen
Diesem Schaudern, Schwanken, Zagen,
Diesem wunderlichen Zweifeln.
Ausgedacht und Schluß gefaßt,
Ob sie flüstern, ob sie schimpfen! —
Wenns in ihren Kram nicht paßt,
Mögen sie's benasenrümpfen.

11.

Tüchtig Handeln, ernstlich streben,
Und so läßt sich's freudig leben.
Mußt die Andern lassen gelten,
Ob sie loben, ob sie schelten:
Schritte ruhig vorwärts richten,
Auge fest zum Ziel gespannt,
Und den Narren und den Wichten
Nur den Rücken zugewandt!

12.

Doppelt wirst du ihn empfinden,
Mußt den Aerger du verwinden,
Darfst ihn keck heraus nicht sagen —
Nun, dies Blatt muß ihn ertragen.

13.

Herwärts und hinüber zanken
Sich erbärmliche Gesellen;
Zwar sie nennen es Gedanken,
Doch man höret nur die Schellen.

Laß sie zanken, laß sie streiten,
Laß sie zerren, laß sie drängen,
Nur an solchen Kleinigkeiten
Können arme Seelen hängen.

14.

Du wirst nicht groß, wenn du nicht auf dich selbst vertraust,
Du wirst nicht groß, wenn du nur auf den Nachbar schaust,
Wenn du nicht Quellen aus der eignen Seele gräbst,
Und dein bewußt nach eig'nem Geiste lebst!

15.

Denk', was du erringen möchtest gerne,
Nicht als unerreichbar Unerreichtes:
In der Nähe blüht es; — in der Ferne
Dir für Aug' und mattes Herz erbleicht es.

16.

Sieh in der träumenden
Knospe, der keimenden,
Liegt schon die Farbe
Der Blüte bereit. —
Und der Vernünftige
Sammelt die künftige,
Winkende Garbe
Zur rechten Zeit.

17.

Dulde Seele, Leid und Wunden,
Bis die Zeit sie überwunden.

18.

Sieh', das ist die beste Eile:
Daß man nichts verschiebe,
Daß nichts unvollendet bliebe,
Weile in der Eile, weile!

19.

Gieng's nicht närrisch auch zu Zeiten,
Gäb' es rings nur ernste Falten;
Immer unter klugen Leuteu
Wär' es gar nicht auszuhalten.

Denkt, es gienge alles eilig,
Und es käme jeder recht,
Wäre das nicht ganz langweilig,
Wär' das nicht abscheulich schlecht?

20.

Manchmal was verkehrt zu machen,
Gibt dem Rechten erst den Schein.
Keiner gäbe was zu lachen,
Wollte jeder ernsthaft sein.

21.

So lang du noch zu wählen hast,
Was willst du lange forschen? —
Geh, halt' dich an den grünen Ast,
Nicht an den alten morschen!

22.

Kunst der Töne, Heil! Vom Himmel oben
Stammst du, einer der verborg'nen Schätze,
Durch des Genius Schöpferkraft gehoben,
Daß das Menschen Herz daran sich letze.

Daß es sich durch sie im Flug entführen
Ueber alles Erdenleben lasse,
Daß es diesen Boden wohl verlieren
Mög', doch höher oben Boden fasse.

Vermischte Dichtungen.

Der Parnaß.

Welch ein Zudrang zum Parnasse!
Wie mit Weisen ist, mit Narren
Dicht gefüllt die enge Gasse,
Daß ich hier muß unten harren!

Was ich schau auf diesen Wegen,
Kann ich eben groß nicht achten,
Staubes seh' ich viel erregen,
Seele mag hier fast verschmachten.

Laß sie nur sich drängend jagen,
Wandle du auf eig'nem Steige.
Sing' und brich dir zum Behagen
Grün zur Seite frische Zweige.

Meine Muse.

Frischer Drang, beglückte Wendung!
Nebel rings ist denn zerronnen; —
Und es reißt mich zur Vollendung
Dessen, was ich längst begonnen.

Wo des Trubels Flügel schwirrten,
Blieb mein Geist so manchmal hangen —
Holde Muse, den Verirrten
Hast du endlich eingefangen.

Welche Wonne! Leise — stille —
Quillt aus ihrer Lustumarmung;
Tiefern Lebens Ueberfülle
Wirkt mir innigste Erwarmung.
Und so schwelg' ich im Arome,
Fühlen kann ich's — kanns nicht denken!
Ja! in diesem Wonnestrome —
Könnt' ich d'rin mich ganz versenken!

Trifolium.

Wir rufen gern die heitern Bilder
Des eig'nen Lebens uns zurück,
Und alles zaubert klar und milder
Der Dichtung Strahl dem frohen Blick.

Das Lied mag alles frisch gestalten,
So daß wie Harmonie es klingt,
Und daß das Neue mit dem Alten
Vom Herzen zu dem Herzen dringt.

Doch daß sie jetzt und immer rühren,
Und jedem wie sein eigen sind,
Muß Liebe hier das Scepter führen,
Des Menschen süßes Herzenskind.

Lied vom deutschen Burschen.

Nicht wer des Burschen Namen führt,
Ist darum schon auch gut;
Wer Muth und Treu' im Herzen spürt,
Der ist aus deutschem Blut.

D'ran, ob er Bursch, Philister heißt,
Hab' ich mich nie gekehrt;
Er ist einmal ein tücht'ger Geist,
Und ist mir darum wert.

Da kommt ein kecker Lump daher
„Weicht aus ihr, bin ein Borsch!"
Ist leer im Kopf, im Herzen leer,
An Leib und Seele morsch.
Wer's nicht in seinem Innern trägt,
Dem gibt's der Name nicht
Und hat er sich gleich aufgelegt,
Er ist und bleibt ein Wicht. —

„Ich bin ein Bursch". Ein kräftig Wort;
Es klingt die Deutschheit 'raus,
Und so ist's auch an keinem Ort,
In Deutschland nur zu Haus. —
Der Deutsche ringt nach Geisteskraft,
Ist muthvoll und ist brav,
Das ist die echte Burschenschaft;
Das heißt, er ist kein Sclav'!

Die Freiheit ist des Burschen Braut,
Doch ehrt er das Gesetz,
Und g'raden Sinnes schmäht er laut
Flachköpfiges Geschwätz.
Nicht in des Aufruhrs dunkler Nacht
Pflanzt er den Freiheitsbaum,
Nur durch des Wortes ew'ge Macht
Schafft er der Wahrheit Raum.

Wer von der Wahrheit Zeugniß giebt,
Ob's rings um ihn auch bricht:
Ein Bursch ist's, der sein Deutschland liebt
Ihn schreckt das Drohen nicht.

Doch Schande jener feigen Schar
Die hin zum Throne kroch:
Die kleine Schaar, die muthig war,
„Die sieben“ leben hoch!

Studentenlied.

Einer:

Was ist's, was uns zur Freude ruft?
Was feurig in uns brennt?
Was reißt uns aus der Mauern Gruft
In's freie Element?
Die Jugend ist's, die in uns braust,
Der frische Muth, der in uns haust,
Der freie Sinn, der in uns flammt,
Vom deutschen Hermann angestammt.

Chor:

Das fühlt der Bruder Studio
Und schert sich nicht darum,
Ob krächzend auch ein Mordio
Schreit das Philisterthum.

Einer:

Im Freien ist's dem Freien wohl,
Nicht in der Städte Qualm;
Er freut sich, wie er immer soll,
An jedem Baum und Halm.
Da weht ihn Gottes Odem an,
Da hebt sein Geist sich himmelan,
Da ist sein Herz von Lust geschwellt,
Denn ihm gehört die ganze Welt!

Chor:

So meint's der Bruder Studio
Und schert sich nicht darum,
Ob krächzend auch ein Mordio
Ruft das Philisterthum.

Einer:

Und wie er liebt, was lebt und webt
Und kräftig treibt und wächst,
So haßt er, was am Staube klebt
Und sich im Staub' verkleckst.
D'rum Schmach dem Weichling, dem die Kraft
Im trägen Busen feig erschlafft,
Er ist kein Mann, er ist ein Knecht,
Und was er thut, gelingt ihm schlecht!

Chor:

So schilt der Bruder Studio
Und schert sich nicht darum,
Ob krächzend auch ein Mordio
Ruft das Philisterthum.

Einer:

Und wenn ein Geck im feinen Frack,
Balsamisch parfümiert,
Die linke Hand im Hintersack,
Die Gassen abstolziert;
Und wenn's den Narren nicht verdrießt,
Daß nach der Mod' den Schritt er mißt:
Ei nun! er ist ein armer Wicht,
Wir kümmern um den Gauch uns nicht!

Chor:

So höhnt der Bruder Studio
Und schert sich nicht darum,
Ob krächzend auch ein Mordio
Ruft das Philisterthum.

Einer:

Wir lieben nur den tücht'gen Geist,
Der bieder ist und g'rad.
Wer frei sein liebes Deutschland preist,
Ist unser Kamerad.

Doch lustig auch, das muß er sein,
Ein wack'rer Bursche obendrein.
In dem nach Wahrheit Durst sich regt,
Und der nach Mannesart sich schlägt.

Chor:

So hält's der Bruder Studio
Und schert sich nicht darum,
Ob krächzend auch ein Mordio
Ruft das Philisterthum.

Einer:

Und wenn es dann zu Thaten kömmt,
Da ist er gleich bereit,
Das Herz vom Muth gleich überströmt
Dem braven Sohn der Zeit.
Im Ganzen schlicht, im Halben nichts,
Dem Finstern gram, ein Freund des Lichts.
An Frohsinn und Begeist'rung reich,
Ist er dem König Crösus gleich.

Chor:

Das ist der Bruder Studio,
Der nichts darum sich schert,
Ob krächzend auch ein Mordio
Philisterthum ihm plerrt.

Heilige Liebe.

1835.

Welch ein Bild! Wie lieblich und schön! Das schönste im Leben
Hab' ich heute geseh'n: freudig erbebte die Brust.
Um den Nacken der Mutter schlang das Kind seine Aermchen,
Lächelnd drängt sich's heran liebenden Ungestüms.
Und mit glühenden Küssen bedeckt es die lieblichen Wangen
Und den blühenden Mund und die erheiterte Stirn.

Schwelgt und kost beglückt in dem heiligen, süßesten Triebe,
Diese erquickende Gluth kannte nicht Grenzen noch Maß.
Wie zwei Tropfen des Thau's in dem blühenden Kelche der Rose
Schmelzen zu Einer Perl', glänzend und lieblich und klar:
Also schmolzen in Eines die zärtliche Sorge der Mutter
Und die Liebe des Kind's, die so vertraulich sich regt.

Kindesunschuld.

Kommt und laßt in eure klaren
Augen mich, o Kinder, seh'n; —
Und so ist's im wunderbaren
Zauber, fast um mich gescheh'n.

Dünkt es mich doch fast, als wär ich
Ganz dem Erdenkreis entrückt;
Und so schau' ich und so hör' ich,
Was die Seele rein entzückt.

Fühlst du, wie der namenschöne
Weiche, reine Sphärenklang
Sich um Leontin', Irene,
Laura, Seraphine schlang?

O, wie selig, wenn die Kleinen
Mir so gut und freundlich sind,
Unter solchen Unschuldreinen
Wird der Dichter selbst ein Kind.

Mit den Kindern Kind zu werden,
Welch ein köstlicher Gewinn!
Tiefer Himmel schwebt zur Erden,
Erde strebt zum Himmel hin.

Mutterklage.

1834.

Fließe, Thau der Wehmuth, fließt ihr Thränen
Auf den kalten Marmorstein herab,
Wo der Engel schlummert, dem mein Sehnen
Liebend folgt ins dunkle, stille Grab.

Wie die Blumen blüh'n und bald verwelken,
Sank'st du holde Blüthe, theures Kind!
Wie der Frühling lieblich junger Nelken,
So verschwand auch deiner zu geschwind.

Ach! zerrissen hat der Tod die Bande,
Und geknickt die Knospe schon im Keim;
Fort bist du in unbekannte Lande,
Und zur Mutter Erde giengst du heim.

Ruhe Kind im düst'ren Erdenpfühle!
Engel, hold, vom Himmel sieh' herab!
Sieh, mit innig tiefem Schmerzgefühle
Netzt mein Aug' mit Thränen hier dein Grab.

Die arme Fremde.

Leute, wollt euch mein erbarmen,
Seht mich hier mit meinem Kind!
Ach, warum sind wir die Armen? —
Daß die Reichen Reiche sind?
Matt und schwach sind meine Glieder,
Schwächer noch mein armes Herz,
Und zur harten Erde nieder
Ziehet mich der herbe Schmerz.

Nach Erquickung lechzt die Zunge
Wie das Leben nach dem Licht,
An der Brust der arme Junge
Oeffnet seine Aeuglein nicht.

In des Lebens ersten Tagen
Leert des Leidens Trank er aus,
Könnt' ich doch den Liebling tragen,
In ein traulich Vaterhaus!

Ueberall bin ich die Fremde,
Meiner wird man nirgends froh,
Zu dem Weib im rauhen Hemde
Spricht man freundlich nirgendwo:
„Komm, du Arme, in die Hütte;
Weile hier zur süßen Rast,
Spar' das Weinen, spar' die Bitte,
Sei du uns ein lieber Gast!"

Könnte man die Herzen wägen
All' der Menschen insgesammt,
Wo denn doch mit höhern Schlägen
Rein're Menschenliebe flammt!
Manche würden aufwärts schlagen,
Die da glüh'n in Lust und Scherz
Und ich muß den Schein ertragen:
Schuldig ist des Armen Herz.

Schöne Frauen geh'n vorüber,
Hören nicht mein bitt'res Ach!
Und die Herrlein fliegen lieber
Den geschmückten Mädchen nach.
Leute, habt ihr kein Erbarmen
Mit dem Weib und seinem Kind?
Sind nur darum wir die Armen,
Daß die Reichen Reiche sind?

Der Jesuit und die Liedertafel.

Das Wort ist todt, das freie Lied gekettet,
Der alten Zeiten unheilschwang're Nacht
Hat mit dem jungen Morgenstern gewettet,
Daß ihr in diesem Lande bleib' die Macht.

Soll sie gewinnen? Nein, d'rum auf, ihr Brüder,
Im Liede singt, was man nicht sagen kann, —
Den Hahnenschrei, die Nachtigallenlieder
Vertilgt kein Jesuitenbann!

Wenn sie euch hören, ihre bleichen Wangen,
Sie werden fahler, werden bleich, wie Lehm;
Das Lied ist licht; wo Lichter aufgegangen,
Da flüstern sie ihr strafend Anathem.
D'rum haßten sie den Frühling und den Morgen
Und jede off'ne Menschenbrust, warum? —
Sie halten ihre Feinde d'rin verborgen
Wie in dem Roß von Ilium!

Sie wissen, daß die Berge sie nicht wollen,
Sie fürchten der Lawinen Donner nicht;
Sie wissen, daß die Fichtenwälder grollen,
Doch keine Angst entheitert ihr Gesicht.
Sie wissen, daß in jeder keuschen Seele
Der Haß erstarkt an ihrem Uebermuth,
Sie ändern keinen Ton in ihrer Kehle,
Sie schneiden keinen Zoll von ihrem Hut.

Wo waren sie, als aus den Feuerröhren
Der Funke blitzte, und die Kugel pfiff,
Als unser Adler, satt des Grüns der Föhren,
Nach einem Zweig des Lorbeerbaumes griff.
Tiroleradler, nicht vom Gletscherglanze,
Auch nicht von Wein, von Feindesblut,
Du bist so roth aus Scham, daß statt dem Kranze
Du tragen sollst den Jesuitenhut!

Als aus der grünen Heimat seiner Höhen
Der Zillerthaler schied, verfehmt, verbannt,
Als nach den Bäumen, die auf Bergen stehen,
Zum letztenmal er grüßend hob die Hand.

Da schlich's herein, ein Par mit sanften Augen; —
Nichts gattet sich so schnell, mehrt sich so stark,
Als Ungeziefer — seht jetzt Scharen saugen
An Weiberherzen und an Männermark!

Seid klug, wie sie; doch müßt ihr Masken tragen,
Die Nacht taugt für den Mummenschanz, zu früh
Ist's noch zum off'nen Kampf, es will nicht tagen,
Der Freiheit süße Braut, die Poesie,
Ist noch ein Kind und tändelt mit den Sternen;
Nützt wohl die Zeit, bis sie zum Tag erwacht,
Und habt Geduld: auch junge Lerchen lernen,
Und helle Rosen knospen in der Nacht.

Das Gericht.

Wer war's, den man zu Grabe trug? —
„Ein feiger Schurk voll Trug und Lug!
Mit seinem Leben kargt' er sehr,
Allein mit seinem Golde mehr.
Sein Gott lag ihm im Geldessack,
Sein schnödes Herz in Lüsten stack.
Das machte rege seinen Witz,
Bald hatt' er alles im Besitz;
Damit errang er einen Stern . . .
Daher der Leichenpomp, ihr Herrn!" —

Wen scharrt ihr auf der Heide ein? —
„'nen braven Mann, gar treu und rein!
Der hatt' des Lebens Nichts erfaßt,
Der Menschen Thorheit ward ihm Last.
Er dachte sich, ich mach' mich frei,
Und gab den Tod sich ohne Scheu.
Und weil's die Menschen sehr verdrießt,
Daß der sich selbst Befreier ist,
Verdammt den Leichnam das Gericht —
Und legt ihn zu den Vätern nicht!"

Lied von Lord Byron.

Ich wollt' ich wär' ein sorglos Kind,
Still wohnend in des Hochlands Kluft,
Und dringend frisch durch Well und Wind
Und streifend durch des Waldes Gruft.
Des Sachsen Stolz und schwere Pracht,
Sie paßt nicht für des Freien Herz;
Der liebt des Berges fels'gen Schacht,
Wo Wellen stürmen klippenwärts.

Fort mit der Bildung eitlem Tand!
Ist sie ein leerer Schall denn nicht?
Ich haß' den Druck der Sclavenhand,
Den Sclaven haß' ich, welcher kriecht.
Führt mich zurück zur Felsenschlucht,
Die furchtbar dröhnt zum Meergebraus,
Nur dies allein mein Sehnen sucht:
Der Jugendspiele hehres Haus.

Kurz war mein Leben — dennoch fühl'
Ich, daß die Welt für mich nicht ward;
Warum, ach, birgt des Daseins Ziel
Ein Schatten in die Gegenwart?
Im Schlummer ward mir einmal nur
Ein göttlich Traumgesicht erhellt;
Was zeigtest du mir, ach, die Spur
So unerreichbar schöner Welt!

Ach! die ich liebte, sind dahin;
Bin freundlos worden allerwärts,
Sieht's auch die letzte Hoffnung fliehn,
Wie freudlos ist's verwaiste Herz.
Die Bruderschaft beim Rebenblut,
Ob sie auch bannt des Unmuths Joch,
Ob Lust auch regt den trunk'nen Muth,
Das Herz, das Herz — ist einsam doch.

Wie toll, wer sich mit solchen eint,
Die Macht und Reichthum, Zufall, Rang,
Obgleich sie weder Freund noch Feind,
Zu Brüdern macht beim Rundgesang.
Ein wenig, ach, gib nur zurück
An Jahren und Gefühlen mir,
So wend' von diesen ich den Blick:
Ist doch nie wahre Freude hier.

Und, Mädchen, lieblich Mädchen fein,
Mein Trost, mein Hoffen, meine Welt,
Wie kalt muß nun mein Busen sein,
Wenn deines Lächelns Werth nun fällt.
Ach, ohne Seufzer gäb ich's hin
Dies Sein, in dem nur Elend weint,
Um in des Friedens Land zu flieh'n,
Das Tugend kennt — zu kennen scheint.

Vom Menschen nähm' ich gern die Flucht,
Obgleich mein Herz nur weint, nicht haßt;
Es sucht die Brust die dunkle Schlucht,
Wo Nacht zum düstern Geiste paßt.
O, wer da Schwingen gäb' für's Herz!
Wie's Täubchen fliegt dem Neste zu,
So ging mein Fliegen himmelwärts,
Hinweg von hier zum Ort der Ruh'. —

Auf einen Schädel-Pocal geschrieben.

Nach Lord Byron.

O schaud're nicht! Nicht floh mein Geist
Aus mir, obgleich ich ein Pocal;
Bewund're mich! Was aus mir fleußt,
Das ist nie abgeschmackt und schal.

Ich wußte froh wie du zu nippen;
Ich starb, das Grab hat meine Knochen.
Trink' zu, der Wurm hat faul're Lippen,
Der nagend mich im Grab bekrochen.

Ich will doch lieber sein ein Becher
Für gold'ner Trauben Purpurnaß
Und mit der Götter Trank die Zecher
Erfreu'n, als Maden sein zum Fraß.

Wo einst vielleicht geglänzt mein Witz,
Mehr' ich jetzt And'rer magern Schatz,
Wenn unser Hirn räumt seinen Sitz,
Bleibt Wein der tröstlichste Ersatz.

Trink', weil du's kennst! Denn And're kommen
Nach dir, die dich vielleicht nicht lassen
Im Grabe, das dich aufgenommen,
Die mit den Todten reimend spassen.

Warum auch nicht? Im Leben richtet
Doch unser Kopf viel Unheil an,
Wie gut, wenn er, eh' ihn vernichtet
Der Moder, nützlich sein noch kann.

Das Auge.

Es steht, daß er sein Werk beginne,
Der Maler vor der Staffelei,
Ein Bildniß schwebt vor seinem Sinne,
Und malen will er's gut und treu.

In raschen Zügen, fest geleitet,
Ist bald des Grundes Raum begrenzt,
Und wie die Hand darüber gleitet,
Hat sich des Bildes Form ergänzt.

Ein schöner Kopf, im Morgenlichte,
Die Formen weich, die Linien rein,
Und was so klar im Angesichte,
Mag wohl der Hauch der Unschuld sein!

Von ros'ger Farbe holdem Truge
Erblüht die Wange jugendwarm,
Und von des Nackens edlem Buge
Neigt sich zum Schooß der schlanke Arm.

Doch scheint es noch wie eine Skizze; —
Nun malt er schönes Augenpaar,
Und mit des Geistes Sonnenblitze
Erwacht das Leben himmelklar.

Den Geist gibt nur das Aug' zu lesen,
Das Aug' der Schönheit ist Gemüth,
Gemüth, wodurch der Frauen Wesen
Allein bezaubert, nie verblüht.

Nun soll er auch sein Urbild nennen!
Er schweigt. — Wer weiß es, wen er meint? —
Doch wolltest du dich selbst erkennen,
Ich glaube kaum, daß er's verneint.

Der letzte Sprung.

Unter dem Waldesdunkel, da steht ein Fels am Rhein,
Hängt über dem Wellengefunkel tief in die Fluth hinein,
Da stand ein alter König, die Seinen herum im Hauf,
Es rauscht gar wundertönig ihm von den Wogen herauf.

„Das Schwert kann ich nicht mehr schwenken, es zittert die alte Faust,
Das Pferd kann ich nicht mehr lenken ins Thal, wo die Schlacht erbraust;
Mit dieser blanken Wehre ich manchen Kampf bestand,
Sie bracht' mich zu Sieg und Ehre und meine Feind' auf den Sand.

Hier steh' ich und kann mich rühmen als unbezwung'ner Mann,
Und solches mag sich ziemen für den, der's mit Wahrheit kann.
Stets wachsam waren die Blicke und fest der Fuß, der nie wich,
Bis mich jetzt mit lauernder Tücke das blöde Alter beschlich.

Doch nimmer will ich's dulden, und herrlichen Heldensang
Soll mein Volk mir schulden, wenn ich auch dieses bezwang."
So rief er streng und leerte den letzten Becher der Greis
Und schwieg, bis er wiederkehrte in seine Hand aus dem Kreis.

Da warf er mit mattem Schwunge Becher und Schwert in den Rhein,
Und mit dem letzten Sprunge stürzt er sich selbst hinein.
Die silbernen Locken flogen und schwebten über der Fluth,
Und Schilf schwankt noch auf den Wogen, wo still der König ruht.

An Judaros.

I.

Vor zwei Jahrtausenden Besitz von den Altären
Ergriff der Eine, der da ist ein Gott für Alle;
Mögt ihr den Stammbaum leiten bis zum Sündenfalle,
Mögt ihr in Demuth nur des Vaters Namen ehren.

Vor diesem Herrn der Schaaren, vor dem allzeit hehren,
Erhebt sich mächtig groß der Menschen Ruhmeshalle,
Entfaltet sich Gesittung auf dem Erdenballe,
Erwachsen Geistesschätze, die sich täglich mehren.

Da kommt denn aus dem Orient uns eine Rotte
Mit dem aparten Gott für die, die Abrahamen,
Isaak und Jakob unter ihre Väter zählten.

Als wär' ihr eig'ner Gott mit ihnen im Complotte,
So saugen sie am Völkermark in seinem Namen;
„Jehova" schuf die Welt für „seine Auserwählten".

II.

Nicht als Prophet kam Israel in uns're Mitten,
Sein Heil zu künden. Hätt' ihm das doch müssen schmälern
Jehova's Erbe. Auf den Bergen wie in Thälern
Ist es in and'rer Sendung ringsumher geschritten.

Erst haben sie das kleine Ding, das Gold, beschnitten;
Dem Dieb und dem Betrüger wurden sie zu Hehlern;
Dem Niedern Trödler; Kammerknechte den Befehlern,
Und häuften Wucherschätze, wenn die Völker litten.

Nun, sagen sie, ist's Zeit, des Säckels sind wir Meister,
Jehova hat erhört die Bitten, uns're heißen;
Gepriesen sei sein Name in den Synagogen.

Was harren wir auf einen Heiland noch der Geister?
Der Mammon ist Messias, der uns ward verheißen,
Und Talmud und Rabbinen haben nicht gelogen.

III.

„Ihr Fürsten von Europa höret! kann's euch nützen,
Daß wir noch immer unter eurem Fußtritt beben?
Wie möchten dankbar wir euch zu gefallen streben,
Auch wohl euch in Finanzbedrängniß unterstützen.

So laßt uns auch mit an den grünen Tischen sitzen,
Wo jene sind, die da dem Staat Gesetze geben,
Wir wollen Richter sein auch über Tod und Leben,
Regieren mit der Börse und mit Federspitzen." —

Entfesselt sie, so sprechen dann die leicht Bethörten,
Werft ab das Vorurtheil, um eure Schuld zu sühnen,
Und lass't sie endlich frei, die lange schwer Geprüften.

Sie sind verderbt, nur weil sie nicht zu euch gehörten;
Verächtlich, weil die Menschen ausgespuckt vor ihnen,
Und nicht weil sie sich in dem eig'nen Gift vergiften!

IV.

Da ist's, das exclusivste Stück der Weltgeschichte!
Ein Volk, noch auf dem Fleck, wie vor dreitausend Jahren.
Wohl hat es manche bitt're Lehre schon erfahren,
Allein am blöden Starrsinn ward sie stets zu nichte.

Die Menschheit nicht, nein, mit dem ganzen Vollgewichte
Ist über es das schwere Rad der Zeit gefahren.
Warum fällt's in die Speichen ihm? — Und an den Haaren
Wird's fortgeschleift, verurtheilt vor dem Weltgerichte.

Nicht lassen will's vom Wahne, daß ein auserwähltes
Geschlecht bestehe, welchem Gott vom Anbeginne
Verheißen gold'ne Throne, die sie einst besteigen.

„Nicht gleich vor Gott seid ihr und Juda" — so erzählt es.
Theilnehmen will es zwar am Recht und am Gewinne
Der Zeit, doch nicht vor dem Gesetz der Zeit sich beugen.

V.

Geschäftig seh'n den Geist wir schaffen, bilden, streben
Und rastlos forschen nach Ideen — den Belebern
Der Welt, — die willig gern sich beugt Gesetzesgebern. —
So ist das Christenthum gekeltert aus den Reben

Der alten Welt, ein edler Wein, voll Geist und Leben;
Zurückgeblieben sind des Judenthumes Trebern. —
Das alte Rom und Griechenland — aus ihren Gräbern
Sah'n wir sie durch den Christengeist verjüngt sich heben.

Nun aber drängen sich die Trebern zu dem Spunde,
In Einem Fasse wollen sie mit reinem Weine
Sich mischen und den Trank dem Geist der Zeit credenzen.

Nein! Lass't zu Grunde geh'n das Faule und Gemeine,
Verderbt mit Unrath nicht geläuterte Essenzen,
Sie werden ausgespieen sonst von Gottes Munde.

VI.

Was haben wir mit jenem Gott, dem sittenlosen,
Zu schaffen, der parteiisch, zornig, rachesüchtig,
Ein wüthender Zelot, regiert? — Wie ahnet richtig
Des Volkes Sinn, daß jene, die im Munde Mosen

Und die Propheten führen, diese so wie Mosen
Mißbrauchen, um dem Geiste, dem sie dienstespflichtig,
Zu widerstreben. Doch ihr Widerstand, wie nichtig!
Vermag zu mäkeln nur an den verdienten Loosen,

Zu ändern nichts. — Wir müssen das Verkehrte ächten,
Denn Schonung ist Verrath am Wahren und Gerechten.
Sie können vor sich selber sich nicht anders retten,

Als daß sie zu dem Banner des Jahrtausends treten.
Und ihre besten Söhne möchten Thränen weinen,
Daß dies nicht schon der Vater that mit all' den Seinen.

VII.

Wo ist der starke Geist und Wille uns'rer Alten?
Habt Acht, daß keine Mitleidsthrän' im Aug' euch schimmert,
Wenn blöder Hochmuth in den eig'nen Ketten wimmert.
Ein weltgeschichtlich Recht ist's, männlich festzuhalten

Und Streiche zu verdoppeln, die dem Schlechten galten.
Mattherziges Geschlecht, was zweifelst du bekümmert?
Noch hast du ja die große Lüge nicht zertrümmert,
Und willst mit diesem Stück der Lüge Frieden halten?

So wiss't, daß jene längst das Recht der Zeit genößen,
Wenn sie vom Geist der Zeit sich selber aus nicht schlößen,
Wenn sie mit ihrer alten Selbstsucht brechen könnten.

Zur Stunde, da sie redlich sich zu uns gekehret,
Ist ihnen volles Maß des gleichen Recht's gewähret;
Sie hätten's lange schon, wenn sie sich's selber gönnten.

Ulrich Hutten.

I.

Die Erde schließt sich; ich hab' Platz genommen,
Den letzten, wo man sich nicht gerne rührt. —
Wohlan! So ruft dir Hutten selbst willkommen,
Im engen Haus dein eig'ner Gast und Wirth.
Hier kannst du hoffen, daß du ungehetzt
Magst der Gedanken stillem Wachsthum sinnen.
Welch' Glück! Wohin ich sonst den Fuß gesetzt,
Da trieben neue Feinde mich von hinnen.
Zwar hab' ich Feinde immer nur verachtet,
Hab' meines Weg's gerad' zu geh'n getrachtet,
Denn, wer der Feinde Lauerkünste scheut,
Der bleibe still zu Haus, er kommt nicht weit.

II.

O namenlose Sehnsucht! lieber einen Sturm
Des Lebens zu ertragen frei und ungebeugt,
Als müssig sich im Staub zu winden wie ein Wurm.
Du hast ja manch' ein Bild der Größe mir gezeigt.
Gestalt' es warmdurchglüht, daß es wie lebend haucht;
Wie's aus der Phantasie bewegten Wogen taucht,
So sei's in finst'rer Nacht ein leuchtend hehrer Thurm,
Sei Thatenwecker, wenn sich müd' die Seele beugt. —
O namenlose heil'ge Sehnsucht! in das Heil
Des Vaterlandes, wie in seine Leiden ganz
Die volle Seele zu versenken, seinen Theil
Zu nehmen von den Dornen wie vom Siegeskranz.
Ein Völkerglück in seiner Brust zu hegen und
Auch laut es zu geloben in dem treu'sten Bund:
Mit ihm nur Leben oder Tod zu theilen, weil
Ein würdig Dasein nur in seines Ruhmes Glanz.

III.

Fühlst du den Flügelschlag geschickeschwang'rer Zeit,
Bebt wechselnd nicht dein Herz in Lust und Düsterkeit?
Wie, bebt es nicht, wenn das Bewußtsein dir erwacht:
Bist nur ein herbstlich Laub für die Verhängnißmacht.
Sie rauscht dahin, sie faßt dich, führt dich wirbelnd fort,
Weg ist dein Leben und verschollen wie ein Wort!
Es hüllt ein Grab dich ein und unergründlich breit
Wälzt ein Jahrhundert über dich Vergessensnacht. —
Wie, faßt dich nicht entzückend Jubelleidenschaft,
Wenn in der Seele eine Gottesstimme sagt:
Von allem Großen ist der Born die Willenskraft,
Und ewig ist es, was ein Mann begeistert wagt!
Da strömt er hin, der Thaten grenzenloser Strom,
Unsterblichkeit, o glaub' es, sie ist kein Phantom;
Und Männer gab es, deren Dasein riesenhaft
Aus längst verschwund'ner Zeiten wilder Brandung ragt.

IV.

Europas Herz ist aus dem schweren Traum erwacht,
Der, lange still gehegt, sich endlich klar gemacht,
Es wendet sich das Aug' zum Haupt des alten Teut,
Der, wolkenhaft umwallt, hinherrschet weit und breit.
Da sehen unser Volk wir, Stamm an Stamm gereiht;
Es blickt mit Freudenschauern zu des Bildes Pracht,
Dem Werk des Brudersinns, in schlimmer Zeit bewährt
Und nun zur reingeprägten Kunstgestalt verklärt. —
Der jugendliche Held steht auf dem Felsenbord,
Der sein gewaltig Schwert hoch in die Wolken hält,
Er zeigt's dem Ost und West, er zeigt's dem Süd und Nord;
Denn diese Spitze ist der Mittelpunkt der Welt.
Von hier aus hat sich der Germanen Lebensstrom
Gewälzet, überfluthend das besiegte Rom. —
Hier fällt der Schlag und des Geschickes Würfel fällt,
Und sieh', die Herrschaft ruht im deutschen Schwert und Wort!

V.

Und sieh', es ringt das Vaterland sich aus dem Traum,
In dem nach langem tausendjähr'gen Siegestag
Es krafterneuernd still in sich versunken lag.
Es graut der zweite Tag des Siegs, ein gold'ner Saum
Glänzt schon am Morgenhimmel, nicht zersplittert mehr
Erscheint das Licht ins nächtig bleiche Sternenheer;
Und Eine Sonne steigt empor am Himmelsraum,
Seit sich mein starkes Volk als Eines fühlen mag.
Doch sage noch, was thut den deutschen Männern noth?
Erschütt're mächtig ihrer Seele tiefsten Born,
Damit zu aller schönen Kraft von echtem Korn
Aufschauernd auch die Eine grüßt das Morgenroth:
Der edle Stolz, der freudig auf sich selbst vertraut,
Der freie Trotz, der nicht auf fremdes Treiben schaut,
Gedankenvoll das ernste Haupt, mit frischem Zorn
Den Racheschlag der schmeichelnden Berückung droht.

VI.

Jetzt ist es Zeit, jetzt auf, o theures Vaterland,
Die Stimmen auf, die deinen tiefsten Sinn erkannt.
Wo ist das Grab des Mannes, der furchtlos und frei
Entschleiert hat scheinheilige Verrätherei?
Ein Geist, wie eine Flamme, die mit Zungen spricht,
Und wie ein Blitz, der rasch der Nächte Dunkel bricht;
Erweck' ihn, diesen, laß von seines Sarges Rand
Ertönen der Begeist'rung lauten Donnerschrei. —
Dort wo des Sees Brandung an die Ufer schlägt,
Das allgewaltig sich zu kühnen Gletschern thürmt,
Wo sich vor wälschem Truge deutsches Blut und Recht
Durch Bergesschutz und wack're Männerherzen schirmt;
Sieh dort ragt aus den Wassern ferne uferab
Ein Inselland, das ist des großen Mannes Grab;
Vertrieben von dem Land, das mächtig er bewegt,
Ruht er vom Kampfe, den er heftig durchgestürmt.

VII.

Ufnau, du Fels, dir mußte den verschloß'nen Schooß
Das Mittelalter öffnen, um da regungslos
Zu fesseln den Prometheusgeist, der reicher quoll
Vom Lebenswort, als er für matte Herzen soll, —
Du prunklos dunkle, unbemerkte, hehre Gruft,
Daraus der Geist des Herrlichsten der Todten ruft.
Zu dir bin ich gepilgert, still und schauervoll
Zu seh'n des Leichensteins dreihundertjährig Moos. —
Und als ich Abends schweigend an dem Ufer stand,
Und rings um mich Natur mit Wunderstimmen sprach,
Als langsam erst der Sonne Licht vom Himmel schwand
Und jetzt der Blitz aus schwarzgeballten Wolken brach,
Ergriff es mich mit wild dämonischer Gewalt:
Ha! banger Schiffer, stoß' vom Lande, sieh, es wallt
Begrüßend Wogenfluth herüber, stoß' vom Land!
Es schwirrt das Seil — und Wind und Wellen drängen nach.

VIII.

Welch ein Moment, als nun der Elemente Groll
Im See zu Füßen mir, sowie zu Häupten schwoll!
Wie? Zagt ich da? — Ich fühlte wohl, daß in der Brust
Der Strom des Lebens schneller vorwärts drang,
Doch mitten erst im furchtbar dräu'nden Wogengang,
Da ward ich neuer Kräfte innigst mir bewußt:
Ein stark Gemüth, es findet immer ahnungsvoll
In kühnem Wagniß Mannesstolz und Todeslust. —
Fahr hin, du Leben, das du auf den Wellen schwankst,
Und wenn du auch noch nicht des Glückes Becher trankst,
Nicht hast der Liebe Schau'r an seinem Rand geleert,
An theuren Lippen nicht in Wonne niedersankst.
Der Jünglinge, die wagen, was kein Gott verwehrt,
Gibt's mehr, und wenn du nicht, du selbst dein einz'ger Schutz,
Der ganzen Macht des Höllenabgrunds selbst zum Trutz
Die Bahn dir brichst, so bist du nicht des Lebens werth.

IX.

„Nicht was geschenkt dir ward, nur was du selbst errangst,
Das Leben, das du ab den Gegnermächten zwangst,
Gewähret erst des Daseins göttliches Gefühl.
Des schwachen Jugendzögerns hier bist du am Ziel!
Jetzt wirf ins Wellengrab die hoffnungslose Saat,
Vergangenheit umfaß' den Preis der ersten That —
Sie schließt die Welt dir auf — was ferner du erlangst,
Dein eigen ist's — erkämpft in diesem Wagespiel.
Das ist die sicherste der Hilfen, die nie trog."
So rief in Noth den wilden Trotz der Seel' ich an!
Und eine Woge um die and're Woge bog
In dräuender Liebkosung über meinen Kahn.
Nur Wasser, Blitz und finst'rer Himmel, doch kein Land,
Und einsam auf dem falschen Element. Hinan,
Hinab, so gings — jetzt kam die höchste, wie sie flog! —
Die ist dein Grab. — Doch nein! sie warf mich an den Strand.

X.

Ein Sprung, ich stand; doch schwankte noch der feste Grund,
Ich schwankte mit; ermüdet, kraftlos sank ich hin.
Was mich umgab? Ich weiß es nicht, doch dunkel schien
Es mir, als ob allmälig nun der Sternenbund
Und Mondlicht mit dem ruhig unbewegten Glüh'n
Halbleuchtend über einem stillen Grabe stund.
Mich trug ein harter Pfühl, ein Hügel und ein Stein,
Und schauernd an dem öden Orte schlief ich ein. —
Da war's unendlich still. — Was ferner nun geschah,
Noch denk' ich nach, war's wirklich oder war's ein Traum?
Und wär es nur geträumt: mir ist's in Wahrheit da.
Vertieft hinüberlebend, unterschied ich's kaum.
Mir wars, als wacht' ich in geheimnißvoller Gruft
An einem Sarge ernst und lautlos. Moderduft
Erfüllte schwellend diesen kühlen Erdenraum,
Und aus dem Sarge klang's, wie ferne Stimme ruft:

XI.

„Gebiete nur entschlossen: Thöricht Herz, steh' still! —
Und sieh', du findest deinem Sehnen ihn geneigt,
Der dir der Todten Schauerwelt enträthseln will.
Sieh' her, daß Ulrich Hutten in dem Grab nicht schlief,
Wenn auch Jahrhunderte schon seine Stimme schweigt,
Die unermüdlich einst zum Kampf im Leben rief.
Sieh' her, daß jener Nebel schwinde, welcher tief
Dein Aug' umwallt und dir die Welt im Dunkel zeigt." —

Da sprang der Deckel auf, und vor mir ringsumher
Lag ein Gewühl geschrieb'ner Blätter ausgestreut,
Und hingestreckt in ihrer Mitte ruhte er —
Die heilige Gestalt! Und tief bewegend, unbewegt
War des Gedankens ehern Diadem so hehr
Der männlich ernst gefurchten Stirne aufgeprägt,
Die Hand allein war frisch zum ewigen Dienst geweiht,
Daß sie im Grab den Todesschauern Worte leiht.

XII.

„Wer bist du, armer Sterblicher, daß dich's ergreift
Und du dich her zu längst vergess'nen Todten drängst,
Wo aus dem starrenden Gebein dich's überläuft?
Was ist's, das von der Erde Wanderung dich zieht,
Wo Alles doch im Licht so hell und farbig glüht,
Daß du dich warmen Bluts in Leichenkälte engst?
Und bangst du nicht, wenn du, ein schlagend Herz, dich denkst
Im Grabe, wo dein Blick nur über Todte schweift?

Doch nein, es faßt in sonnenloser Sphäre dich kein Grau'n,
Die Irrsal willst du flieh'n und weißt: die Todten schau'n,
Sie streben nicht, sie fühlen, leiden nicht, sie schau'n;
Von Lust und Klage fern, in ewiger Ruhe klar
Von keiner Sehnsucht mehr, von keiner Furcht verwirrt,
Nicht von Begeisterung bewegt, nicht von Gefahr;
Und wenn dir's mitten im Gewühl ums Auge schwirrt,
Geselle dich zu uns, zur schau'nden Todtenschaar!"

XIII.

Die Nacht hat lang gedauert, während ich am Sarge saß,
Versunken in den wunderlichen Blättern las.
Eins nach dem andern nahm ich auf und fühlte bang
Jenseit'ge Pracht, die an den Kern der Seele drang;
Sie währte, wie ein Abschnitt meines Lebens, lang!
Umwandelnd neu erschuf sich meines Daseins Grund,
Ich fühlte mich so freudigstark, so trotzigwund —
Erschütternd floß es von des todten Redners Mund. —

Ja, sie hat lang gedauert, diese Traumesnacht.
Als ich erwachte, war die Welt, die ich verließ,
Verwandelt, war der Feind in Schmach. Und, o wie süß
Ein Sang mir in millionenfacher Stimmen Macht
Entgegen klang! Mit kriegerischem Klange scholl's
Dem Feind im Westen zu. Ist's wirklich, ist's gewiß?
So ist zum Stolz des fürchterlich gerechten Grolls
Nun endlich doch das große Vaterland erwacht!

XIV.

Es ist nicht blos Erinn'rung, Mark der Seele ist's,
Das, neubelebet, That zu werden ringt;
Es ist der Ruf des Gottes, der die Kräfte wiegt
Im Kampf der Völker — daß die tiefstgeweckte siegt;
Der Geist, der schöpferisch durch düst'res Chaos dringt
Und plötzlich in Vollendung zu den Wolken fliegt;
Der Gruß der neuen Welt, ihr Manen Hermanns wißt's,
Daß sich daraus ein tausendjährig Leben schwingt! —

So fand ich's, als mein Auge wiederum empor
Zum Licht des Tages kehrte aus des Todes Thor.
Da lag nun das Gewühl der Blätter, die im Sarg
Der stumme Redner ferner Zeit verschlossen barg.
Ein herber Ton des Ernsts durchweht des Wortes Macht,
An Lebensfrohheit ist der Mund des Helden karg.
Doch scheltet nicht, daß ich's herauf ans Licht gebracht,
Es steigt ja alles Dasein uns aus Todesnacht.

Declamation

zu Beethoven's Musik zum Trauerspiele „Egmont“.

(Nach der Ouverture.)

Vernommen habt ihr die gewalt'gen Töne,
Die, einem größern Geiste beigesellt,
Ein großer Geist vor euer Ohr gezaubert:
Beethoven, Goethe wandeln Hand in Hand,
Ein Paar, wie ihr vereint wohl nie mehr schaut;
Und einen Helden gehen sie zu feiern —
Die ähnlichen — denn beide schufen gleich —
Egmont, den Mann der fernen Niederlande.
Nicht daß er war, wie staunend ihr ihn seht;
Ein Staatsmann war er und ein Hort der Schlacht,
Wie And're mehr. Sie aber zogen ihn
Empor in ihrer Geister Sonnennähe
Und strahlten über ihn das reinste Licht,
Daß, ein Verklärter, er die Zeiten lebt. —
So war's die Art der Kunst seit ihrem Morgen
Und wird es bleiben, bis ihr Abend graut. —
Besteiget denn, von Tönen hold geleitet,
Den Zauberwagen, der geflügelt naht;
Laßt euch von ihm in ferne Zeiten tragen,
Wo frisch der Sinn, verwegen war die That,
Und tretet schaudernd vor die ernste Bühne,
Wo Häupter fallen, Meinungen zur Sühne.

Der Vorhang rollt empor: ihr seid in Brüssel,
Vorm Thor der reichen, lebensfrohen Stadt. —
Ein Armbrustschießen feiern sie da draußen,
Der Bürgersmann hält mit und der Soldat; —
Der Jubel schließt vereinigend die Runde; —
Der Spott macht sich durch laute Schaaren Raum,
Die Keckheit hört erstaunt aus fremdem Munde,
Was sie gedacht und sich gestanden kaum.

Man schilt, man lobt, gibt zu, läßt sich's gefallen;
Den Herrschern wird das Beste zugetraut,
Doch scheint das Jetzt nicht hoch in Gunst bei Allen:
Wie priese sonst das Eh'mals man so laut!
Die Armbrust knackt; zwei Kreise! drei! getroffen!
Der Sieger wird glückwünschend schon begrüßt.
Da tritt noch Einer vor; ob kaum zu hoffen,
Hält er den Einsatz mit und zielt und schießt —
Rein Schwarz! Sein ist der Tag! Wie schreit die Menge
Und drängt sich zu und schüttelt ihm die Hand,
Und Keiner will's beneiden und bestreiten,
Ist's Einer doch, hört ihr's? von Egmonts Leuten.
Egmont! Der Name jubelt durch die Stätte,
Die Taubheit selber hört's und ruft vereint:
Nicht König und nicht Staat, nicht Amt und Räthe,
Er ist's, den das Vertrauen liebend meint,
Und Jeder fügt ein Wort zu seinem Namen
Und glaubt ihn nicht genug gepriesen noch:
Der Siegesfürst von Saint Quentin,
Der Held von Gravelingen, und Egmont, Egmont hoch! —
So jubeln sie und zechen wohl noch lange. —
Laßt uns zur halbverwaisten Stadt zurück;
Der Abend sinkt, und auf dem kurzen Gange
Zeigt hie und da auch And'res sich dem Blick.
Der Thorweg gähnt, des Marktes Seiten weichen,
Im Hause der Regentin schimmert Licht:
Die edle Frau aus Oest'reichs mildem Stamme
Wohl noch mit ihrem Kanzler sich bespricht. —
Wir forschen nicht und geh'n die schmale Gasse,
Ein kleines Pförtchen führt zum Wendelstieg;
Wie eng, wie schmal, die Glasthür halb verhängt,
D'rin Licht — und Worte, wie sie Freunde tauschen;
Wer liebend forscht, der darf wohl einmal lauschen. —
Im Armstuhl sitzt ein Weib, schon hoch bei Jahren,
In niederländ'scher Tracht, ein wenig schwer;
Das dunkle Kleid sticht ab zur weißen Haube,
Die knapp läuft um die Faltenstirne her;

Sonst reinlich und behaglich, obschon ärmlich. —
Ihr Aug' ruht lächelnd auf dem jungen Manne,
Der, Garn gehängt um seine beiden Arme,
Den Faden abzuwinden sich bemüht.
Und dieser Faden läuft zu weißen Händen,
Und diese Hände wirbeln ihn zum Knäu'l,
Und d'rüber blitzt's aus dunkelblauen Augen,
Die sich, so scheint's, des wirren Spieles freu'n. —
Und seht, ein Mädchen ist's, doch nein ein Cherub,
Der, halb geflügelt Kind, halb Zornesbote,
Mit Adleraugen eine Welt beschaut.
Was ist sie schön! die runden Mädchenwangen
Die lichte Stirn, das Näschen sehr bestimmt,
Die Augenbrauen scharf, der Mund so weich,
Und doch in stolzem Mitleid manchmal zuckend.
Ist sie's? — Es ist das Mädchen, das Graf Egmont meint,
Zu dem er schleicht, den Mantel übers Kinn,
Und das die Nachbarinnen neidend schelten.
Sie aber weiß es, ist erfreut, betrübt,
In Einem überselig: daß sie liebt,
Und wieder traurig bis zu lauten Zähren —
Dem Liebsten kann sie nimmer ganz gehören.
D'rum möchte sie ein Knabe sein, ein Mann,
Ihm dienend nah in gut und bösen Tagen,
Die Fahne nach im heißen Streite tragen,
Und Furcht und Hoffnung, Scham und Glück und Pein
Singt sie mit solchem Schlummerliede ein.

1. Lied.

(Die Trommel gerührt, u. s. w.)

So freue dich, denn kurz ist alle Freude,
Was dir am Wege blühet, nimm es mit,
Denn warnend hör' ich nah' schon eine Stimme,
Und fernher tönt des Unheils dumpfer Tritt.

2. Entreact I. Andante.

Das war Oraniens tiefe Warnerstimme. —
Wo Egmont wandelt, hoch auf steilem Pfade, —
Dem Spanier längst verdächtig und verhaßt,
Da geht ein Freund ihm warnend stets zur Seite.
An Hoheit — nicht des Standes nur allein,
Des Herzens auch — ist Wilhelm von Oranien
Dem edlen Egmont gleich. Vom Himmel selbst
Scheint er ihm zugesellt, daß er den Sturz
Noch an des Abgrunds jähem Rand ihm zeige.
Denn minder rasch, die Tücke klug belauschend,
Hat Wilhelm seiner Gegner Spiel durchschaut. —
Schon zählt er Alba's Schritte, wägt die Ketten
Die er den edlen Fürsten, wie dem Volke
Tief im Versteck mißtrauensvoller Seele
Geschmiedet. — Margaretha's mildes Scepter,
Er sieht es schon entwendet und entweiht;
Sie selbst verscheucht vom Lande, das sie schützte. —
Da eilt er, dem Verderben zu entrinnen. —
Doch, ach! sein Egmont folgt ihm nicht! — Umsonst
Hält flehend er den theuren Freund umschlungen.
In stolzer Sicherheit, auf heil'ges Recht
Sich stützend, will er kühn dem Herzog stehen;
Ihm ist das Leben nur ein munt'res Spiel;
Er mag um seinen höchsten Preis nicht geizen.
Es soll kein schleichend Mißtrau'n, kein Verdacht
Das leichte Blut ihm hemmen und vergiften.
Ihm gilt für todt, wer stets den scheuen Blick
Auf eig'ne Sicherheit gerichtet hält.
„Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt," —
So fraget Egmont den besorgten Freund, —
„Was ist denn d'ran? — Wenn uns der Morgen nicht
Zu neuen Freuden weckt und keine Lust
Der Abend uns zu hoffen übrig läßt,
Ist's weiter denn des An- und Auszieh'ns werth?

Gepeitscht von unsichtbaren Geistern, geh'n
Die Sonnenpferde in der kurzen Zeit
Mit uns'res Schicksals leichtem Wagen durch,
Und uns bleibt nichts, als muthig fest zu steh'n,
Die Zügel straff zu halten, — rechts und links
Vom Steine hier, vom Sturze da die Räder
Hinweg zu lenken. — Doch wohin es geht? —
Wer weiß es, Freund? wer wagte dies zu sagen?" —
Ach, deines Wagens Lauf — ihn kennt dein Freund,
D'rum lockt er fort mit treuer Liebe Zähren,
Wenn scheidend er an deinem Herzen liegt;
Noch will er ab des Pfeiles Spitze kehren,
Der schon herab aus dunkler Wolke fliegt. —
Sein Ruf verhallt, den Sichern aufzuschrecken
Vermag er nicht! Nur Alba kann ihn wecken!

3. Entreact II. Larghetto.

Das ist das Loos des Lebens und der Liebe! —
Noch freudvoll harrt, als schon der Abend sinkt,
Die Liebe dort in Clärchens stillem Haus,
So nah' dem Leid, das ihr der Morgen bringt!
Die Sehnsucht junger, heißer Leidenschaft
Und einer bangen Mutter düst're Klagen,
Sie rühren wechselnd uns in tiefster Brust.
Es klagt die Mutter: Alles über Einem
Vergissest du! Und, ach! es kommt die Zeit,
Es hat die Jugend dann, die schöne Liebe,
Und Alles, Alles hat ein jähes End'!
„Laßt kommen diese Zeit! ruft Clärchen aus
Sie komme wie der Tod! — Daran zu denken
Ist schreckhaft! — Egmont! dich entbehren? — Nein,
Nicht möglich ist's. Nicht möglich! nein, ach nein!"

4. Lied.

(Freudvoll und leidvoll u. s. w.)

Die Thür geht auf und Egmont tritt herein!
Zum letzten Mal im ird'schen Himmel schwebt
Ein Engel selig lächelnd ihr hernieder.

Doch das Gefühl, das ihre Herzen hebt,
Gibt nur das Herz, gibt nicht die Zunge wieder!
Doch was umsonst die Rede strebt zu sagen,
Das dürfen Töne auszusprechen wagen.

5. Allegro.

Erwache, Held! In deinem Vaterlande
Muß, wer es liebt, der Freude nun entsagen.
Ein fremdes Heer bringt Ketten, schmiedet Bande,
Dein edles Volk soll ferne Fesseln tragen!
Das Richtschwert zuckt; die Fackel glüht zum Brande:
Nun gilt's, für Alles treu dein Alles wagen,
Für heimisch Recht, im Streite stark, zu siegen;
Und ist's verwehrt, doch streitend zu erliegen!
Dein Herzblut opfernd, sollst du dich erheben
Zu bitt'rem Haß aus süßen Minneträumen.
Der Feind ist nah'. — Es harret mit Erbeben
Dein Volk des Retters. Kann sein Egmont säumen? —
Ihn ruft der Ruhm, — die Pflicht, — auf Tod und Leben
Zum Kampf hinaus, der Freiheit Bahn zu räumen:
In Brüssels Mauern führt mit kaltem Spotte
Der düst're Alba schon der Schergen Rotte.

Marcia vivace.

Umgarnt vom Netz des schlauen Jägers steht
Nun Egmont, ahnungslos des nahen Falles,
Vor Philipps Todesboten. Für das Recht
Erhebt er laut das Wort. Für Recht und Pflicht!
Denn nicht der Pflicht will er sein Volk entmahnen.
Ihm aber steht ein eisumzogener Fels
Entgegen. Alba kennt nur Sclavenwerth;
Des fremden Herrschers schadenfroher Diener,
Verbirgt er, was sein Herr von Huld gebot,
Und läßt die Strenge nur, die Härte walten.
Des Geistes ewig freiem Eigenthum,
Dem Glauben will er enge Fesseln legen.

Und Egmont ruft, im Innersten ergrimmt:
„So ford're uns're Häupter! Ist es dann
Auf Einmal doch gethan! Ob unter Schmach,
Ob unters Beil des Niederländers Nacken
Sich beugen soll, — es gilt dem Edlen gleich! —
Umsonst, umsonst hab' ich so viel gesprochen.
Die Luft hab' ich erschüttert, — weiter nichts!"
Und als der Edle jetzt mit stolzem Muth
Sich ab von jenem Häscherführer wendet,
Da bricht hervor die schwer verhalt'ne Wuth. —
Nun hat der Held die schöne Bahn vollendet. —
Es füllen fremde Söldner das Gemach.
Zu ew'gem Ruhm, — dem Feind zu ew'ger Schmach
Muß Egmont, übermannt, den treu'sten Degen,
Der Edle, zu des Knechtes Füßen legen.
„Oranien!" — ruft er aus. Des Freundes Mahnung,
Achtlos verschmäht — nun wird sie Schreckensahnung.
Des Kerkers Riegel klirrt .... O mildert, sanfte Saiten,
Den gräßlich herben Laut, der uns verletzt,
Daß mildes Mitgefühl das Auge netzt,
Daß mit dem Leidenden wir willig leiden!
Wenn in des Meisters schmelzendem Accord
Der Schmerz uns naht, verstummet jedes Wort. —

6. Poco sostenuto.

Die Eiche stürzt im Wetterstrahl zusammen;
Da sinket auch die Rebe, deren Ranken
Den Stamm umklammern, sterbend in die Flammen. —
O Clärchen, treues Herz! Wie kannst du leben,
Wo blut'ge Henker deinen Freund verdammen? —
Noch sucht sie Hilfe, will den Ruf erheben
Mit Manneskraft. Die Zarte will es wagen,
Des Aufruhrs Fahne selbst voranzutragen.

Umsonst ihr heißes Fleh'n! Ein starrer Schrecken
Lähmt Arm und Herz der Bürger. Nur Bedauern
Kann der Verzweiflung Schmerzensruf noch wecken.

Und unersteiglich sind des Kerkers Mauern;
Auf wird der Morgen uns die Bühne decken,
Wo Egmont's Mörder schon am Richtblock lauern. —
Still wird das Herz und bricht der Lebensmüden,
Aus ist die Zeit . . . Sie sucht den ew'gen Frieden.

7. Larghetto.

(Melodram unter den letzten Tönen des Larghetto.)

Süße Blume! Bald gesunken,
Welkst du nicht am Freundesbusen!
Einsam bluten deine Wunden.
Müde
Glimmt das Lämpchen. Nun wird's stille. —
Friede
Mit dem Geiste, mit der Hülle!

(Kurze Pause.)

Hinweg aus diesem Todesdunkel strebt
Der bange Blick und suchet Trost und Licht.
Ach! wird er Licht und Trost im Kerker finden,
Wo Clärchens Freund der letzten Stunde harrt? —
Gesprochen ist das Urtheil: Wenn der Morgen
Den Himmel röthet, soll sein edles Blut
Den Boden seines Vaterlandes röthen. —
Doch seht den Helden in der Todesnacht!
Dort muß, wer zagt, zu festem Muth erstarken. —
Ist diese Wange bleich, dies Auge starr?
Hat die Verzweiflung dieses Herz ergriffen?
Deckt diese hohe Stirne kalter Schweiß? —
Der recht gelebt, — er weiß auch recht zu sterben.
Er sinnet ungebeugt den Wegen nach,
Die ihn des Schicksals ernste Hand geführt,
Da aus der Nacht ein gold'ner Morgen dämmert.
Er denkt der Freunde — auch des letzten Freunds,
Den ihm noch jetzt ein wunderbar Geschick
In Alba's Sohn geschenkt. — Der Jüngling kann
Den Großen, der als Muster ihm geleuchtet,
Nicht retten zwar, doch sich ihm ewig weih'n,

Und dann den letzten Wunsch vom Herzen nehmen. —
Er ist erfüllt! — Des Lebens Rechnung schließt
Sich freundlich ab. Ein männlich festes Hoffen,
Daß nicht umsonst sein Blut er nun vergießt,
Zeigt ihm des Paradieses Pforten offen.
Ein süßer Traum zu frohem Trost entsprießt
Dem letzten Schlummer. — Himmlisch übertroffen
Ist irdisches Verlangen in den Tönen,
Die ihn zum Sieg mit ew'gem Lorbeer krönen.
Und Clärchen reicht den Kranz! — Vorangegangen,
Frei von der Erde Fesseln, darf die Treue
Im Sternenkleid der Freiheit strahlend prangen. —
Daß sich der Bund auf ewig nun erneue,
Winkt ihm des Engels sehnendes Verlangen.
Süß wird der Tod, denn selig war die Weihe! —
O hört ihn selbst, wie er den Sieg errungen;
Blickt hin, wie sich der Held zum Licht entschwungen!

8. Melodram Egmont.

„Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht, am willigsten. — Du lösest die Knoten der strengen Gedanken; vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes. Ungehindert fließt der Kreis inn'rer Harmonien, und, eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu sein."

Musik; Egmont's Traum.

Trommeln. (Egmont erwacht.)

„Verschwunden ist der Kranz! — Du schönes Bild! Das Licht des Tages hat dich verscheucht! Ja, sie war es, sie waren vereint die beiden süßesten Freunde meines Herzens. Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt; das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisches Gewand. In einem ernsten Augenblick erscheinen sie vereinigt, ernster als lieblich. Mit blutbemakelten Sohlen trat sie vor mir auf; die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edlen Blut. Nein, es war nicht umsonst vergossen! Schreitet durch! — Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an! Und wie das Meer durch

eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannei zusammen und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg."

(Trommeln.)

Horch, horch! Wie oft rief mich dieser Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs. Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen, rühmlichen Bahn! — Auch ich schreite einem ehrenvollen Tode aus diesem Kerker entgegen; ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opf're.

(Trommeln näher.)

Ja, führt sie nur zusammen! Schließt eure Reihen, ihr schreckt mich nicht. Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu steh'n und rings umgeben von dem drohenden Tode das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dicht schließt der Feind von allen Seiten ein! — Es blinken Schwerter; — Freunde, höh'ren Muth! — Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder! — Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe.

(Die Siegessymphonie fällt rasch ein.)

3. Vaterland.

Zeitgedichte.

Unsere Zeit.

Klagen hört man allerwärts
 Ueber schlechte Zeiten
Hier und dort, in Ernst und Scherz
 Und von allen Seiten.

Ist's doch nirgends schlecht und recht!
 Thöricht, wer sich wundert; —
Ist verdorben das Geschlecht,
 Ist's auch das Jahrhundert!

Das Weh der Zeit.

Wer ist, der sich nicht sehnte und zugleich nicht bangte,
Ins Wolkenbild der Zukunft seinen Blick zu wühlen?
Wer ist nicht Arzt der kranken Zeiten und verlangte,
An des Jahrhunderts fieberhaften Puls zu fühlen?

Und wie wir klug in den Symptomen das Gebrechen
Belauschen, glauben wir, es ist wohl gar gefunden;
Allein indem wir's weise und gelehrt besprechen
Und scharf zergliedern, wühlen wir in eig'nen Wunden.

Das eben ist die tiefe Krankheit uns'rer Zeiten,
Daß wir, heilkünstlerische Narren, wüthend ringen,
Und wechselseitig uns das Lazareth bereiten,
In das hinein wir uns einander möchten zwingen!

Lyra und Schwert.

Wenn mit Macht in allen Landen
Nationenwogen branden
In geschickeschwerer Zeit,
Flüchte nicht zu Chiser's Quelle —
Seele jung, das Auge helle
Wird dir nur im rüst'gen Streit!

Wenn dein Volk in hellen Schaaren
Sich erhebt, um treu zu wahren
Seines Bodens heil'gen Schatz,
Da mit seinen Kampfesliedern
Feindesarglist zu erwidern
Ist der Dichter recht am Platz!

Muth und Jugend sind verbündet,
Weil sie sich durch ihn verkündet;
Muth macht auch das Alter jung.
Schönster Jüngling ist der Alte,
Dem aus ernster Antlitzfalte
Leuchtet froh Begeisterung!

Los' geworfen um die straffen
Glieder, daß sie nicht erschlaffen,
Flatt're frei das Friedenskleid. —
Werft es fort, wenn in den Thälern
Kriegsruf schallt, und blank und stählern
Zeigt gegürtet euch zum Streit!

Patriotische Phantasien.

I.

Dich zu umfassen, o du mein Vaterland, darnach verlangt mich!
Drängt sich der Dichter heran, öffnest du freundlich dein Herz?
Sieh', dein männlicher Ernst, dein still besonnenes Walten,
Mächtiger Ahnung voll, deutet auf großes Geschick!
Doch wer verkündet das Wort, das verborgene Deutung enthüllet?
Schweigt die Gegenwart still, spricht's die Geschichte nicht aus?
Aus der Umhüllung hervor, o tritt mir klar vor das Auge,
Theile die Nebel, die, ach! Farb' und Gestalten umzieh'n,
Gleich der verschleiernden Thräne, die still auf heiteren Wangen
Mit verlockendem Reiz leiseste Wehmuth gehaucht.
Still verfolg' ich den Schritt der Ereignisse, prüfe und sinne,
Wie am Gewebe der Zeit Faden an Faden sich reiht.
Ja, es lebet im Strom der Gestaltungen heilige Ordnung,
Nie hat der ewige Geist, nie seit dem Anfang geruht.
Aber in dir, o Vaterland, träumt der herrlichsten Keime
Einer; zur köstlichen Frucht blüht er wohl plötzlich empor.
Heißt „germanische Welt" die Zeit der Befreiung des Geistes? —
Ja, die gediegenste Kraft lebt in germanischer Brust.

II.

Habet Geduld, ihr fein zweideutigen Freunde, noch ist es
Wahrlich, dahin ist es doch noch nicht gekommen mit uns.
Rings zwar munkelt es wohl, beim neidischen Nachbar im Westen,
Und im Osten nun auch hörten wir's deutlich genug.
Diesen gelüstet's nun freilich nach reich gesammelter Erbschaft,
Daß er sein ödes Haus fülle mit herrlichem Schatz.

Und so ruft er herüber mit schlecht verhehlter Begierde
(Schade, es ist uns schon längst Reineke's Stimme bekannt):
„Deutsches Volk, du bist alt und müde, lege dich nieder!
Gönnst du dir, zäher Held, immer die Ruhe noch nicht?
Harnisch hinweg und das Schwert, es möge dich endlich nach zweimal
Tausendjähriger That nöthiger Schlummer umweh'n.
Sei's dir Ruhmes genug! — Die herrlichen Griechen zusammen
Mit dem mächtigen Rom hielten's so lange nicht aus.
Darum hast du zur Ruhe schon längst ein Recht dir erworben;
Sieh', und während du träumst, will ich ein Wächter dir sein!" —
Nein, nicht ist sie vollendet, des Deutschen herrliche Sendung,
Die ein großes Geschick ihm in die Seele gelegt.

III.

Du von je mir geliebteste Welt, wo in stiller Vertiefung
All meines Daseins Glück, heiligsten Lebens Gefühl
Aus der glimmenden Asche zur glühenden Flamme sich anfacht:
O wie fühl' ich in dir frei mich und fröhlich bewegt,
Da ich dich wieder gewann! Denn fernhin wandert die Seele,
Ueberall macht sie sich gern auch in der Fremde vertraut.
Alles erregt sie, am liebsten verfolgt sie den Faden des Schmerzes,
Der, wie das Mark den Baum, innerst das Leben durchzieht.
Und da bebt sie auch wohl im tiefsten Grunde erschüttert,
Da sie noch einmal die Macht aller Verwandlung erfährt,
Welche die Menschheit hindurch rang, bis sie in steter Entfaltung
Sich aus der Kindheit still sehnendem Dasein erhob. —
Aber des Lebens vollendetes Glück, alles Sehnens Erfüllung
Flammt an deinem Herd wärmend, o Vaterland, auf!
Sieh', da besinnt sich der Dichter und merkt, daß plötzlich im Tiefsten
Seiner bewegten Brust heiter ein Frühling erblüht;
Hold wie ein Blumengedräng' umschmeicheln die rhythmischen Worte
Sein stillselig Gefühl, bis es zum Lied sich verklärt.

IV.

Hat er doch erst die göttliche Zeit der Liebe durchschwärmet,
Ach, die Liebe in ihm, wachte der Menschheit sie auf!
Darum hing er so lang an ihr, da zu innigstem Glücke
Ihm ihren köstlichen Schatz weibliche Seele erschloß,

Und ihm verrieth des jungfräulichen Herzens süßes Geheimniß,
  Das er nun still entzückt treu in der Seele bewahrt.
So gab dieses Gefühl ihm die Anmuth der ewigen Jugend,
  Denn ein Jahrtausend flog über dem Scheitel dahin,
Und ungealtert wachte er auf aus dem lieblichen Zauber,
  Den der holde Traum um den Begeisterten wob.
Denn ungetrübt, in der ganzen Gluth der tiefsten Bewegung,
  Wie er die Minne sang, führt' er das mächtige Schwert.
Doch wie er herrlich auch war vor Allen, und was er vollbrachte:
  Immer nur war's die That, wie sie der Jüngling vollbringt,
Rasch, unbewußt, vom Dämon beherrscht im Drange der Sehnsucht —
  Aber mächtig und ernst waltet der fertige Mann.
Klar ist sein Geist, seine Kraft gestählt, unbeweglich sein Wille,
  Und die höchste That harret des männlichen Muths.

V.

Deutsches Volk! Sprich, hast du die heiligen Worte vergessen?
  Freudig riefen sie dir sterbende Jünglinge zu.
Hast du sie selbst vergessen, die Deinen, die voll der Freude
  Herrlichen Tods ihre Brust feindlichem Schlachtengeschoß
Frei hinboten in Liebe und selbstvergessender Großmuth?
  Hoch von den Göttern beglückt — sind es die Jünglinge nicht?
Winkt doch so schön noch ihnen das Leben; sie ringen, so manches
  Grünende Blatt zu des Ruhms freundlich verlockendem Kranz
Ach! und ein süßes Glück an des Mädchens Kuß zu gewinnen,
  Das mit bräutlicher Gluth an den Beglückten sich drängt.
Aber dies schieben sie Alles mit leicht abwehrender Hand weg,
  Heben den Arm empor, rufen das männliche Wort:
„Fahre nun, Vaterland, wohl, wir sprengen dir sterbend die Ketten,
  Für dein köstlichstes Gut setzen das Leben wir ein!"
O ihr bedächtigen Männer, gesteht nur und gebet des Muthes
  Ehrenden Palmenzweig willig den Jünglingen hin.
Wenn dies rastlos glühende Leben, das euch gerettet,
  Ungestüm aufwallt, schäumend wie feuriger Wein,
Sprechet vom Weisheitsthron, ihr ernstbedächtigen Männer,
  Ueber die muthige Schaar nicht das verdammende Wort.

Edelste Ungeduld ist's, die es von je nicht geduldet,
Daß an dem deutschen Herd prahlende Fremdlinge sich
Frech aufbläh'n, die wild zum heiligen Zorn sich entflammte,
Wenn auf den Säugling, der lag an der liebenden Brust,
Aus der Mutter kummervollem Aug' eine Thräne
Fiel und sie Reue empfand, daß sie den Liebling gebar.
Ungeduld ist's; sie vermögen euer besonnenes Zögern
Nicht zu verstehen, denn rasch lebet der Jüngling und schnell
Greift er es muthig an, was ihm werth der männlichen That dünkt;
Und nur den stürmenden Muth, der in der Seele ihm glüht,
Und nur die Kraft, die den nervigen Arm des Trotzigen schwellet,
Kennt er, und nicht die Macht, welche dem Harrenden Sieg
Endlich verleiht. O, vergesset es nicht, ihr bedächtigen Männer!
Rasche Jünglinge war't ihr ja auch eben wie sie!

VI.

Welch' ein rauschender Sang im tausendstimmigen Chore
Wälzt sich vom breiten Rhein bis zu den Alpen herauf?
Breitet sich aus gen Osten und schwillt mit jeglichem Schritte,
Bis er im einzigen Strom alle die Ufer vereint;
Ueber die Wellen herüber des Rheins vom vergessenen Bruder
Schallt auch männlich und treu freundliches Echo zurück.
Das ist der Morgengruß des erwachten Volks: Millionen
Rufen nun freudig sich auf, auf zu dem Kampfe des Tags.
Der Nation, der großen, voll unverwüstlichen Lebens
Kündet ein neuer Tag ihrer Geschichte sich an.
Und sie erheben das lockige Haupt und hören und staunen;
Daß sie so treu sich geliebt, haben sie selbst nicht geahnt.
Innig freu'n sie sich all' in den Alpen die südlichen, daß der
Bruder im Norden so warm bied're Gesinnung bewährt.
Geist ist Feuer: er weht im wachsenden Strome des Lebens,
Und in Flammen empor rauscht, was er mächtig ergreift.
Jubelnd reichen sie sich zur innig geschlossenen Kette
Starke Hände, dem Schwert so wie dem Pfluge vertraut.
Hebe dein Haupt, o mein Volk! empor und gehe mit Deutschland, —
Was du mit Deutschland vollbringst, wird in Europa Gesetz.

Die deutsche Eiche.

I.

Draußen auf der Haide steht
Eine große Eiche,
Wer sie ragen sieht, gesteht,
Daß ihr keine gleiche.
Grau ist sie schon gar und alt,
Lebt seit tausend Jahren,
Doch der Zeiten Allgewalt
Hat sie nicht erfahren.

Auf der Haide steht sie groß,
Wie ein Held der Schlachten;
Und des Sturms gewalt'gen Stoß
Mag sie kühn verachten.
Gar unbändig kecker Stolz
Ist der Eiche eigen,
Darum will das harte Holz
Keinem Sturm sich beugen.

Dicht und jugendlich umlaubt,
In erhab'ner Höhe,
Reicht das ernste, edle Haupt
In der Wolken Nähe.
Blüthen dringen jedes Jahr
Aus den starken Aesten,
Und der Stamm kann immerdar
Frischer Zweig' sich trösten.

Und so blüht sie ewig stark
Fort durch alle Zeiten,
Trägt im Kern urkräftig Mark,
's dringt nach allen Seiten.
Wo auf weitem Erdenraum
Und in welchem Reiche,
Fragt ihr, steht solch hehrer Baum? —
's ist die deutsche Eiche!

II.

Und lange stand im schönen Land
Die deutsche Eiche mächtig,
Und stürmt's auch furchtbar, dennoch stand
Sie stark und groß und prächtig.
Da kam denn ein Barbar daher,
Der wollt's nicht gerne leiden,
Und fing nun an in kreuz und quer
Die Eiche zu beschneiden.

„Schlagt zu!“ so sprach der rauhe Mann
Zu seinen Holzgesellen,
„Seh't 'mal die stolze Eiche an,
Wir wollen sie doch fällen!“
So hieb er denn mit scharfem Beil
Vom Baum die schönsten Aeste;
Nun such', Ergrauter, such' dein Heil
Im kraftberaubten Reste.

Das war, ach, ein untröstlich Bild,
Gewaltig war der Dränger,
Doch mitten klang gar freundlich mild
Begeisternd Lied der Sänger.
Und aus der Eiche drang der Sang
Gar kühn, wie Geisterwehen,
Gar süß, weil er von Ahnung klang,
Sie werde auferstehen.

Es kam ein Lenz, es keimt' die Kraft
In hunderttausend Zweigen,
Und was sie wirkt und was sie schafft,
Es ist und bleibt ihr eigen.
So steht sie wieder herrlich da
In neuverjüngtem Leben:
Hoch lebe die Germania,
Ihr Wirken und ihr Streben!

Die Mitwelt.

Es treibt mich ein Geist zu singen vom gewaltigen Ringen der Zeit,
Dir, künftiges Jahrhundert, dir sei das Lied geweiht.
Am liebsten mit eh'rnem Griffel und in granit'nen Stein,
Ein unverwüstlich Denkmal, schrieb' ich die Worte ein;
Worte, die sollten verkünden, wie blutig die Mitwelt stritt,
Wie sie, du glückliche Nachwelt, zu deiner Erlösung litt.
Wo aber werd' ich finden Worte so scharf wie's Schwert,
Und gewaltig, wie der Schmerz ist, der an der Gegenwart zehrt?
Es regt sich in der Menschheit zu großer That ein Keim,
Allein Millionen Opfer fallen dem Hades anheim,
Bezwungen im Kampf vor Ananke, der dunkeln Göttermacht,
Eh' sie das ungeheure Werk des Lebens vollbracht.
Und sieh', die Millionen ergreift eine Todeslust,
Und freudig stürzen sie nieder, der göttlichen Sendung bewußt.
So wiss't, es ward vom Geschlecht ein hohes Ziel begehrt,
Ein hoher Wille gehegt, in Kampf und Tod bewährt.

Eisen und Hammer.

Es sprach seufzend und voll Jammer
Einst das Eisen zu dem Hammer:
„Warum schlägst du mich so hart,
Sind wir nicht von gleicher Art?"

Mächtige und Fürsten dieser Erde!
Häuft doch nicht Beschwerde auf Beschwerde
Vor des Unterthanen Thür;
Denkt bei seinem Gram und Jammer
An das Eisen und den Hammer,
Denkt, er sei ein Mensch wie ihr!

Die deutsche Kaiserkrone.

1849.

„Tapferkeit nach außen, Einigkeit nach innen
Macht, daß man dem Deutschen nichts mag abgewinnen."
Sprach der alte Logau, und ich fahre weiter:
Gegen die Zerstückler sei ein wack'rer Streiter.
Drängt die Zeit zum Schluß, so halt' nur (es ist weiser)
Fest am ganzen Reiche, nicht am deutschen Kaiser.
Längst gestorben ist er am gebroch'nen Herzen,
Niemand hat geweckt ihn im verwich'nen Märzen.
Hab' auch nie vernommen, daß er jemals Preußen
In dem Testamente erben hat geheißen.
Wer der Kaiserkrone raubte Glanz und Würde,
Soll von uns nicht fordern sie zur eig'nen Zierde.

Epimenides.

Die Geschicke zu erfüllen
In dem Drang der Nationen,
Fordert Trutz nnd stärker'n Willen,
Als in Dichters Busen wohnen.

Schlumm're denn, du sanfter, milder!
Bis du's wieder fühlest tagen;
Während wild verworr'ne Bilder
Uns durch blut'ge Schlachten jagen.

Uns, die wir nicht Ruhe finden
In des Herzens Leidenschaft,
Lass' die tiefe Kraft entbinden
Uns'res Volkes Heldenkraft.

Doch was aus dem Kampf des Lebens
Endlich in Vollendung steigt,
Du gestalt' es stillen Strebens,
Daß es schön dem Blick sich zeigt!

Manifest.

Man wird von euren Thaten, doch nicht zu eurer Glorie,
Bethörte, einst erzählen ein schaurig Stück Historie.
Ihr habt im schönen Frühling im Jahre achtundvierzig
Bemächtigt euch der Freiheit, des Nectars, frisch und würzig.
Doch ist es euch ergangen wie einst dem Noah selig,
Bevor er sich gewöhnte an Weingenuß allmälig.
Und zuchtlos seid ihr worden, betrunkene Gesellen,
Und eure Freiheitssprache ward widerliches Bellen.
Und zuchtlos sind geworden in eurer Hand die Waffen,
Zum Werkzeug feigen Mordes habt ihr sie umgeschaffen.
Die blut'gen Waffen brennen in schuldbefleckten Händen,
Die nun zur Selbstvernichtung in eurer Faust sich wenden.
Dem Rasenden entwinden muß man gewetzte Messer,
Und euer wildes Prahlen, was soll's, ihr Eisenfresser?
Gekommen sind die Meister der strengen Zucht und binden
Gar eine scharfe Geißel aus dunklen Feuerschlünden,
Zu strafen die Propheten, die falschen und die frechen,
Die darauf nur gesonnen, des Reiches Macht zu brechen.
Sie werden sie nicht brechen, sie werden selbst gebrochen,
Zu Ende geht das Treiben von Oest'reichs schlimmsten Wochen:
Das Unheil wird ereilen die wüthenden Verräther,
Die Mörder wie die Lenker, die Räthe wie die Thäter!

Der 6. October 1848.

In wüster Nacht berückt man eine Meute
Zum vergessenen Zusammenstoße;
Und zügellos im wild entbrannten Streite
Entladen sich die tödtenden Geschoße.
Ein Mord geschieht am alten Krieger, gräßlich!
Geschütz erkracht, — die Folgen unermeßlich!

Du Kaiserstadt, wie gleichst du einem Kessel,
Worin von buntgemischten Pöbelrotten
Der Mohn polit'schen Wahnsinns, Ehrsuchtnessel
Und Schierling der Verleumdung wird gesotten.

Dabei steh'n Teufel als des Werkes Wächter
Und schüren an den Brand mit Hohngelächter.

Gesetz und Recht ist ein Phantom geworden,
Des Staates und der Freiheit ernste Fragen
Entscheidet das Geschrei der blinden Horden,
Was sollen da des Volks Vertreter tagen?
Es ist, als sollt' ein Gott im Zornesqualmen
Das Ungethüm mit Einem Schlag zermalmen.

Wohlan, so sei's! Und mögen denn die Bomben
Verderben speiend im Gewühle platzen!
Dem Griechenvolke dienten Hekatomben,
Die Schuld zu sühnen; das sind eitel Fratzen;
Denn uns kann jetzt nur über Schutt und Trümmern
Ein neuer Strahl verjüngten Lebens schimmern!

Der stille Zug.

Fernab von der Hauptstadt sieht man langsam traben
Eine Heerschaar vorwärts im gemess'nen Schritte,
Ernste Männer; schweigend zieh'n sie, denn sie haben
Ihren Kaiser, den sie schirmen, in der Mitte.

Gramerfüllt ist sein Gemüth im tiefsten Grunde,
Er gedenkt der blut'gen That an jenem Manne,
Der ihm treu geblieben bis zur letzten Stunde,
Dessen Schatten jetzt noch folgt dem Herrn im Banne.

Mitleid glänzt in manchem Auge; doch nur scheue
Hände streuen zu den Füßen grüne Reiser.
Welch' ein Wechsel des Geschicks! Nun ist die Treue
Eine Sünd'rin, weil sie gilt dem König-Kaiser!

Todtenfeier.

Er starb. Und von des Opfers Blute rauchen
Geschwung'ne Lanzen der entmenschten Würger;
Die Horde tobt, im tollen Jubel tauchen
Ins Blut die Hände schamvergeß'ne Bürger.
Sie treiben grauses Spiel mit seiner Leiche
Und werfen endlich zu gefall'nen Gauchen
Die vielgeschmähte, arme, wundenreiche.

Den Todten hat dann Niemand mehr gefunden,
Man will ihm gönnen nicht die letzte Ehre;
Vergessen soll er bleiben und verschwunden,
Als ob Gericht an ihm vollzogen wäre.
Mit Argusaugen wachen die Vollstrecker,
Daß nimmer wach' die Pflicht im tapfern Heere
Ein Grabmal rufe als sein Rachewecker.

Wohlan! so sei die ganze Stadt des Alten
Geräum'ges Grab. Und tapf're Kameraden,
Die werden, wenn sie im Memento halten,
Mit scharfen Kugeln die Gewehre laden.
Und eine Salve werden sie ihm geben
In dies gegönnte Grab von Pöbels Gnaden,
Daß diese altgefügten Mauern beben!

Nach zweiundzwanzig Tagen, horch! verkünden
Bis in die dunkle Nacht vom frühen Morgen
Die Donnerschläge aus Kanonenschlünden,
Daß sie die Todtenfeier ihm besorgen.
Sie feiern sein Gedächtniß mit dem Sturme,
In alle Räume, noch so tief verborgen,
Dringt Sturm- und Grabgeläut von jedem Thurme.

Zusammenbrechen in die Kniee müssen,
Die aufgerufen die gerechte Rache;
Dann ist gesühnt die That, die frech zerrissen
Das Band der Ordnung für des Feindes Sache;

Dann kehrt die Freiheit heim, die fortgeflogen,
Und wieder wölbt sich über unserm Dache
Am Firmament der schöne Friedensbogen.

Die Lawine der Revolution.

Wer vermag dem Unheil, welches bergab schreitet,
Sturzaufhaltend einzugreifen in die Speichen?
Wer kann im Gewölk, das sich am Himmel breitet,
Blitze fesseln, daß sie nicht ihr Ziel erreichen?

Krachend zuckt es aus der schwarzen Wetterwolke,
Wen es trifft, die Götter mögen es durchschauen. —
Gährt es dunkel und chaotisch in dem Volke,
Weichet das Gesetz dem Schrecken und dem Grauen.

Aller Groll und alles längstverwund'ne Hassen
Drängt sich wieder dann zum Ausbruch. Wie Dämonen
Wälzen tobend durch die Städte sich die Massen,
Ballen sich und rütteln wild an allen Thronen.

Jellachich.

„Wie bist du her vor Wien gerathen,
Gib Rechenschaft, Croaten-Ban?" —
Fragt ihr den Bürger, den Soldaten? —
Mir gilt es eins! — So hört mich an.

Für Oesterreichs Bestand und Ehren
Als Mann zu steh'n ist Bürgerpflicht;
Wo, um der Anarchie zu wehren,
Man mein bedarf, — da fehl' ich nicht.

Und des Soldaten Degenspitze
Folgt einem eig'nen scharfen Ton;
Denn wißt, der Donner der Geschütze
Gibt mir die Marschdirection.

Die Katastrophe.

Es hat vor unserm Aug' sich ein Verhängniß,
Das tief ins Herz sich grub, mit blut'gem Stichel
Vollbracht. Mit Mord begann die Todessichel,
Es schließt mit Tod das Spiel und mit Gefängniß.
Die scharfe Schneide fliegt mit scharfem Klange
Und trennt die faulen Aeste von dem Stamme;
Daß grün der Baum der Zukunft wieder prange,
Verfällt, was dürr geworden, nun der Flamme.
Durchforstet nur den Wald der deutschen Eichen
Und laßt das Dickicht auf im Feuer lodern!
Das Dunkel in den wuchernden Gesträuchen
Hegt arge Schlangenbrut im feuchten Modern.
Es ist in seinem Schooße zum Ersticken,
Die Erde seufzt, ein düst'rer Aufenthalt:
Erst wenn er wieder frei den Sonnenblicken,
Ist wieder hoch und schön der deutsche Wald!

Erinnerung

im October 1849 an den October 1848.

(An die Frau Amalie Fr. v. Pratobevera.)

Der Kampf ist aus, der unser Land verheerte,
Geführt vom Sieg erscheint der holde Friede,
Dem Kaiser bringt der Held ihn mit dem Schwerte
Und schüchtern dir der Dichter hier im Liede.

Des Aufruhrs letztes Bollwerk ist gefallen,
Besinnung klärt sich ab aus dunklem Wahne,
Und in den weitgedehnten Landen allen
Weht wieder des geliebten Kaisers Fahne.

Mit voller Klarheit deines Seherblickes
Hast du es immer wohl vorausgesehen;
Was sich den Andern als Geschenk des Glückes
Begab, ist dir als volles Recht geschehen.

Weil so verkörpert ist in dir die Treue
Für deinen kühnen Kaiser, deinen theuern,
Bedünkt mich's, als ob seines Namens Weihe
Ich gleich, als wär's der deine, könnte feiern.

Im bunten Farbenspiele dieses Kranzes
Begegnen dir wohl auch bekannte Lieder:
Nimm die zerstreuten Blätter hier als Ganzes
Und blicke d'rauf mit güt'gem Auge nieder.

Kampfesmuth.

Entbehrlich ist Manches, man fühlt es täglich,
Nur nicht der männlich tapfere Wille;
Von dem, was sie sagen, ist Manches erträglich,
Nur nicht jenes feige: Beatus ille!

Und daß ein Leben des Kampfs mir werde,
An diese Hoffnung will ich mich klammern,
Und mög' ich nie mit der bangen Heerde
Um ein windstilles Plätzchen der Ruhe jammern.

Nie möge mit weichlichem Hauch der Friede
Mir lösen die straffe Kraft der Glieder; —
Wenn unter den Waffen ich todesmüde,
Dann sink' ich mit Freude zur Erde nieder.

Die schönste Gegend.

Thal des Friedens! — Laßt uns denken,
Wie mit mutherglühtem Heere,
Wie von hier die Schlacht zu lenken,
Starker Feind zu schlagen wäre.

Jene baumumblühten Villen,
Die von Hügeln segnend schauen —
Schanzen sind's, Kanonenbrüllen
Kracht daraus mit Todesgrauen.

Dort die dunklen Waldesschatten
Bieten sich zu Hinterhalten,
Hier auf weitgedehnten Matten
Mag sich Reitermacht entfalten.

Weg mit weichlichem Erwarmen,
Herz zu sanfter Lust erregend.
Dort, wo Heere sich umarmen,
Dort ist uns die schönste Gegend.

Dort, wo deutsche Männerherzen
Kühn ihr bestes Blut verspritzen
Und in herben Todesschmerzen
Trotzen scharfen Degenspitzen.

Dort, wo Tausende verbluten,
Die im großen Kampf erglühten,
Um vor Franzen, wie vor Knuten
Deutsche Heimat zu behüten.

Schönste Gegend, schönste Gegend,
Wo der Tapfern kühne Thaten,
Junge Brust zum Kampf erregend,
Blüh'n als künft'ge Ruhmessaaten!

Deutschland und Amerika.

Welch' ein Anblick diese beiden Bünde
In der alten Welt und in der neuen!
Hier die Deutschen, die sich von der Sünde
Langen Schlafes männiglich befreien,
Dort Germanenvölker aller Stämme,
Die sich kühn und wunderherrlich schirmen,
Innen Kräfte sammeln, starke Dämme
Um die weiten Reichesgrenzen thürmen.

Seht sie an und freut euch dieser Bünde;
Kein Geschick darf, Menschheit, dich entmuthen!
Diese sind die starken Felsengründe
In der Weltgeschichte Ebb' und Fluthen.
Doch nicht Felsen, woran scheitern müssen
Kühne Schiffer; Felsen, d'rauf man bauen
Kann, daß in der Stürme Finsternissen
Herrlich werden ihre Leuchten schauen.

Napoleon.

Hier stand er einst, der eine Welt durchwettert,
Ein Kriegesgott, in stürmischen Galoppen;
Der modernd alte Reiche hat zerschmettert
Und auf im tiefsten Grunde wühlt' Europen.

Hier stand er, und der Donner der Kanonen
Brach rollend aus der Wolkennacht des Dampfes;
Als er gebot den wetternden Schwadronen,
Hinein zu stürzen ins Gewühl des Kampfes.

Und aus den Dächern dort mit Flammenarmen
Greift wilder Brand und lodert auf zum Himmel.
Wer jammert? — Still! Hier gibt es kein Erbarmen —
Es zuckt ein Völkerloos in dem Getümmel!

Gegen Frankreich!

Womit denn, wenn nicht mit Kanonen,
Wollt ihr die deutschen Grenzen schützen?
Ihr meint doch nicht mit Legionen
Von diplomat'schen Federspitzen?
Doch nicht durch Noten und Tractate,
Geschrieben in des Feindes Sprache,
Damit er leichter euch verrathe
Und überdies auch noch verlache!

Baut Festungen am deutschen Strome,
Damit es den Franzosen wurme;
Spart nur unzählige Diplome
Und rüstet euch zum nahen Sturme.
Zum nahen Sturme braucht man Waffen,
Gebrochen hat's uns nie am Muthe,
Doch Festungen müßt ihr uns schaffen,
Daß nicht der Krieger nutzlos blute.

Die Zuversicht müßt ihr uns stärken,
Daß ihr, nicht zankend ob des Kleinen,
Zu kühnen Thaten, großen Werken
Vermögt euch männlich zu vereinen.
Und zu vollbringen müßt ihr wagen,
Was eines großen Volkes werth ist:
Der Friede nur wird Früchte tragen,
Der dargeboten mit dem Schwert ist!

Wacht im Westen.

Auf dem Rücken der Vogesen,
Wo mein Posten sonst gewesen,
Möcht' ich fürder Wache steh'n;
Auf dem Gipfel kann die Wache
Weit zum Schutz der deutschen Sache
In des Feindes Lager späh'n.

Knabe, der von Liebesspielen
Und dergleichen Milchgefühlen
In so ernster Stunde spricht,
Ist ein früh erbleichtes Wesen, —
Ohne langes Federlesen:
Solch' ein Junge ist ein Wicht!

Wenn es Zeit ist, sich zu wehren,
Lass' mich nichts vom Frieden hören,

Hat gar matten Klang das Wort!
Wer zuliebe solchem Frieden
Feig sich läßt in Ketten schmieden,
Holt als Pudel auch Apport!

Das deutsche Schwert.

Ein Schwert, ein Schwert, gebt ihm ein Schwert,
Dem Hermann; es ist Zeit!
Auf daß vom deutschen Siegesherd
Es flamme weit und breit
Und schimm're auf dem Bergeshaupt,
Vom Sonnenstrahl verklärt. —
Die ihr an Deutschlands Zukunft glaubt,
Gebt ein gewaltig Schwert!

War denn der deutsche Mann damit
Vor Alters nicht vertraut?
Und folgte ihm auf Schritt und Tritt
Nicht seine Eisenbraut?
Zur alten Liebe neuverjüngt
Hat er sich nun bekehrt.
Auf daß der Held es wieder schwingt,
Gebt ihm sein deutsches Schwert!

Wißt ihr, wo Ehr' und Tugend keimt?
Wo frisches Leben sprießt?
So sei uns nun genug geträumt,
Das Morgenroth begrüßt!
Im waffenfrohen Ritterthum,
Da wart ihr hoch geehrt;
Wohlan, so fasse wiederum
Die Faust das treue Schwert!

Geadelt mit dem Ritterschlag
Das Volk hat uns're Zeit,
Daß, wer die Waffe führen mag,
Sich Wappenschmuckes freut.

Ein Ritter ist, wer sich als Mann
Für's Vaterland bewehrt.
Die Fürsten gürten sich voran,
Dann jedem Mann ein Schwert!

Sonette.

Humanität.

Die Politik und das Gemüth, sie beide
Sind leider sehr verschied'ner Welten, Kinder, —
Dem einen eben kommt's auf mehr und minder
Zerstörtes Glück nicht an; es schwelgt im Leide.

Beim Leid der Menschen weint im Trauerkleide
Das and're Kind und ruft dem Ueberwinder
Zwar: Heil! doch im Vertrau'n nur, daß er Gründer
Sein werde neuer, menschlich reiner Freude.

O Welt, wie freundlich wärst du, wenn dir's glückte,
Die Politik mit ihren großen Würfen
Ins sanfte Joch der Menschlichkeit zu spannen! —

Dann würde doch das arme unterdrückte
Gemüth ein Wort auch wieder sprechen dürfen
Und frohes Leben blüh'n, wo Thränen rannen.

Marschall Radetzky.

I.

1849.

Wir denken uns der Erde tiefsten Kern graniten,
An den sich klammert das Bewegliche und Weiche;
Es haftet selbst das Meer, das ruh'los wogenreiche,
Am festen Grund des urgewalt'gen Monolithen.

Auch die Geschichte zeigt Naturen, die inmitten
Der stürmischen Bewegung durch das immergleiche
Beharren bändigen in weitem Weltbereiche,
Als Gottesarme, ihrer Zeit zerfahr'ne Sitten.

Ein solcher Mann bist du auf Roms verderbtem Erbe!
Obgleich unholde Geister aus der Tiefe trieben
In Lärm und Brausen ihre zornbewegten Schäume; –

Du, Held, hast sie gebannt, sie starrten an das herbe
Geboth, das mit des Schwertes Spitze du geschrieben,
Und rasch zerstob der Spuk der wüsten Träume.

II.

Erschüttert war der Staat im tiefsten Grunde.
Da fährt hinein der Feind, den Gott verdamme;
Du hebst dein Schwert und lenkst vom Riesenstamme
Den Wetterstrahl, und Ruhe herrscht zur Stunde.

Und als der Mord entstieg dem Aufruhrsschlunde,
Selbst alte Kriegertreu versank im Schlamme,
Da sprachst zum Heere du; — wie Gottes Flamme
Traf sie das Heldenwort aus deinem Munde.

Heil dir! In Wort und That, in That und Wort
Dem schönen Vaterland ein starker Hort,
Du heit'rer Greis, voll muth'ger Jünglingslust!

Der Jahre Zahl, dir hat sie nichts geraubt,
Dir lebt ein junger Geist im alten Haupt
Und ein noch junges Herz in alter Brust.

III.

1853.

Heil Oesterreich, dem uns're Lieder klingen!
Zerstückt bist du in Flammen aufgegangen,
Um aus dem Weltenbrand nach kurzem Bangen,
Ein schönes Ganzes, dich emporzuschwingen.

Die Kronen deiner Habsburg-Lotharingen,
Die eiserne, der Stefanskrone Spangen,
Zur einzigen geschmiedet seht sie prangen,
Und unserm Herrn die höchste Ehre bringen.

Der Fremde schaut, der Brite und der Franke,
Verwundert des Geschicks gewalt'ge Wendung:
Der Größe Anbeginn in schwerster Stunde.

So wachse denn und geh' von Mund zu Munde,
Du, Oesterreich verjüngender Gedanke
Von seiner großen kaiserlichen Sendung.

Parteienkämpfe.

Ich habe nimmer eurem Bunde zugeschworen,
Nicht eurem, Welfen, wenn's euch also gleich geschienen;
Und auch dem euren nicht, ihr starren Ghibellinen,
Ich bin, zu steh'n im blinden Schwarme, nicht geboren.

Zwar ist nicht Alles, was ihr sagt, Geschrei von Thoren,
Doch will ich weis' zu nennen euch mich nicht erkühnen.
In Pausch und Bogen kann mir keine Satzung dienen,
Nur was daraus als gut und wahr mein Geist erkoren.

Ihr seid die Wellenschaaren, die an Strandes Klippen
Mit lautem Brausen und Getös vorüberjagen,
So rechts als links zu äußerst an den Seiten.

Wisst ihr, wozu ihr brandet an den Felsenrippen? —
Damit die Schiffe, die das Glück des Volkes tragen,
Die Tiefen finden mitten in dem Strom der Zeiten.

Volk und Adel.

Wie alt ist wohl der Streit, der heftig zwischen
Den Demokraten und Aristokraten
Entbrannte und die Welt zu Freveltharen
Hinriß, die sich in jedes Streben mischen?

Die Griechen, Römer streuten, wie die frischen
Germanenvölker solcher Kämpfe Saaten.
Auch uns're Zeit ist tief hineingerathen,
Sie konnte kaum des Schuttes Spur verwischen.

Und jetzt noch ist ja nicht der Streit geschlichtet,
Fast täglich zündet er im Volksgewühle;
Der Kämpfer gibt's in beiden Lagern viele;

Sie steh'n entschlossen unter eh'rnem Banne,
Gefaßt, zu trotzen bis zum letzten Manne,
Zu ruh'n erst, wenn von beiden eins vernichtet!

Muth gefaszt!

Es liegt ein altes Segelschiff am Uferrande;
Beschäftigt ist schon lang mit Theeren und mit Flicken
Gar manche Hand an Ruderwerk und Balkenstücken,
Die dröhnend weichen aus dem mächtigen Verbande.

Nun stoßen sie es gar mit einem Ruck vom Strande,
Und schwimmen soll es auf dem hohen Meeresrücken
Und trotzen des Orkanes tausendfachen Tücken,
Der aufgewühlten Fluth, dem allgemeinen Brande.

Die Maste wanken und die Segel sind zerrissen,
Das morsche Steuerruder liegt in schwachen Händen,
Die Wogen brausen, — schirme Gott! — wie wird das enden?

Matrosen auf! Laßt uns die alte Flagge hissen!
Nicht hilft jetzt der Versäumniß reuevolles Jammern,
Vertraut den oft erprobten starken Eisenklammern! —

Zur rechten Stunde.

Auf hohem Meere treibt ein Schiff mit schweren Lasten
Und kämpft, den Widerstand der Wogen zu bezwingen,
Denn heim aus fremdem Land will's reiche Güter bringen;
Sie tauchen unter fast den übervollen Kasten.

Schon dröhnt's und droht der Sturz den riesenhaften Masten,
Die Windsbraut schlägt darein mit schwarzen Geisterschwingen.
„Wir müssen's wagen, sollt' uns auch die See verschlingen,
Nichts werfen über Bord wir!" — rufen die Phantasten.

In sich gekehrt und unbesorgt um dieses Rufen,
Steht auf dem Deck des Schiffes hoher Herr und Hüter,
Befiehlt: „'s ist Zeit, werft Ladung über Bord! Ihr Thoren!

Des Schiffes Reichthum bring' ich meinem Volk ans Ufer,
Sind uns gerettet nur des Lebens beste Güter,
Sei immerhin der bunte Flitter uns verloren!"

Gegen Osten.

Zu beklagen ist es, zu beklagen,
Daß die Fürsten unsers Volks im Wahne
Des erträumten Friedensglücks die Fahne
Uns voran nicht gegen Osten tragen.

Deutscher, wisse, daß in alten Tagen
Krieger dir gewesen jeder Ahne;
Krieger ist von Haus aus der Germane,
Wie man liest in Liedern und in Sagen.

Nun wohlan! stellt aus die wachen Posten,
Werbt mit Wirbel und Trompetenschmettern
Deutsche Krieger, Schützen so wie Reiter.

Gebt Befehl! — Auf, Kinder, gegen Osten!
Und sie stürmen fort gleich Donnerwettern,
Vorwärts längs der Donau und so weiter!

Das junge Geschlecht.

Heldenmüthig haben sie gefochten
In viel tausend sieggekrönten Schlachten,
Jene seelenstarken Ungeschlachten,
Die so derb an Roma's Pforten pochten.

Sie, die sich den Erdkreis unterjochten,
Römerland zu deutschem Erbe machten,
Und bis sie das große Werk vollbrachten,
Nicht am Friedensherd sich lagern mochten.

Schämen müßten wir uns Alle, schämen,
Wenn sie aus den Heldengräbern schritten
Und zu schau'n nach ihren Enkeln kämen.

Ach, wie Viele müßten wir gestehen,
Daß wir noch kein and'res Blut gesehen,
Als wenn wir uns — in den Finger schnitten.

Oesterreichisches Bewußtsein.

Meine Stellung.

Der freie Dichter, deutschen Blutes Sprosse,
Der lieben Heimat treu in ihren Weh'n,
Der stets beim Schwächern stand als Kampfgenosse,
Wie sollt' er je im Heer der Stärkern steh'n?

Für Volksthum focht er treu in allen Tagen,
Sein Wort der Losung war: Gerechtigkeit!
Wie sollt' er nun, zum Drängerheer geschlagen,
Beim Unrecht steh'n im Irrsal dieser Zeit?

Der 4. September 1842.

So lauten sie, des königlichen Mannes Worte:
„Kein Prachtbau, nein, ein Werk, dem Brudersinn geweiht,
Erhebe herrlich sich des hohen Domes Pforte,
Die Pforte einer neuen, guten, großen Zeit!

Der Zeit, wann alle Stämme innig sich verschmelzen
Zum großen Horte mitten zwischen allen Landen,
Daran die Wogen, die sich her von Westen wälzen
Und auch von Osten, brechend wieder rückwärts branden.

Denn alle Gauen, alle Lande, alle Stände,
Sie werden jetzt sich brüderlich zusammenfinden;
Zum Bau des Vaterlandes helfen alle Hände,
Und in Vergessenheit gesenkt sind alte Sünden!"

Erste Volkshymne.

Großer Gott! erhalt' und schirme
Unsern Kaiser und sein Reich,
Daß er's durch der Zeiten Stürme
Lenke kühn und heldengleich;
Daß er auf erhab'nem Throne
Lange herrsche segenreich;
Seine angestammte Krone
Schütze Gott im Himmelreich!

Laß die alten Fahnen wehen
Immer siegreich in der Schlacht,
Laß aus jedem Kampf erstehen
Herrlicher des Kaisers Macht,
Daß ihm reicher Lorbeer blühe,
Unverwelklich wundergleich,
Und uns Stolz im Herzen glühe
Auf das große Oesterreich.

Wie der Donau Fluthen wallen
Mitten durch, ein schwellend Band,
Ein Gedanke ström' in allen
Völkern hin durch's Vaterland.
Eng in Leid' und Freud' verbunden
Und in wahrer Freiheit gleich,
Soll sich ihre Kraft bekunden
Im verjüngten Oesterreich.

Oesterreich durch alle Zeiten
Sei in kampfbegier'ger Welt,
Wo entzweite Mächte streiten,
Als Vermittler hingestellt.
Schwachen hilfreich, furchtbar Starken,
Seinem hohen Gründer gleich,
Rings umwallt von festen Marken:
Also walte Oesterreich.

Auf des Kaisers Heldenmuthe
Stehet fest das Kaiserreich,
Und so bleib' es stets das gute,
Altehrwürd'ge Oesterreich.
Und so schreit' es durch die Stürme
Mächtig und an Ehren reich;
Großer Gott, erhalt' und schirme
Unsern Kaiser und sein Reich!

Zweite Volkshymne.

1851.

Gott erhalte unsern Kaiser,
Oesterreichs erhab'nen Herrn!
Allgeliebt, ein Held und Weiser,
Ist er unser Hort und Stern.
Jubelnd streu'n wir frische Reiser,
Singen wir ihm nah' und fern:
Gott erhalte unsern Kaiser,
Oesterreichs erhab'nen Herrn!

Laß ihm gegen Feinde glücken
Seines Schwertes tapfern Streich,
Daß ihn reiche Lorbeern schmücken
Unverwelklich, wundergleich;
Daß wir, stolz im Herzen, blicken
Auf das große Oesterreich:
Gott erhalte unsern Kaiser,
Mächtig und an Ehren reich!

Wie der Donau Fluthen wallen
Mitten durch, ein silbern Band,
Also ströme in uns Allen
Ein Gefühl durch's ganze Land.
Hoch im Liede soll es hallen
Zu des Reiches fernstem Rand:
Gott erhalte unsern Kaiser
Und das liebe Vaterland!

Heute wie in allen Zeiten,
Mitten in bewegter Welt,
Wenn zum Kampf die Völker schreiten,
Als ihr Mittler hingestellt,
Mag zum Schutz des Rechtes streiten
Oesterreich, der alte Held:
Gott erhalte unsern Kaiser,
Groß im Frieden, stark im Feld!

Schirm' des Kaisers hehre Krone,
Großer Gott im Himmelreich,
Laß auf angestammtem Throne
Lang ihn herrschen segensreich!
Also fleht in vollem Tone
Das verjüngte Oesterreich:
Gott erhalte unsern Kaiser
Und sein treues Oesterreich!

Der 10. Juli 1849.

So ist sie wieder da, die immer schöne Stunde,
Von uns wie sonst in tiefster Seele froh begrüßt.
Es geht das Wort von Mund zu Mund und bringt dir Kunde
Von dem, was innen lebt und unvergänglich ist.
Es ist das ewig Gleiche. Denn wie wir dich lieben,
Das ist dir, Herrliche, nicht neu; unwandelbar
Ist's wie du selbst von Anbeginn und immerdar.
So ist denn Alles ganz, so wie es war, geblieben.

Doch halt, nicht Alles; nein, ein schmerzliches Vermissen
Verbergen wir vergebens, da wir von den Theuren
Gar viele sehnsuchtsvoll in weiter Ferne wissen,
Die sonst gewohnt, den schönen Tag mit dir zu feiern.
Wo ist des Volkes Lust, der Jubel der Verehrung,
Der sich in Sang und Tanz im off'nen Haus erging,
Wo diese volle Welt von Glück, das mit Verklärung
Dein freud'- und anmuthleuchtend Angesicht umfing?
Der Sturm, der durch die Welt in dröhnenden Accorden
Hinbrauste, hat auch dieses Hauses liebe Räume
Berührt; wir fühlen's heute wohl, 's ist stiller worden,
Und ernsten Bildern weichen jene heitern Träume.

Wir folgen unsern Brüdern in die Gluth des Kampfes,
In dem man um den Preis des Heldentodes wirbt;
Wir denken an den Qualm des dicht'sten Pulverdampfes,
Von dem umwirbelt manches Kriegers Hauch erstirbt.

Wir denken an der Reiter stürmende Schwadronen,
Die selber todestrotzig auch den Feind nicht schonen,
Wir denken an Verderben sprühende Geschütze
In off'ner Schlacht und vor dem starren Meut'rersitze.
Welch' eine Welt! Von Grund aus wie zerstörungssüchtig,
Mit blinder Willkür ringt der rechtbeseelte Wille
Den Kampf auf Tod und Leben. — Selten, flüchtig
Erhascht das Herz ein Stückchen freundlicher Idylle.
Und während rings der alte Staatenbau erzittert,
Wie wär' es möglich auszuharren unerschüttert,
Wenn nicht in uns ein leuchtender Gedanke lebte
Und kräftigend uns vor im klaren Bilde schwebte!
Ob Menschen fallen, Städte brechen, — über Trümmern
Empor seh'n siegreich wir's im hellen Strahle schimmern.

Erhebe deinen Blick; sieh' Austria verjüngt,
Die sich aus allem Sturm und Drang zu neuer Glorie schwingt.
Wie groß und herrlich! Schildbewaffnet, helmgeschmückt,
Minerva gleich, der Führerin der Schlachtenlanze,
In edler Schönheit jugendliche Kraft; es blickt
Die Zuversicht aus dieses Auges dunklem Glanze.
Im Kampf besiegt Italia zu ihren Füßen,
Sie, die im dreisten Uebermuth sich losgerissen,
Und jetzt in ihrer Ohnmacht drückendem Gefühle
Sich beugt und birgt in Austrias schirmendem Asyle.
Nachgiebig nur dem eisernfesten Arm des Kriegers,
Tritt auch heran die stolze Tochter der Avaren,
Die Maid vom Tissastrand, und folgt dem Schritt des Siegers,
Unfügsam willig, mit im Kampf gelösten Haaren.
Denn wieder einmal hat ihr Asias heißes Blut
Die ungezähmte Brust aufwallend überströmt;
Doch wie ein schlanker Berber wird zu edlem Muth
In ihr der Uebermuth der Urnatur gezähmt. —
In königlicher Ruhe aber schaut die Hohe,
Wie, Unterwerfung wieder bietend, nah'n die Starken;
So zwingt den ungeberd'gen Geist die Schlachtenfrohe
Und wachet schirmend über ihres Reiches Marken.

Und wenn ihr jetzt die Lebenspulse höher schlagen,
Und wenn sie stolz ihr Haupt erhebt im Rath, im Feld,
So kann sie dem bewundernden Europa sagen:
„Ich hab' nun einen Kaiser, der zugleich ein Held!"

Der Vorhang sinkt; es ist die Schilderei zu Ende,
Wir legen uns're Huldigung in deine Hände
Und wünschten, Hochverehrte, daß sie dir gefällt.
Erwäg' in Nachsicht die uns eng gezog'ne Schranke,
Sei dem Gelung'nen hold und für die Mängel blind,
Und denke nur: Was wir vor Augen dir gestellt,
Ist deiner Kaisertreue heiligster Gedanke,
Im Bild verkörpert durch dein Liebstes — durch dein Kind!

Auf Maxing.

Am 6. Juli 1850 geschrieben.

Wo jüngst noch auf des Grundes karg begrüntem Sande
Der Nebel lag, der Wind durch Dornenhecken strich,
Du niedlich Häuschen, wie aus meinem Alpenlande
Ein schönes Traumgebilde, so gemahnst du mich.

Weil Träume flieh'n, hat dich im Fluge festgehalten,
Der dich geträumt; hat dich mit allem Reiz geschmückt
Und phantasiegewandt im sinnigen Gestalten
Auf dieses Stück Natur des Geistes Spur gedrückt.

Ich kann nicht freudverschwiegen hier vorüberzieh'n,
Gedenkend, daß an diesem Tage ihm die Welt,
Dem Leben und der Welt er selber ward verliehen —
Sei Aller Wünschen auch der meine zugesellt!

Wo aber starke Kraft die selt'nen Gaben kündet,
Ein Geist sich regt, der leicht zur Klarheit sich erschwingt,
Ein ernster Wille, fest und stark in sich gegründet —
Was bleibt dem Wunsch, wenn er sich auch zum Höchsten ringt?

Doch weil die That für jede Kraft das wahre Leben,
So sei denn dies am heut'gen Tage unser Gruß:
Sich immer steigernd fehle nie dem hohen Streben
Gelung'nen Schaffens ewig neuer Hochgenuß!

An Max von Mexiko.

1851.

Glück auf, mein Prinz! auf der neuen Bahn,
Die du betrittst mit jungem Erkühnen!
So groß auch und mächtig der Ocean,
So ungeduldig, den Menschen zu dienen,
Wird, unterthan deinem festen Wollen,
Er vor dir her seine Wogen rollen.

So müssen sie sein, so lieben wir sie,
Die Jünglinge all' aus Habsburgs Stamme.
Es loderte in deiner Seele früh
Des Thatendurstes heilige Flamme;
Sie lod're empor zum herrlichen Brande
Und werfe den Schein bis zum fernsten Strande.

Der mächtig am Ufer die Flügel schlägt,
Der Aar von Oesterreich soll sich erheben
Und über dem Schiffe, das dich trägt,
Geleitend hoch in den Lüften schweben;
Ein beschwingter Führer nach unserer Meinung —
Auf hoher See eine hehre Erscheinung!

Zwar nicht vorüber an Inselbesitz,
Die Oesterreichs Herrn als Herrscher erkennen,
Wird die Flagge dich führen; Kanonenblitz
Wird nicht von eigenen Wällen brennen.
Doch zagen wir nicht: es graut ein Morgen —
Und der Kaiser wird, daß es Tag wird, sorgen!

Manch' schwimmendes Eiland wächst zur Stund'
Auf unseren Bergen und harret entgegen,
Bis wir es hernieder vom Waldesgrund
In die schwellenden Arme der Fluthen legen,
Damit es mit eisengepanzerten Rippen
Hindurch sich kämpfe durch Sturm und Klippen.

Wohlan, mein Prinz! In deiner Brust
Ist mahnend erwacht die Stimme des Ruhmes,
Entschlossen folg' ihr und kraftbewußt
Zum Glanze des herrlichen Kaiserthumes!
Du wirst dich ihm zum Helden entfalten,
Und Gottes Arm wird über dir walten!

Das ganze Reich ein Dom.

Gedichtet am 18. Februar 1853.

Die Nacht bricht an. Was drängt zu dieser Stunde
Das Volk sich zu dem alten Dom heran?
Er faßt es nicht und außen in der Runde,
Da schaart sich's enge, Mann an Mann.

Wohl sonst zu Siegeshymnen über Feinde
Schon oft mit diesen Glocken tief und rauh —
Zu solcher Feier hast du die Gemeinde
Noch nie versammelt, hehrer Gottesbau.

Doch hast du auch in heißeren Gebeten,
So alt auch deine schwarzen Mauern, kaum
Gesehen zum Altar die Völker treten
In deinem gottgeweiht erhab'nen Raum.

Der Todesfittich, hart am heil'gen Haupte
Des Herrn vorüberschwirrend, hat mit Macht
Die schlummernde, im Wahn nur todt geglaubte,
Die Gluth der alten Liebe angefacht.

„Gelobt sei Gott! Es thut ein fester Wille,“
So ruft das Volk, in ernster Zeit „uns Noth,
Damit er Oesterreichs Geschick erfülle;
So wandtest du den Tod, der ihn bedroht.“

Allein die heißesten der Dankesspenden
Die Thränen eines Mutterherzens sind:
„Zum zweiten Mal, o Herr, aus deinen Händen
Empfang' ich meinen Kaiser und mein Kind.“

Und das Gebet erhebt sich zu den Sternen,
Es schwillt und strömt hinaus, ein mächt'ger Strom,
Bis an des Reiches Grenzen, an die fernen,
Nur Ein Gefühl — das ganze Reich ein Dom!

Der Kaiser sucht indeß, von Schlafesschwingen
Nur leicht umfächelt, Ruhe, wund und müd';
Und halb im Traume hört er leis' ein Klingen,
Als säng' ein schöner Engel ihm das Lied:

„Der Streich, o Herr, nach deinem Haupt gezielet,
Er fiel und glitt — und traf des Volkes Herz;
Der Schmerz der Wunde aber, den es fühlet,
Es ist zu dir der echten Liebe Schmerz.“

Unseres Kaisers Glück.

1853.

Durch die Welt fliegt rasch die Kunde,
Die für uns voll Wonne ist;
Gönne nun dem Dichtermunde,
Daß er dich als Herrin grüßt.

Hohe, sieh', wie Aller Augen,
Wo du weilst, so freundlich mild,
Liebend in die Seele saugen
Dein jungfräulich holdes Bild.

Wer's erschaute, voll Verehrung
Hält er's fest im Herzen d'rin,
Und er flüstert in Verklärung:
Das ist meine Kaiserin.

Dich zu sehen, dich zu kennen,
Seligkeit ist's jedem Blick,
Denn mit deinem Namen nennen
Wir nun unsers Kaisers Glück.

Aber dir auch in dem seinen
Blüht gerechter Stolz und Ruhm;
Glorreich führet er den deinen
Ein in Klios Heiligthum.

Suche auf den Thronen allen,
Wo ein Herrscher, so wie er,
Der, wie auch die Würfel fallen,
Unerschüttert, groß und hehr.

Der, in seines Lebens Lenze
Schon ein Held, in Schlachten stand
Und sich reiche Lorbeerkränze
Um die junge Stirne wand.

Der sein Reich zum lichten Morgen
Führte aus der düst'ren Nacht,
Der den ernsten Herrschersorgen
Seine Jugend dargebracht.

Darum rufen Millionen
Flehend dir, o Hohe, zu:
„Gott wird ihm's im Himmel lohnen —
Hier auf Erden sollst es du!"

„Ihn für all' dies zu beglücken,
Herrin, wir vermögen's nicht;
Sieh', uns müßte sie erdrücken —
Nimm auf dich die schöne Pflicht!"

Mein Heimatsland.

Wer kennt mein Vaterland und rühmt
Es nicht vor jedem andern Land
Und sagt nicht redlich, wie sich's ziemt,
Daß er noch nie ein schön'res fand?

Die Ferner all' so hoch und kühn,
Das Thal anmuthig, bachdurchrauscht,
Des Berges Abhang dunkelgrün,
Wo scheu das Wild im Dickicht lauscht.

Und Hütten ringsum leicht zerstreut,
Wo dich der wack're Landmann grüßt,
Der sich gar schöner Sagen freut
Und stolz auf seine Heimat ist.

Wo hat geflammt in Schlachtengluth
So tiefe Kraft, so heldengleich,
Wo ist ein Volk, an frohem Muth
Und frischem Alpensang ihm gleich?

Wo hörst du auch so jugendfroh
Des Mannes freie Rede sprüh'n,
Wo siehst du junge Dirnen so
In weiblich holder Fülle blüh'n?

Adlerheimat.

Wo horsten sie gerne, die jungen Adler? —
Hoch oben zwischen den Felsenzacken,
Fern vom Gesindel, das Staub aufjagt
Und vor den Lüften der Freiheit zagt.
So hoch, unerreichbar dem grämlichen Tadler,
Dort horsten sie gern, die jungen Adler,
Mit reinem Auge und freiem Nacken!

Wo die Adler, die jungen, so gerne horsten? —
Dort, wo sich die Schwingen regen können,
Dort, wo das scharfe Auge schauen
Kann über die herrlichen deutschen Gauen;
Dort mag er so gern, der Adler, horsten.
Die feuchtdüst're Heimat in tiefen Forsten,
Die will er dafür der Eule gönnen.

Wo horsten die Adler, die jungen, so gerne? —
Das Licht, das den häßlichen Uhu scheuchte,
Wie schlecht auch dem blinden Vogel es tauge,
Ist Nahrung dem kühnen Adlerauge;
Dort horstet der Adler, der junge, so gerne,
Recht hoch, von der Sonne nicht gar zu ferne,
Auf daß sie ihm klar in das Auge leuchte.

Wo horsten so gerne die Adler, die jungen? —
Auf tief gefurchten Gebirges Stirnen,
Auf welche Natur, in Stürmen bewegt,
Den Stempel gewaltiger Kämpfe geprägt.
D'rum horsten so gern die Adler, die jungen,
Im herrlichen Lande, in dem sie entsprungen,
Im Felsenbau riesiger Alpenfirnen.

Anno neun.

1839.

Es war, ihr wißt's, vor dreißig Jahren
Germanias Himmel schwer umnachtet
Von düster-schwarzen Wolkenschaaren,
In Banden hat das Volk geschmachtet
Und rang zum Himmel. Doch die Sterne —
Kein Mittel gaben sie, zu retten;
So trug es denn, ob auch nicht gerne,
Des finst'ren Corsen harte Ketten.

Da rafft sich auf ein kleines Völklein
Mit altem Muth und trotz'gem Wagen
Und war das erste finst're Wölklein
Am heit'ren Tag des Demophagen.
Die Brüder sah'n's im deutschen Reiche,
Die Wangen glühten hell in Flammen,
Sie standen auf, zu thun das Gleiche:
Da brach das Fremdenjoch zusammen.

Tiroler Lenz.

Als von dem Berge niederquollen
Aufthauend wilde Felsenbäche,
Da ging durch's Land ein finst'res Grollen,
Daß sich das Volk der Alpen räche.
Das war ein Frühling! Kühnstes Regen
Durchdrang die alten Bergeshelden,
Sie brachen dem Marschall den Degen
Und ließen's seinem Herren melden.

Die Hoffnung pflanzte gold'ne Bäume
Und streute Korn zu schönen Saaten,
Die Väter träumten schöne Träume. —
Ist auch nicht Alles wohl gerathen:
Die Söhne wie die greisen Väter,
Sie haben ihre Kraft bewiesen. —
Des alten Ruhmes tapf're Retter,
Vom Enkel seien sie gepriesen!

Der Wintersteller.

Euch meinen Gruß im Glanz des Morgenrothes,
Euch altergrauen, mächt'gen Felskolossen,
Verkünder ferner Zeiten, Throne Gottes!
Vom reinsten Aetherstrome rings umflossen,
Schaut ihr so stolz herab aus euren kühnen
Höh'n in das Thal, in Nebel eingeschlossen.

Wie schimmerten so blutig eure Zinnen,
Als fremde Unterdrücker in dem Lande
Sich schändeten mit schmählichem Beginnen!
Wie rauchten hundertfach auf steilem Rande
Die rothen Flammenzeichen! Endlich schlug
Der edlen Rache Stunde und mit Schande,
Besiegt, gefangen und entwaffnet trug
Die Schaar der Feinde ihr erbärmlich Leben
Aus dem befreiten Lande, wo vom Pflug
Zum schönsten Sieg der Landmann zog, denn eben
Die Hand, die friedlich sonst die theure Erde
Bebaute, mußte ihr die Freiheit geben,
Daß nicht ein harmlos Volk am stillen Herde
Vom ungeliebten, aufgedrängten König
In seinem guten Recht beirret werde.
Das Volk ist groß nicht, was es hat, ist wenig, —
Doch bieder ist's und treu und wohlgeübt,
Sein Ziel zu treffen, und die Kraft ist sehnig.
Und schlicht, wie's ist, nicht will es, den ihm gibt
Tyrannenwill', als Herrn; sein Oesterreich,
Das angestammte will es, das es liebt! —
Das wurmt Napoleon, da ruft er bleich:
„Sie sollen's theuer büßen, die Rebellen!"
Die besten Truppen sandt' er alsogleich,
Zu strafen die „treubrüchigen Gesellen".
Sie brachen ein ins unbewachte Land
Und wälzten wie empörte Stromeswellen
Sich fort und schleuderten den Feuerbrand
In unbewehrte Dörfer; ja, die Wuth
Der feigen Söldnerknechte legte Hand
Selbst an die schwachen Greise, und das Blut
Unschuld'ger Kinder, kranker Weiber träufte
Vom Stahl des Schwertes. Doch die heiße Gluth
Des lang gezähmten Grimmes reifte
In stiller Brust des Volks noch unbezwungen,
Ob auch des Unglücks Last sich täglich häufte. —

Starkmüthig Volk! Du hast's denn auch errungen;
Auf Gott, auf deine Kraft und deine Rechte
Gestützt, hast du die Geißel scharf geschwungen:
Da flohen fünfundzwanzigtausend Knechte,
Im Flieh'n noch sengend, gräßlich kalt im Morden,
Wie kein Vandale grausam sich erfrechte.
Sie floh'n verwirrt, wie wilde Räuberhorden,
Doch allwärts folgte die gerechte Rache
Des schwer gereizten Volks — sie ist ihm worden. —
Im Leukenthale, wo sich eine flache,
Fruchtbare Eb'ne weitet, deren Auen
Durchwässert sind vom klaren Achenbache,
Kirchdorf, das freundliche, ist dort zu schauen.
Ein traulich Kirchlein steht in seiner Mitte. —
Die Nacht liegt auf dem Thale schon mit Grauen. —
Da sitzt ein Mann in seiner stillen Hütte;
Tief in Gedanken starrt er, und die wache
Besorgniß scheuchet, ob er auch sich mühte
Den Tag hindurch, den Schlummer, und die Sache
Des Vaterlands, im Busen tief bedacht,
Macht's ihm zu enge unter seinem Dache.
Er eilt hinaus in kalte, finst're Nacht,
Daß er im frischen Hauche Ruhe fände.
Doch da ergreift es ihn mit Himmelsmacht:
Er ballt die Faust und hebt die starken Hände
Empor zum ew'gen stillen Sternenchor:
„Wann endlich kommt des Leidens frohes Ende?" —
Doch sieh'! Da glänzt am Berg ein Licht hervor,
Noch eins und noch eins! Wie sie erst nur flimmern,
So schlagen bald die Flammen hoch empor....
Das ist des Sturmes feurig mahnend Schimmern!
Auf, auf! So schreit der Glocke eh'rner Mund,
Die Stund' ist da, die Ketten zu zertrümmern! —
Bald ist's im ganzen weiten Thale kund,
Lebendig wird's, da schallt denn alsobald
In jedem Dörflein wildes Jauchzen; rund

Aus fernen Schluchten laut die Büchse knallt.
Das ist des Schützen Sprache, die er spricht,
Die nah' und fern in Bergen widerhallt.
Und um den Wintersteller, treu der Pflicht,
Versammeln sich die Braven ohne Bangen. —
Er weilt noch drin' beim trauten Lampenlicht,
Sein treues Weib hält ihn noch fest umfangen.
Wie ist's so schwer von seinen Lieben scheiden,
Wenn Wetterwolken schwarz am Himmel hangen!
Er reißt sich los, den süßen Trost im Leiden,
Den holden Knaben, küßt er noch und winkt:
„Auf Gott vertrau', so ist es wohl uns Beiden,
Wir seh'n uns wieder, eh' die Sonne sinkt!"
Und jubelnd zieh'n sie fort, er in der Mitte. —
Es graut; nur hie und da ein Sternlein blinkt;
Er aber geht voraus mit festem Schritte,
Begeistert fühlt er sich zum kühnen Wagen,
Und wie er vorwärts eilt mit festem Tritte,
Siehst du ihn ob all' den Andern ragen.
Und wie sie dorthin kommen, wo das Thal
Sich engt am Ausgang, sieht man's mälig tagen. —
Es glänzt der Morgenröthe sanfter Strahl —
Da senkt sich Andacht tief in jedes Herz,
Und auf den theuren Boden kniet die Zahl
Der wackern Männern nieder; himmelwärts
Wird Aug' und Geist zum güt'gen Gott erhoben,
Und still und feierlich ist's allerwärts. —
Fern regt sich's; Waffen blitzen, und das Toben
Kommt nah' und näher; Feindesschaaren breiten
Sich aus im Thal nach unten und nach oben.
In rascher Hast an ihrer Spitze reiten
Gar schön geschmückte Führer, auf der Flucht
Des Lebens Gut zu retten. — Als vom weiten
Dies seh'n die Männer in der Bergesschlucht:
O wie sie da von Kampfeslust erglüh'n!
Doch ob auch Mancher ungeduldig flucht,

Der Wintersteller wehret: „Laßt sie zieh'n,
Noch ist's nicht Zeit.“ — Sie schauen wild und schweigen. —
Die feigen Söldner unten werden kühn,
Da sich im Thal kein Widerstand will zeigen:
Da herrscht Gewalt und Jeder ist Despot
Und bricht, was ihm sich willig nicht will beugen.
Schon streckt die rasche Flamme blutig roth
Und prasselnd ihre leichten Feuerarme
Zum Himmel, gleich als riefe sie zu Gott
Um Rache. — Aechzend, daß sich Gott erbarme,
Steigt schon der laute Jammerruf empor;
Wie dringt es doch so dolchscharf in das warme
Gemüth dem Wintersteller! — Und hervor
Aus seiner tapfern Schaar trat ohne Zagen
Ein kecker Jüngling, der ihn hoch beschwor:
„Führ' uns hinunter, laß' uns muthig wagen,
Blick' um dich her und sieh', daß Keiner zagt,
So werden wir die blut'gen Tiger schlagen.“
„Noch ist's nicht Zeit,“ der Wintersteller sagt,
Schaut grimmig in der Feuerflammen Graus
Und schweigt, ob's auch in seiner Seele nagt.
Es tobt der Brand in seinem schönen Haus;
Er sieht's, doch kann's den Helden nicht erschüttern.
Es stürzet hin mit polterndem Gebraus,
Laut krachend, wie wenn in den Ungewittern
Ein Blitz durchfährt den Stamm der hohen Eiche;
Es rührt ihn nichts; allein mit Angst und Zittern
Gedenkt er seiner Gattin; ihre bleiche
Gestalt erwacht in seiner Seele: „Ach,
Wo weilt die arme, schwache, schmerzenreiche?
Schutzlos, verlassen irrend, ohne Dach,
Von Tigern hier und dort vom Elemente
Bedroht, das jede Fessel schon durchbrach;
O daß ich ihr zur Seite stehen könnte,
Daß mit dem liebend mitgefühlten Schmerz
Das wunde Herz sich freudiger versöhnte! —

Doch still, mein Herz, sei felsenfest, mein Herz!
Die Rache lauscht." — Das Heer der Feinde hat
Das Maß der Grausamkeit erfüllt; da kehrt's
Den Rücken seiner grausen, schwarzen That
Mit teuflisch bösem Lachen. Doch schon keimt
Empor die blut'ge Ernte blut'ger Saat.
Und wie sich's gegen seinen Zügel bäumt,
Mit dem's der Reiter zähmt, das edle Roß,
So kampfesfroh die Schaar der Tapfern schäumt.
Da ruft der Wintersteller: „Nun brecht los,
Im Namen Gottes und des Vaterlandes!"
Es zielt der Schütz', es donnert das Geschoß,
Und was die Kugel suchte — ja, sie fand es,
Des Todfeinds falsche Brust, die Gott nicht schirmt.
Und sieh' da! Von dem Hang des Bergesrandes
Ein grimmer Haufe kühner Helden stürmt
Herab mit Gießbachs brausender Gewalt
Und furchtbar kämpft er; Leich' auf Leiche thürmt
Sich unaufhörlich; keine Gnade galt,
Wo Bahn sich brach das langgezähmte Zürnen
Und nur der Worte Fluch zum Himmel schallt:
„Fahrt hin, ihr Räuber! Jetzt, bei den Gestirnen
Laßt euch nur baß die schnöde Lust vergeh'n
Nach unsers schönen Berglands schmucken Dirnen.
Wir wollen uns're Thäler, uns're Höh'n
Befreien von den Sclaven des Tyrannen;
Flieht, Mörder, vor der Freiheit heil'gem Weh'n!"
So donnerten im heißen Kampf die Mannen
Und stürmten fort mit grimm'ger Löwenkraft,
Daß wenige nur der Feinde noch entrannen. —
Vollendet ist die ernste That. „Ihr traft
Die Feinde wacker," spricht der Wintersteller,
„Laßt Gott uns danken, der uns Sieg verschafft".
Und wie er's spricht, da blickt sein Auge heller
Im Glanz der Freude. — Frei sind die Gefilde,
Entrafft dem Drucke trotziger Befehler!

Heil dir, mein Vaterland! Wie strahlt so milde
Auf deiner Flur der Freiheit Sonnenstrahl,
Den schwarz der Knechtschaft Wolkennacht verhüllte. —
Doch hat gelichtet auch des Feindes Stahl,
Den dieser schwer im Tigergrimme schwang,
Der tapfern Schützenmänner karge Zahl,
Und mancher Mann, ob er auch Ruhm errang —
Vom edlen Heldenkampf kehrt er nicht wieder,
Vergebens harret die Geliebte bang.
Und wie die Schaar der braven Alpenbrüder
Hineilt in's traute, liebe Dörflein, wohl
Tönt da kein Jauchzen kühner Siegeslieder;
Denn ach, von fern die laute Klage scholl,
Daß sie hinauf zum dunklen Abendhimmel
Wie eines Brandes Feuersäule quoll.
Zum eig'nen Herd eilt Jeder im Getümmel,
Ob er ihn unversehrt noch stehend fände,
Und suchet seine Lieben im Gewimmel.
Ach, mancher findet grauenhafte Brände
Aus seinem Vaterhause prasselnd steigen
Und ringt, ob kräftig er das Unglück wende,
Trotzt der Gefahr, will ihr sich nimmer beugen
Und müßt' er sich begraben in den Trümmern. —
Es ist am Abend. Alle Stimmen schweigen,
Der Sonne letzte Abschiedsstrahlen schimmern
Auf die erhab'nen Gipfel mächt'ger Firne,
Und als im Ost schon blasse Sternchen flimmern,
Da sitzt ein Mann mit trüber, bleicher Stirne
Auf einem Felsenkopf; die dunklen Brauen
Sind eng gezogen, gleich als ob er zürne.
Allein im Aug', wo warme Thränen thauen,
Da sind des Schmerzes Spuren eingeschrieben.
Der Wintersteller ist es. Ach, getrieben
Von seines Schmerzes namenlosem Bangen,
Floh er zur Waldeshöh', einsam, von trüben
Gedanken nur begleitet, die wie Schlangen

Vergiftend und mit nagend scharfen Bissen
Sich fest an seinem Herzen angehangen:
Ward doch die theure Gattin ihm entrissen,
Wußt er doch nichts von seinem lieben Kinde! —
Und schauend zu des Himmels Finsternissen
Seufzt laut er in das Flüstern leiser Winde:

Funkelnde Sterne,
Wandler der Nächte,
Daß euer Flimmern
Hoffnung mir brächte!
All', was ich liebte,
All' meine Wonnen —
Ach, sind geschieden,
Ach, sind zerronnen!

Weh'! in der Flammen
Gräßlichen Schlünden
Mußte ihr Grab die
Trauliche finden!
Lieblicher Knabe,
War das die Wiege,
Daß sie dich schaukelnd
Himmelwärts trüge?

O du des Schauers
Nächtlich Gefieder,
Senke dich düster,
Senke dich nieder!
Decke des Unglücks
Feindliches Grauen,
Laß mich die Oede
Nimmermehr schauen!

Doch warum klag' ich
Trostlos, ihr Lieben? —
Ist mir von Allem
Eins doch geblieben:

Frei von der Feinde
Schmählichen Spuren
Sind des geliebten
Vaterlands Fluren!

Oesterreichs Zukunft.

Ich fühl's, mein Lied hat wie ein wildes Roß
Mich fortgeschleift und mir das Herz zerschmettert;
Den Deutschen treu stand ich als Kampfgenoss'
Im ernsten Streit, der Oesterreich durchwettert.

Sei's, wie es sei! Ich ahne Zukunftsfreuden,
Und kommen wird ein Tag, so wonnevoll,
Ein Tag, an dem der Kampf sich wird entscheiden,
Ob deutsch, ob böhmisch endlich siegen soll.

Ich freue mich, wenn auch in kühler Erde
Wohl lange schon mein müder Leichnam ruht, —
Ich hoffe, daß das Deutsche siegen werde:
In Habsburgs Sprossen fließt ja deutsches Blut!

III. Abschnitt.

Schöngeistige Prosa.

Das Meeresleuchten.

Novelle.

1840.

„Ueber die Dinge, wovon Sie neulich mit Eifer sprachen, habe ich in diesen Tagen Mancherlei gedacht. Ich bin zwar noch nicht zum Schluß gekommen; denn wenn ich Ihnen auch in mancher Beziehung beistimmen kann, so dünkt mich doch die Art, wie Sie sich den Einfluß der Naturmächte auf die Geschicke der Menschen denken, so wunderlich, überspannt, ja phantastisch, daß ich mir sie noch nicht ganz aneignen mochte."

So sprach zu mir eines Abends die Frau des Hauses, als ich in einen Familienkreis eintrat, nachdem ich den Armstuhl eingenommen hatte, auf welchen mir ein förmlich vertragsmässiges Recht eingeräumt war. Ich weiß nicht, war es die behagliche Wirkung dieses trefflichen Hausrathes, oder die Gewißheit, daß ich mir unter diesen lieben Menschen keinen Zwang anzuthun brauchte, oder die heitere Stimmung, die ich auf den Gesichtern der Anwesenden bemerkte, was mir Veranlassung gab, mich auf jene Anrede in der folgenden Erwiderung zu ergehen: „Sie haben mir die Aufmerksamkeit erwiesen, mit Geduld und

Ausdauer die Dinge anzuhören, welche zu äußern ich mich gedrungen fühlte; und wenn Sie auch im Ganzen, was ich sagte, nicht geradezu annehmen zu können glaubten, so haben Sie mir doch in einzelnen Theilen Ihre freundliche Zustimmung nicht versagt. Indem ich Ihnen nun dafür danke, muß ich zugleich wohl auch gestehen, daß ich mit mehr Ungestüm als Bescheidenheit von Erklärung zu Erklärung, von Bild zu Bild, von Analogien zu Folgerungen mich hinreißen ließ, so daß das Ganze wohl bunt genug fast wie ein phantastisches Gebilde und nicht als eine unbefangene Naturwahrnehmung aussehen mochte. Indem ich nun daran denke, wie ich mich entschuldigen könnte, so berufe ich mich auf eine Erfahrung, die Ihnen selbst nicht fremd sein kann; ich meine nämlich die, wie lockend es ist, sich der Gewalt seltsamster Gedanken, wie sie Einen ganz unvermuthet anfliegen und überraschen, zu ergeben. Es geht den Menschen mit diesen fast wie mit der Liebe; nicht wir haben sie, sie vielmehr ergreifen uns und wir merken's gar nicht; dann aber werden wir sie gewahr, sind aber schon so in ihrer Gewalt, daß es schwer ist, Gewalt über sie zu bekommen. — Nun weiß ich wohl, daß Sie mir diese Entschuldigung gelten lassen; aber ich weiß auch, daß es mit dem Entschuldigen noch nicht gethan ist: man muß gut machen, wenn man doch schon einmal gefehlt zu haben bekennt. Was soll ich nun thun? Zurücknehmen? Ruhige Ueberlegung hat mich aber bestärkt; so bleibt mir nichts, als vorwärts zu gehen. Kann ich Ihnen eine ganze Ueberzeugung geben, so habe ich meine Sache schon halb gut gemacht. Was aber unter Allem die eindringlichste Ueberzeugung gewährt, ist das Leben selbst. Auch verstehen wir es oder glauben es zu verstehen, lange bevor wir es in allgemeine Sätze zu fassen oder aus ihnen zu erklären im Stande sind; in dieser Form bietet uns eine Wahrheit etwas, woran wir sie anfassen, uns eigen machen können, während sie

entkleidet von der Gestalt, in welcher sie uns im lebendigen Dasein entgegenkommt, gleichsam unter den Händen entwischt oder der regen Theilnahme sich nicht zu bemächtigen versteht. Es ist darin auch wohl die alte Spur zu entdecken, die wir anderwärts immer sich bestätigen sehen: ich meine, daß wir mehr aus der Gesinnung als aus dem Gedanken zu leben gewöhnt sind; die Gesinnung ist allgegenwärtig, entscheidet schnell und richtig, wo der Verstand weitläufige Anstalten zu langweiliger Ueberlegung macht. Und so muß ich es dem glücklichen Zufalle danken, der mir die Kenntniß einer Begebenheit zuführte, von welcher ich glaube, daß sie nicht nur ihrer klaren Bedeutsamkeit, sondern auch des seltsamen Geschickes wegen, in das die Personen, aus deren Leben sie ein Bruchstück enthält, mit unwiderstehlicher Gewalt hineingezogen werden, Ihrer Aufmerksamkeit würdig erscheint. Ohnehin nehmen wir gerne an Allem Antheil, was uns die Macht eines seltsamen Einflusses auf das menschliche Leben vor Augen stellt, selbst wenn nur etwas Zufälliges als wirkend erschiene; um so mehr dann, wenn eine allgemeine Macht in ihrer vollen Unbezwinglichkeit sich vor unseren Augen an Wesen bethätiget, die ihrer inneren Anlage nach vielleicht unsere Theilnahme erregen. — Ich erwarte daher nur einen Wink, der mir Ihren Wunsch zu erkennen gibt, um Sie in kurzen Umrissen mit den Hauptmomenten dieser Begebenheit bekannt zu machen." — Nach dieser Vorbereitung mochten nun Alle etwas Sonderbaren gewärtig sein.

Es ist der immer lebendige Hang geistreicher Menschen zur Kritik, zum Gegensatz, der nicht leicht etwas seltsam Scheinendes unbeachtet vorübergehen läßt. Ich glaube, das war es, was sie bestimmte, die Erzählung zu verlangen, und so ließ ich meinen Gedanken freie Gewähr.

„Es ist nicht selten," fuhr ich fort „daß uns, wenn wir recht warm und bequem im Schooße unserer Familie sitzen, gerade

dann, wenn wir das ganze ungestörte Behagen dieser Lage genießen, die Lust anwandelt, in der Phantasie auf weiten, gefährlichen und beschwerlichen Reisen und Wagnissen uns herumzutreiben. Wir folgen einem solchen Zuge mit dem eigen angenehmen Gefühle und dunkeln Bewußtsein, daß wir auf diese Weise den Zustand unseres Daseins nach der gerade entgegengesetzten Seite hin vervollständigen, indem wir uns aus eigener Macht eine neue Sphäre, eine zweite Welt erschaffen, in die wir uns gelegentlich retten, wenn die ununterbrochene Gunst des wirklichen Lebens uns schon anfängt unerträglich zu sein; so liebt es die geheimnißvoll wirkende Seele, in den Träumen fremdartige Zustände vorzuzaubern.

Dieses sage ich, um Sie geneigt zu machen, mir auf einem weiten Zuge zu folgen, nicht in jene südlichen Lande des milden Himmels, des rein durchsichtigen, duftigen Aethers, der wundervollen Hügel, die in sanftem Wellenzuge über die Ebene hinzuschwellen scheinen — sondern zum äußersten Norden. Der kalte Ernst der norwegischen Landschaft drängt das Gemüth in sich selbst zurück; es wird nicht freundlich herausgelockt, daß es sich den Eindrücken hingebe, vielmehr verschließt es sich, so wie sich die Natur hier verschließt; und was die Erde enthüllend aus ihrem Schooße hervortreten läßt, ist eben nicht reich an mannigfaltiger Farbenpracht, ist ohne jene verschwenderische Poesie, mit der die Natur im Süden den Menschen an ihren geschmückten, duftenden, warmen Busen lockt. Berge mit kühnen Umrissen ohne den Glanz und die Gletscherpracht der Alpen ragen in der östlichen Ferne auf. Gegen Westen breitet sich der unendliche Ocean aus; die Wogen der Fluth branden an den Klippen des weithin unnahbaren Schnee-Ufers; das Rauschen schlägt betäubend ans Ohr, das Meer grollt, denn es ist unfreundlich wie die Küste, bei deren Anblick uns seltsamer Schauer ergreift. An einem Punkte dieser Küste gelangt man zwischen Klippen hindurch zum Hafen

einer kleinen Stadt. In diesen Hafen lief an einem unholden Herbsttage ein Schiff ein, das nur mit genauer Noth einem Sturme entgangen zu sein schien; denn selbst in der tiefsten Bucht gingen die Wogen sehr hoch. Glücklich und gewandt hatte jedoch der Steuermann Menschen und Güter in Sicherheit zu bringen gewußt. Die Seefahrer wurden ausgeschifft; so unwirthlich sie der scandinavische Boden empfing, so war es doch eine große Freude; einige begrüßten ihn als ihre Heimat, und das Vaterland schaut uns immer freundlich an. Von Neugierigen oder Angehörigen empfangen, gab es manche freudige Scene des Wiedersehens.

Getrennt von den Andern, blos mit sich und mit der Neuheit der Umgebung beschäftigt, war eine kleine Gruppe zu bemerken, bestehend aus einem Manne, einem Weibe und einem jungen, lebhaften Knaben. Mann und Knabe waren fremd, in Gestalt und Wesen war es zu erkennen, daß sie einem fernen südlichen Himmel gehörten; die Frau schien sich aus früher Jugend zu erinnern und mit Allem, was sie umgab, schneller zu befreunden. Nicht mehr jung, doch noch schön, war sie eine von den nordischen Physiognomien, in die langer Aufenthalt in einer fernen Wahlheimat Spuren allmäliger Umwandlung sich einprägten. Sie trat zu einigen sie umstehenden Einheimischen und stellte Fragen an sie und wies Papiere vor; ein Dienstfertiger drängte sich hinzu, um die verlangte Auskunft zu geben. Indessen hatte der Knabe, wie von innerer Furcht getrieben, sich an den fremden Mann gedrängt; dieser hob ihn auf seine Arme, und ihn halb mit seinem Mantel umhüllend, wies er mit der Hand hinaus auf das unruhige Meer. So standen sie eine Weile betrachtend, der Knabe ängstliche Worte flüsternd, der Mann beschwichtigend, bis die Frau wieder herbeikam und, was sie erfahren hatte, berichtete.

Wir verlassen die Scene, um rückwärtsschauend den Verlauf der Zustände in Betrachtung zu ziehen, die uns in die nähere

Bekanntschaft dieser Personen einführen können. Indessen sei es den Ankömmlingen überlassen, an dem neuen Wohnplatze sich zurechtzufinden und sich so gut als möglich ein freundliches Dasein einzurichten.

In jener Zeit, als einer der nordischen Staaten in seinen westindischen Besitzungen dem unterdrückten Verkehre die langersehnte Befreiung gewährte, hatte sich eine thatfertige, hoffnungsreiche Schaar zur Auswanderung in Bewegung gesetzt, um drüben über dem weiten Meere, auf der schönen und fruchtreichen Insel die Gaben eines milden Klimas zu sammeln, die Kräfte einer in Fülle spendenden Natur für sich und ihr Volk zu gewinnen und in der neuen Heimat den Grund eines neuen Lebens einer glücklichen Generation anzulegen. Es war damals die Richtung des abendländischen Sinnes, im Reich des Geistes, wie in der Natur nach der Tiefe, nach der Ferne zu streben, dort und hier ein neues Leben zu begründen.

Unter ihnen war ein junger Mensch, muthig und unternehmend, der sich unglücklich gefühlt hätte, wenn er im ruhigen Geleise hätte seines Weges gehen müssen. Dem ungestümen Lebensdrange in einem gewagten Unternehmen einen Schauplatz zu eröffnen, wo sich Glück und Zufall mit beharrlicher Thätigkeit um den Vorrang des mächtigsten Einflusses streiten, schien ihm durchaus wünschenswerth. Er schnürte sein Bündel, nahm Abschied von den Seinen, begab sich zu Schiff, und in möglichst kurzer Zeit bei sehr günstigem Winde landete er auf der Colonialinsel, einer jener kleinen Gruppen nahe an der Küste des festen Landes im karaibischen Meerbusen. Daß die Auswanderer während der Dauer der Ueberfahrt mit ihren Augen und mit den Gedanken theils zu dem Lande zurückschauten das sie verlassen hatten, theils aber sich mit den Vorstellungen und Erwartungen, deren Erfüllung sie entgegengingen, beschäftigten, daran wird Niemand

zweifeln. Da die Gesellschaft gemischt war, und der Zustand, auf einem Schiffe zusammenzuwohnen, ringsum ein weites, tiefes, unsicheres Element, ohnehin die Gemüther gleich näher zusammenrückt, so befanden sich diese Leute bei dem gemeinsamen Interesse in ihrer Weise ganz leidlich und in zufriedener Stimmung; auch an näherem Verkehre fehlte es nicht.

Während nun jeder nach seiner Weise die Zeit des kleinen Lebensinterregnums der Ueberfahrt zubrachte, hatte unser junger Norwege das Vergangene zusammenzufassen und auf der Schwelle einer neuen Lebensepoche mit Aufmerksamkeit einen bedächtigen Ueberblick zu gewinnen gesucht; er hatte ernsthaft den Gedanken verfolgt, wie er seiner Kenntnisse und Geschicklichkeiten, des Erfahrenen und Vernommenen sich nun bedienen wolle, um seine neue Existenz auf eine breite, sichere Basis für jetzt und künftig zu bauen. Selten sind die Menschen, die es wissen oder fühlen, daß eine ganze Geschichte von Ergebnissen und Schicksalen, daß eine weithinreichende Zukunft auf ihrer Gegenwart ruht, und daß jene Segen oder Fluch über diese ausspricht. Unter die, welche die Wichtigkeit der Gegenwart fühlend beherzigen, gehörte er, und darum kam in seiner neuen Sphäre nichts unerwartet oder überraschend; er überschaute und beherrschte die Verhältnisse, in deren unbedingter Macht sich die Anderen oft so ungeberdig benehmen und den Widersachern ein ergötzliches Schauspiel gewähren. Daher kam es, daß er in kurzer Zeit durch Thätigkeit und Umsicht zu Einfluß und reichlichem Besitz gelangte und sich in dem neuen Vaterlande, in dem nach und nach um ihn sich sammelnden Kreise ein schönes, glückliches Loos fand. Während sich ruhig und sicher seine Wirksamkeit ringsumher erweiterte und er die Behaglichkeit der geschaffenen Lebenssphäre zu fühlen und zu genießen angefangen hatte, konnte er sich nicht läugnen, daß seine Gedanken öfter in das alte Vaterland zurückkehrten und

mit einem süßen Vergnügen an den Schauplätzen der Jugendspiele weilten, und daraus mochte wohl bald das Sehnen entkeimen, als ein Mann, der sich seines Geschickes Haus fest gegründet hat, in die Gegend noch einmal zurückzukehren, die er als unruhig hoffnungsreicher Jüngling verlassen hatte. — Wie aber dies ihn zog, hielt ihn auf der anderen Seite sein häuslich begründetes Glück, und so mochte er dies nicht auf langer, gefährlich beschwerlicher Reise auf das Spiel setzen. Ein Sohn war ihm herangewachsen, der nun schon als tüchtig gründlicher Mann der Geschäfte in seine Fußstapfen trat, und während er in einem weitvorrückenden Alter gern in die Träume seiner Kindheit zurückschaute, sah er diese holde Zeit auch noch in einem lieben Enkel verjüngt und neu aufleben; an ihm genoß er noch einige Jahre eines schönen ungestörten Glückes — nur der Wunsch sein europäisches Vaterland noch einmal zu sehen, blieb bis an sein Ende unerfüllt. Sonderbar ist, daß von diesem Verlangen auf seinen Sohn nichts überging; dieser suchte nur sein gutgegründetes Haus zu erhalten und womöglich noch zu erweitern, während der Enkel heranreifend so gern sich an die Erzählungen und Schilderungen seines Großvaters erinnerte; diese Welt der Phantasie war in einem Sinne seine erste Welt, später als mit dieser kam er mit der wirklichen Welt seiner Umgebung in Berührung. Darum hegte er sie immer in seinem Sinne, und wenn auch während der Lebzeiten seines Vaters nicht daran zu denken war, in die ferne Heimat zu schauen, denn dieser war mehr auf das Wirkliche gestellt: so ließ er diesen Vorsatz doch nie ganz außer Acht.

Eine seltsame Verkettung der Ereignisse hatte sich in dieser Familie auch durch die Frauen ergeben, welche nach und nach als Gattinnen des Großvaters, Vaters und Sohnes eintraten. Jener hatte sich, bald nachdem er sich in angenehme Verhältnisse gesetzt sah, mit einer jungen Eingebornen vermählt, zu welcher er schon

aus der ersten Zeit seiner Ankunft eine große Neigung gefaßt hatte. Indem nun die Sehnsucht, sein altes Vaterland zu schauen, sich immer mehr und mehr entfernte, war es ihm ein Trost, daß es ihm gelang, seinen Sohn mit der Tochter eines norwegischen Ankömmlings zu vermählen. Er hatte dieses Wesen mit den treuen, blauen Augen immer gerne um sich, und in der schwiegertöchterlichen Sorgfalt fand der greise Auswanderer das Gemüth der Frauen und Mädchen seiner Heimat gar erfreulich gegenwärtig. Auch der Sohn hatte diese Wahl nicht zu beklagen, er war darin ganz und gar glücklich. Allein während er von seiner eingebornen Mutter Anhänglichkeit an das schöne Wahlvaterland seines Vaters einsog, scheint mir außer Zweifel, daß nebst dem Einfluß des Großvaters auf die Sinnesweise des Enkels wohl besonders die abendländisch-innige Mütterlichkeit große Gewalt ausübte. Daraus ist es leicht zu erklären, wie der Drang in die ursprüngliche Heimat sich ununterbrochen durch sein ganzes Lebensgefühl zog. — Doch wie es nicht selten geschieht, machte auch hier die Liebe einen Stillstand, kreuzte mit überwiegender Gewalt die Richtung des jugendlichen Herzens, und so war es ihm beschieden, mit einer liebenswürdigen Eingebornen sich zu verbinden. Dies machte ihn auf einmal seines früheren Zieles vergessen; er lebte ein glückliches Jahr an ihrer Seite, aber im Momente, als sie ihn durch einen schönen Knaben mit einem neuen Bande hier festbinden wollte, starb ihm die Inniggeliebte. Und alsobald wachte nun auch sein früheres Bestreben wieder auf, in welchem diese Liebe nur eine schöne und zugleich schmerzliche Episode war. — Und nun fing er ernstlich an, daran zu denken, sich von Allem, was ihn hier festhielt, loszumachen und seinen Sohn, sobald er im Stande wäre, eine solche Reise zu ertragen, nach Europa hinüberzuführen. Zwar selbst ein Fremdling, sollte diese seine junge Pflanze in der alten Heimat seines Namens von Neuem Wurzel fassen, keimen und Blüthen treiben.

Wenn irgend etwas, einen tiefen Schmerz durchzuringen, dem Herzen Muth und Ausdauer verleihen kann, so ist es ein lebendig gefaßter Entschluß, dessen Ausführung mannigfaltige Thätigkeit in Anspruch nimmt. So war es bei ihm. Die Sorge und der Verkehr, zu dem ihn diese Angelegenheit zwang, war der rettende Strand, wohin er aus dem Schiffbruch seines Liebeglückes sich flüchtete, und wodurch er allmälig Fassung und Besinnung gewann. Schon hatte er den Verkauf seiner weitläufigen Güter und Pflanzungen eingeleitet, dem letzten seiner Verwandten, der in Europa noch übrig war, Nachricht von der Rückkehr gegeben; er hatte des alten Vetters Freude vernommen, womit er der Ankunft entgegensah, und gerührt war er von der Mahnung des guten Mannes, er möchte die Abreise beschleunigen so viel er könne, denn er habe nun schon so viele Erwartungen schwinden gesehen und die Freuden eines alten Mannes seien von je auf schwachem Brette geschwommen. — So fühlte er sich, wie von seinem eigenen Innern, auch von Anderen getrieben und gab sich schönen Hoffnungen hin. Aber wer kennt nicht die Macht mißgünstiger Sterne:

> Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten;
> Bedingung und Gesetz und aller Wille
> Ist nur ein Wollen; — — — —

Eine schwere Krankheit warf ihn auf das Lager und nach und nach immer deutlicher fühlte er, daß er am Ende seiner Tage sei. Da raffte er alle seine Kraft zusammen, um noch für seinen zweijährigen Sohn Vorsorge zu treffen. — Er hatte einen treuen Diener, der schon seines Vaters Diener und Freund und nun sein Freund war. Diesen rief er an sein Sterbebett und legte ihm die Pflicht auf, an dem Knaben zu thun, als ob er sein Vater wäre; er trug ihm die Ausführung dessen auf, was er nun nicht mehr zu Ende bringen könne. Er wies ihm an dem Erbgute ein reich-

liches Auskommen an, dafür sollte er sich entschließen, den Knaben nach Europa herüber zu geleiten, mit ihm so lange die neue Heimat zu theilen und freundlich an seiner Seite zu stehen, bis er des Schutzes eines solchen zuverlässigen Wohlwollenden entbehren könne. Der Diener selbst aber werde an dem alten Verwandten einen hilfreich rathenden und theilnehmenden Mittler finden. Er legte in seine Hände alle die Papiere und Documente, und in seinem Vertrauen zu dem Freunde noch bestärkt durch das ernste Versprechen, das ihm dieser in tiefster Bewegung ablegte, fühlte er sich nun beruhigter, stiller, gab sich dem hin, was da kommen werde, und nach einiger Zeit schied er so von hinnen.

Nach diesem Ereignisse währte es noch ein Jahr und darüber, ehe sie sich einschiffen konnten; indessen war der Knabe zu einem lebhaften Jungen, schön, gesund und kräftig herangediehen, und nun glaubte der väterliche Freund es wagen zu können — und so ward die lange Seereise angetreten.

Ich habe nicht nöthig, etwas über den Fortgang derselben anzuführen, indem Sie schon wissen, daß die Reisenden an dem Ziele angekommen sind; zweifelsohne haben sie, während wir uns in der neuen Welt und in dem Schicksal der Familie unseres Knaben umsahen, sich bemüht, dem greisen Verwandten so schnell als möglich die Freude zu gewähren, den lieben kleinen Fremdling zu umarmen. So war es; nachdem sie ans Land gestiegen waren, reisten sie landeinwärts, und nachdem sie die großväterliche Heimat erreicht hatten, suchten sie den Alten auf. Allein vergebens, er war nicht mehr. Er hatte noch vor seinem Tode Vorsorge getroffen, daß das kleine Landgut seinem jungen Verwandten zukomme. Und so fanden sie denn Alles auf das Beste eingeleitet, daß, nachdem der Freund sich über die Person seines Schützlings ausgewiesen hatte, ihm alsogleich der Eintritt in den

Besitz geöffnet ward. Das Häuschen lag, von dem dazugehörigen Wesen von Feld und Acker und Wald umgeben, etwas entfernt von einer kleinen Stadt im Kjölengebirge, wo man von Drontheim über diese Bergkette in jenen Theil Norwegens herabsteigt, der östlich und westlich von den zwei sich trennenden Armen dieses Gebirges und südlich vom Meere eingeschlossen ist.

Es machte den Eindruck eines bescheiden begnüglichen Lebensbildes, sah als solches ganz ordentlich und gerundet aus, und unverkennbar war, daß eine Familie in längerer Folge von Geschlechtern Fleiß und Sorge darauf verwendet habe, dem kleinen lieben Eigenthum die möglichst günstige Gestalt und zugleich die vortheilhafteste Benützung zu geben. Obgleich dies nun Alles gut und besonders die kleine Entfernung von der Stadt dem väterlichen Freunde erwünscht schien, um, ohne die Vortheile der Stadt ganz entbehren zu müssen, doch einige Befreiung von den Zudringlichkeiten Neugieriger genießen zu können, die sich auf die erste Nachricht, daß der junge reiche Verwandte des alten Landmannes angekommen sei, auch gleich zu regen begannen: so mochte es ihm doch sonderbar bedünken, unter den günstigen äußeren Verhältnissen seines Pfleglings sich für ihn bei so eng beschränktem häuslichen Wesen zu bescheiden. Um ihn jedoch nicht der Umgebung, in der die hingegangenen Väter der Familie hausten, zu entziehen, kaufte er in der Nähe ein bequemes, ja für den Norden glänzendes Landhaus; und nun war es seine Sorge, für jenes Häuschen, damit es im guten Zustande erhalten werde, redliche Hände zu finden. Diese fanden sich, und nun zogen hier und dort die neuen Menschen ein und belebten mit ihren Hoffnungen, mit ihrem Glück und Unglück, ihrem Sinnen und Vollbringen die fremden verlassenen Räume. Wie sich dieser Zustand ruhig und freundlich unter diesen Leuten entwickelte, hätte man denken mögen, daß sich darin nicht nur ein günstiges Vorzeichen, son-

dern auch eine geordnete Begründung, ein gedeihlicher Boden zu fröhlicher Lebensgestaltung und zu einem stillen, schönen Wachsthum der mehrseitig freundlichen Verhältnisse zeige. Auch ging es lange so fort. Unser überseeischer Junge wuchs in dieser so fremden Umgebung auf, und sein Pfleger ließ es an keiner Sorgfalt fehlen. Zwar mußte anfangs seine Natur, in welcher die Gluth und Lebendigkeit des tropischen Klimas quoll, eine schwere Krankheit bestehen, jedoch schien sie das Spiel nicht auf Leben und Tod eingehen zu wollen, und so ergab sie sich den harten Bedingungen, welche der rauhe Norden ihr abdrang; sie bequemte sich dem Unausweichlichen, des Knaben angeerbte Kräftigkeit unterstützte sie: er ward wieder gesund. Und damit schien das feindliche Element sich der weiteren gewaltsamen Eingriffe und Störungen begeben zu haben. So war es auch, die Folge lehrte es; aber um desto sicherer und beständiger fing nun die Macht einer seinem Organismus so feindlichen Beschaffenheit der ihn umgebenden Natur geheim verborgen wirkend an, seine Natur zu bekämpfen. Jahre vergingen gemach; die Gestalt des Knaben hatte einen starken, hohen Wuchs versprochen, aber seine Natur war darauf angelegt, günstig treibende Einflüsse der warmen, lebenströmenden Lüfte zu bedürfen; sie hatte alle Bildsamkeit und alle Elemente reichlich in sich, allein ihre Gewalt des Entwicklungsdranges war nicht mächtig genug, um den widerstrebenden Boden, den kalten Nordhauch, die engen Fesseln zu bezwingen, worin die kargen Lebensgüter des Nordens verschlossen liegen; — wie eine Eisdecke lag es auf ihm und hemmte den raschen, leichten, fröhlichen Trieb seiner Entwicklung. So rang er den feindlichen Mächten sein Dasein ab, und sie konnten, so sehr sie ihn bekämpften, dennoch ihm die schöne Gestalt nicht entreißen, mit deren Grundformen und Kräften ihn die südlich verschwenderische Region seines Vaterlandes über dem Meere ausgestattet hatte.

In seinen ersten Jahren hatte er eine Lebhaftigkeit des Geistes und Hartnäckigkeit des Willens besessen, die man Ungestüm nennen konnte; und darüber hatten denn auch seine Gespielen manchmal zu klagen, wenn er, dem sie zwar in der kleinen Republik in Fällen der Entscheidung die Herrschaft zugestanden, sich's beikommen ließ, dieselbe über alle Grenzen auszudehnen. Er kümmerte sich übrigens wenig darum und fuhr fort, in gewissem Sinne als ihr Despot sich zu benehmen, wodurch er sich manchmal der kleinen Schaar gegenüber isolirte.

Während seiner Krankheit, welche die Ausübung seiner Herrschaft unterbrach, hatte sich in dem Grade, als sich Kraft und Lebendigkeit verminderte, seine Reizbarkeit erhöht, und so stand es nicht lange an, daß er die Verminderung seines Einflusses gewahr wurde. Eines Tages mußte er sogar die Beschämung ertragen, daß er hinter seinen vorzüglichsten Nebenbuhler zurückgesetzt wurde. Mit dem Gefühle der Unmacht zog er sich zurück und eine ungemeine Bitterkeit bemächtigte sich seiner Seele. Zu stolz, um sie zu äußern, schloß er sie in sein Gemüth ein, wo sie sich im stillen Hintergrunde für immer als eine dunkle Wolke lagerte. In diesem selbstgewählten Rückzuge verharrte er ohne Wanken.

In dieser Einsamkeit auf sich gewiesen und im Gefühle seines von der rauhen Natur ergriffenen kränklichen Körpers trüber Stimmung zugänglich, fiel er bald in schwermüthige Träumerei und fing nun an, statt vorwärts, rückwärts zu schauen. Der Meerfahrt konnte er sich noch wohl entsinnen, auch von dem schönen Lande, wo er früher war, hatte er ein dunkles Bild in seiner Seele zurückbehalten; diesen Bildern hing er nach, und was an ihnen fehlte, mußte Erzählung und Beschreibung ergänzen und ausführen. Sein besorgter Freund und Pfleger wurde nicht müde, das oft Gesagte zu wiederholen und immer Neues hinzu-

zufügen; immer aber gedachte er, in der freundlichen Absicht, dem Knaben sein neues Vaterland lieb zu machen, der Sehnsucht, mit welcher sein Vater, sowie dessen Großvater herübergelebt und -gestrebt in das kleine alte Vaterhaus. Auch der Knabe hörte das gerne und unterließ nicht, sich mit dem alten Besitzthum seiner Familie bekannt zu machen. Oft ging er hinunter in das Häuschen, das sein Pächter mit seiner kleinen Familie bewohnte, und fand sich in kurzer Zeit heimisch. Erst waren es die Vorstellungen, die ihn eben beschäftigten, und das wehmüthige Gefühl, das ihn zu beherrschen anfing, was ihn dahintrieb; bald aber, er wußte es wohl selbst nicht, war es etwas Anderes, was ihn zog. Heitere Stunden, die immer seltener wurden, fand er am ehesten in dem kleinen Hause des Pächters.

Jahre vergingen. Er trat in die Periode des Lebens, in welcher der Knabe zum Jüngling wird. Immer schwerer drückte die Last der feindlichen Natur auf seinen aufstrebenden Körper, immer widerstandsloser arbeitete sie verborgen daran, die Fäden seines Daseins von dem Boden, an den sie angesponnen waren, zu lösen. Diese Veränderung war Schritt für Schritt mit steter Abnahme des Antheils an der Gegenwart begleitet. Allgemach fingen die Dinge, die er früher liebte, mit Lebhaftigkeit begehrte, eines nach dem andern an, ihm gleichgiltig zu werden. Alles langweilte und verdroß ihn, und im leer trübsinnigen Zurückschauen schien sich all' sein inneres Leben aufzulösen. Er fühlte sich gedrückt, geängstigt, verstand aber dieses Gefühl doch selbst nicht; zwischen vier Wänden war es ihm immer zu eng; diesem Drucke wollte er entfliehen, und so schweifte er hinaus; überall kam er hin, aber nirgends war's ihm recht, nirgends fand er es, wie er's wollte, und doch — in diesem schrankenlosen Schweifen konnte er sich beruhigen, da es ihm unmöglich gewesen wäre, es an einem Orte eine Weile auszuhalten. Wenn er nun so am

Tage über die Haiden ging, in deren Oede er nichts fand, woran er sich hätte anschmiegen können, bis mit trüber Dämmerung der Abend kam und er im unerquicklich erschöpfenden Zwielicht ermattet hinsank; wenn dann plötzlich ein kalter Nordhauch ihn auftrieb, jedoch ein unerklärlicher Abscheu von seinen Mauern fernhielt; wenn es ihn den Berg hinanzog, wo traurig und öde die düstere Fichte herabschaute; wenn, oben angelangt, über seinem Haupt die Wolken wegzogen und des Mondes nebeltrübe breite Scheibe sich enthüllte, dann aber vor dem Frost der Mitternacht schützend eine Höhle oder Kluft des Berges ihn aufnahm, bis ihn der grauende Morgen wieder hinabtrieb, wo vom Moorgrund feuchte Kälte aufstieg: da fühlte er Schauer Schlag auf Schlag seine Gebeine durchwühlen, in Fieberermattung langte er an der Schwelle seines Hauses an und das Krankenbett nahm ihn auf. Waren diese Wolken vorübergezogen, ging es wieder von vorne an, und das ließ sich nicht ändern, denn er litt es nicht, daß man ihn zurückhalte. Je schauerlicher Wetter und Gegend ihn anschaute, desto unwiderstehlicher zogen sie ihn hinaus. So schien es, als wäre ein böser Dämon in ihm, der ihn immer enger in dem ehernen Faden seines Geschickes verstrickte. Wer hätte da helfen können? Niemand ahnte in diesem Körper den Kampf der südlichen Natur seines Organismus mit den nordischen Elementen. Niemand wußte, welche unheimliche Macht auf diesen leidenden Geist einstürmte. Dieser hatte nicht die Kraft, die Natureinflüsse der Polarregion zu bewältigen, sich seiner selbst zu bemächtigen; er war vielmehr auf Gnade und Ungnade in ihre Macht gegeben.

Selten ist es, daß die Gewalt eines Geschickes nur Einen allein trifft, hängen sie doch alle zusammen, die Menschen mit ihren tausendfachen Wünschen und Bestrebungen; *wie* sich die Bande knüpfen und *wo* sie am engsten und festesten ziehen, oft

sieht man's kaum; die Fernen stehen sich nahe, die Nahen stehen sich ferne; den Nächsten berührt unser Geschick oft kaum, während sich still und verborgen in einer Seele eine Beziehung und Verbindung knüpft. Aus schwüler Luft zuckt ein Blitz: hier trifft er und dort hat er die mitfühlende Seele getroffen. Diese sind nun aber im Unglück vereint, in der wogenden Schaar von Hunderttausenden finden sie sich, und sie haben ein göttliches Recht sich zu finden und ihr Geschick gemeinsam zu tragen.

Der Pächter des kleines Erbgutes hatte ein einziges Kind; es war ein Mädchen, welches wunderlieblich aufblühte, und ehe man sich's gewahr wurde, trat sie in das Alter, wo die schönen Träume kommen; die anmuthige, schmächtig holde Gestalt begann sich zu runden; in dem klaren Blicke gab sich Offenheit und Einsicht kund; schön, wie sie war, versprach sie noch schöner zu werden, und der Drang der gesunden reinen Natur, sich zu entfalten und in die volle Blüthe zu treten, umschwebte sie mit einem duftigen Hauch. Bei den Blumen können wir's deutlich sehen: es ist das der Aether des Blüthanschwellens, und Blumen wie Mädchen umgibt dieser Duft wie etwas Heiliges, welches sagt: Rühr' mich nicht an; deshalb betrachten wir mit Wohlgefallen, aber zugleich mit zarter Scheu die halb aufgeschlossene Blüthe.

Als nun das Mädchen groß ward, da konnte man gewahren, wie eine liebende Mutter schon auf die Tochter zu wirken vermag. Die Mutter war zwar in geringen Verhältnissen aufgewachsen, sie konnte daher auch nicht auf Mittel zu jener Bildung Anspruch machen, die man gewöhnlich bei diesem Worte zu verstehen pflegt; allein sie ward durch die Harmonie ihres Gemüthes, durch das stille Gotteswalten im reinen Weibesherzen, sie ward durch ihre Schönheit, sie ward durch die Liebe gebildet. Diese bildenden Kräfte konnten in ihrem Endergebnisse nichts Geringes hervorgebracht haben. Das war nicht Bildung in Kenntnissen: wozu

braucht auch das einfache Weib solche? Das war aber Bildung der Gesinnung, Bildung eines klar anschauenden Seelenauges — und wozu braucht das Weib eine andere Bildung als diese? Nur durch sie ist das Weib so liebenswürdig, so wahrhaft weiblich. Diese Mutter war der lieben Tochter gegenwärtig; nichts mehr, noch weniger als dies, aber dies mit ganzer Seele. Und wer möchte nicht die Ueberzeugung theilen, daß nicht Ermahnungen, nein, sondern nur der Mutter schöne Gegenwart auf die Tochter am tiefsten wirkt, am schönsten bildend und am bleibendsten für das ganze Leben sich äußert. Dadurch wird die Tochter der Mutter verjüngtes Ebenbild, sie wird die jung und kindlich auflebende Mutter selbst. Was aber diese in diesem wunderbaren Doppelsein fühlen muß in sich erst und dann in diesem jungen Leben, wer möchte das aussprechen können! nur ahnen können wir, daß darin der reichste Schatz des süßen Mutterglückes verborgen liegen müsse, und in dieser Ahnung selbst den Abglanz dieser Wonne in unsere Seele fassen.

War nun im Mädchen die schöne Seele der Mutter, die innige, tiefe Liebesfülle, so konnte man auch bemerken, wie in der jungen Blüthe ein ganz eigenthümliches Blatt sich losfalte: das war eine klare Bestimmtheit des Willens; so wenig sie Gelegenheit hatte hervorzutreten, war sie doch da; wo jene sich zeigte, kam auch sie zum Vorschein.

Es hatte sich zugetragen, daß jener Wettstreit der Knaben nach der Genesung unseres Ankömmlings ganz in der Nähe des kleinen Landhauses vorfiel. Das Mädchen sah vom Fenster aus ihn sich entspinnen und den entscheidenden Ausgang. Der Besiegte hatte sich schnell zurückgezogen, indem Röthe der Scham und der Anstrengung sein blasses Antlitz übergoß. Kaum hatte er sich entfernt, als das Mädchen im schönen Unwillen über den unfreundlichen Sieger an die Schwelle trat und mit mädchenhafter

Laune eine kurze Strafrede hielt und den Vorwurf des ungleichen Spieles gegen den Ueberwinder aussprach.

Welchen Einfluß dieses Ereigniß auf den Knaben hatte, das war so eigener Art, daß wir denselben näher anzuschauen veranlaßt waren. Aber auch für sie ward, was sich daran knüpfte, sehr bedeutungsvoll. Sie hatte sich seiner offen angenommen, er war der Gegenstand ihres Rechtsgefühles geworden, und sie hatte mit ihrem beredten Worte gezeigt, daß sie seine Sache als die Sache der Gerechtigkeit zu der ihrigen gemacht habe. Und wie nun dieses entschlossene Vortreten in ihrem Sinne lange nachklang, wurde der Knabe, der ihr früher war wie die anderen, welche sie sah und wieder sah, ohne sich um sie zu kümmern, in den Kreis der Gegenstände, die ihre Phantasie belebten, verflochten; sie war mit sich zufrieden und gedachte seiner als ihres Schützlings gerne, und so war es ihr auch nicht unangenehm, als er einige Zeit darauf, seiner neuen Sinnesrichtung zufolge, anfing, öfter in das Haus seiner Väter zu treten. Unbefangen kamen sie sich näher, und es schien, daß dem Jungen die Gesellschaft des Mädchens ein schönerer Ersatz für die Kameradschaft werde, gegen welche er nun mehr und mehr Widerwillen empfand. Er kam oft, und die Verwandlung seines Gemüthes zeigte sich besonders darin auffallend, daß er, wie er ehedem herrschsüchtig gegen die Knaben verfuhr, nun um so fügsamer gegen das Mädchen sich erwies. Wer sie beobachtete, zweifelte nicht, daß ihr Wesen über das seine eine eigene Macht hatte, daß sie ihm war wie eine Sonne, um die er sich in gemessener Sphäre bewegte. Er that eben, was sie wollte, aber auch sie hatte bald erforscht, was er gerne that. Indem sich nun sein Gemüth mit alldem beschäftigte und seine Phantasie zu gestalten suchte, was sein alter Freund ihm von dem überseeischen Lande, von seinem Vater, seinem Großvater und von seiner Mutter erzählte; indem er sich die Worte seines Vaters oft

wiederholen ließ und so mehr in der Ferne und in der Vergangenheit als in der Gegenwart zu leben schien: so ließ sie es auch nicht fehlen, all' dieses von ihm sich wiedererzählen zu lassen. So wußte sie am Ende von jenen Dingen eben so viel als er, und auch ihr war es lieb geworden, sich jene Verhältnisse zu vergegenwärtigen. In solchem vielfältigen, periodisch wieder unterbrochenen Beisammensein vergingen Jahre. Indessen hatte diese Zeit in den beiden jungen Menschen sehr verschiedene Veränderungen hervorgebracht; das Mädchen war zur schönen, vollendeten Jungfrau herangereift, eine seltene, vorzüglichste Blume, die Mancher in seinem Garten zu pflanzen wünschen mochte. Der jugendlich lebendig blühenden Gestalt entsprach eine lebhaft innige Seele, die langsam in sich die Schätze einer ungewöhnlichen Kraft sammelte. Auch der Knabe war zum Jüngling geworden; war er auch schön, so war doch dem blassen Gesichte die Spur eines tiefen Leidens aufgeprägt, und das dunkle Auge schien von seinem ersten Glanze immer mehr zu verlieren, während sich seine Seele in der Lust oder vielmehr Unlust planlos unsteten Wanderns durch Nacht und Nebel verlor.

Hatte nun die Holde Jahre hindurch Antheil genommen, seinen Zustand durch die verschiedenen Phasen verfolgt; hatte sie sich an den Gedanken gewöhnt, sein Leben als einen Gegenstand ihrer Sorgfalt, ihres Mitempfindens zu betrachten; war sie ihm in der Betrübniß kranker Tage oft gefolgt und hatte mit ihm auch immer wieder das Gefühl und die Freude des Neuaufathmens getheilt: wie konnte es anders kommen, als daß allgemach seine Gestalt in alle ihre Gedanken und Träume sich hineinwebte, daß sein Schmerz ihr empfindlicher ward als ihr eigener, daß sie immer um ihn herum zu sein wünschte, um mit der zartesten, freundlichsten Sorge ihn aufzurichten und in sich selbst die Ueberzeugung zu fühlen, daß ihm, was liebende Menschenhand bieten

kann, nicht fehle. Diese Sorge für den theuren unglücklichen Jüngling schien für sie zur Lebensbedingung geworden zu sein.

In dem Grade aber, als ihr Gefühl immer wärmer, immer inniger, hingebender ward, je lebhafter ihre Liebe wurde, desto mehr schien in ihm die Kraft der Seele hinzusinken und endlich in bangem Siechthum zu erlöschen. Darüber fühlte sie tiefen Schmerz, und in Momenten, wo er weniger leidend schien, ihrer aber doch nicht achtete, fühlte sie sich vernachlässigt, vergessen; unausstehlich ward ihr diese Meinung, und doch verstand sie sich seine Gleichgiltigkeit nicht zu erklären, welche immer kälter und kälter sie anhauchte. Niemand verstand ihn, Niemand wußte, was ihm fehle, er selbst wußte es nicht; aber Niemand litt bei dieser Dunkelheit seines Zustandes mehr als sie. So ging es lange fort und hatte sie innigst zwischen Liebe und Schmerz hin- und hergetrieben, und in der Verschlossenheit hatte sich still dieses Doppelfeuer immer heftiger angefacht — als rasch herbe Schläge des Schicksals über sie hereinbrachen. In kurzem Zeitraume starben ihr die Eltern, erst der Vater, dann die Mutter, ihre vielgeliebte, vielliebende Mutter! Unaussprechlicher Verlust war in diesem Ereigniß: was sie nicht entbehren zu können geglaubt hatte, war ihr nun auf einmal entrissen; nie noch hatte sie nur daran gedacht, wie es möglich wäre, daß diese stürben, sie aber dennoch lebte! — Solcher Verlust! und dann bruder- und schwesterlose Waise; wem sollte sie auf diesem Gipfel des Jammers klagen, an wen sich hängen und in seinem Schmerz die Hälfte des ihr liebend weggenommenen fühlen? In sich versunken brütete sie drei Tage und drei Nächte hin; unendliche Thränen waren ihren Augen entquollen; mit der ganzen Gluth des wahnsinnigen Schmerzes warf sie sich auf die Leiche ihrer Mutter, riß ihre Kleider auf, um mit der Wärme ihrer reinen kindlichen Brust die erstarrten Glieder zu beleben; sie

klammerte sich fest an sie, — aber da half nichts — kraftlos sanken ihre Arme, bebend sank sie selbst hin, und das Uebermaß des Schmerzes ward ihr zum harten Bett, das sie in widerwärtigen, aber heilsamen Schlummer zog. Lange hatte sie nicht geschlafen, mit der unablässig sorgfältigsten Pflege sich beschäftigt. Jetzt aber behauptete die Natur ihre Macht gegen den Willen der Unglücklichen. Als sie erwachte, war die theure Leiche ihren Augen entzogen; und nun war es Zeit, erst recht den wachen, den bewußten Schmerz auf sich zu nehmen; — allein, ganz allein; während der ganzen Zeit ihrer Leiden hatte sie den Geliebten nicht gesehen.

Die dritte Nacht, nachdem man die theuren Reste beerdiget hatte, war eine von jenen unheimlichen Nächten, in denen Wind und Wolken mit einander im Kampfe stehen. Mond und Sterne wurden sichtbar und verschwanden ebenso schnell, wie nun eben die Wolken über das Nachtfirmament hinjagten. Von den traurigen Fichtenwäldern an den Bergen rauschte es hohl empor, und aus den Schluchten dröhnte es, als ob die Erde über den Kampf der Elemente in den oberen Regionen klagte.

Draußen auf dem Friedhofe lag, auf einem frischen Grabhügel hingestreckt, das Mädchen auf den Knieen, das schwere Haupt zur Erde niedergebeugt, wie ein schlankes, zartes Epheugewinde, welches beraubt des Stammes, an dem es sich umschlingend rankte, verlassen am Boden niederliegt, kraftlos in sich zusammengesunken. Das ist unsere arme mutterberaubte Waise mit den thränengerötheten Augen, mit dem unsichern Blick, als wäre sie sich der Dinge nicht gewiß, die sie umgeben; sie wußte kaum, ob sie wache, ob sie träume. Dann aber kam wieder ein Augenblick, wo sie ihres Unglückes ganz klar und gewiß wurde. Sie raffte sich auf und ihre Seele rang zum dunkeln Himmel empor; sie hätte klagen mögen über erlittenes Unrecht, sie hätte anklagen mögen; aber wen? Das unbegreif-

liche Geschick. Das Wort erstarb unausgesprochen auf der Zunge, und sie fühlte, daß jede Klage über die Schicksalsmacht nur ein Hauch sei, der im Windeswehen vergeht, einer leichten Welle vergleichbar, die an den ewigen Urfels schlägt und brandend zurückweichen muß. Und wie von der Gluth des Entsetzens vor diesem Gedanken trockneten ihre Thränen — ach! und das ist jene Trostlosigkeit, die nahe an Verzweiflung grenzt. — — — Wir, die wir die finstere Wolkennacht solchen Schmerzes noch nicht kennen, stehen schweigend da; — was sollten wir sagen? Sind wir doch selbst so tief schon von der Ahnung erschüttert, und verborgen entfällt uns eine Thräne im bangen Gefühle einer Macht, durch deren sichertreffende Berührung das schönste aller Gefühle, die Liebe, zur Qual wird; — die höchste Liebe zum höchsten Schmerz. Ach, wie sich diese beiden so nahe verwandt sind! — — — Es war indessen schon spät geworden, der Mond war schon hoch am Himmel, und die Geister der Mitternacht, welchen die kalten Schauer voranwehen, hoben sich allmälig aus den dunklen Tiefen empor; — da erschien eine hagere blasse Gestalt auf nächtlicher Wanderung mit unruhigen Schritten nah' und näher. Wer erkennt diesen nächtlichen Wanderer nicht? Als er das Mädchen erschaute, doch nicht früher als bis er schon ganz in der Nähe war, hielt er an, sie aber vom Geräusch aufgeschreckt, richtete sich empor und schaute ihn schweigend an. Das war ein Augenblick — und schon wollte er sich umwenden, um sich wortlos zu entfernen, wie er gekommen war, denn er hatte keine Ruhe, keine Rast, als sie aufsprang, sich an seine Brust stürzte und im leidenschaftlichen Umfassen ausrief, in einem Tone, der leise zwar, aber aus erschütterter Brust drang, so daß er mit tieferer Macht als der lauteste Schrei aufhallend in jede Seele hätte dringen müssen: „Auch du? — willst mich auch du verlassen? — Und so bin ich auf weiter Erde ganz, ganz ver-

gessen!" — und ein Strom von Thränen quoll aus ihren Augen heiß und feuchtend an seine offene Brust.

Wie vom elektrischen Blitzesschlag getroffen, der unbeweglich düstere Baum auf der Haide im aufrauschenden Feuer emporflammt, so hatte die Gewalt dieses Momentes die träumende, sich selbst verlorene Seele unseres kranken Jünglings aufgeschüttert. — In die Nebelregion seines Gemüthes ergoß sich mit den Thränen des lieben Kindes mit der warmen Gewalt der leidenschaftlich umschlingenden Arme ein Strahl jener glühenden Sonne alldurchströmenden Lebensdranges, jener Gluth, die wir auf zwei Gipfeln des Lebens am unwiderstehlichsten fühlen: in der höchsten Freude — und im höchsten Schmerz.

Er wußte nicht, wie ihm war; doch däuchte es ihn, als wäre er aus tiefem, tiefem Traum erwacht, von dem er wie von einer kühlen frostigen Wolke in die Weite und in die Höhe umgeben und getragen gewesen zu sein sich erinnerte. Er fühlte sich lebendig und fühlte, wie ein lebend liebend Wesen sich an ihn herandrängte. Solches Glück hatte er noch nie empfunden, und in diesem ersten Momente wahren Lebensdranges ward er sich auch zum ersten Male dessen bewußt, daß das Leben, selbst im Schmerz, schön sei und werth, daß man es liebe, — das größte Unglück sei aber ein Leben, das leer ist und vom Schmerz wie von der Freude gleich entfernt.

Während in ihm solche plötzliche Veränderung vor sich ging und er sich auf einmal in die Gegenwart mit lebendigem Interesse versetzt fühlte, gab sich auch äußerlich diese Umwandlung kund. — Lebhaft, wie sein ursprüngliches Naturell war, hielt er die an ihn sich Drängende fest; und sie, indem sie die Kraft seines Armes empfand, fast gehoben und getragen, fühlte einen süßen Schauder ihr Wesen durchdringen; und als sie ihr Haupt mit den gelösten Locken emporhob, neigten seine Blicke

sich nieder und in der Begegnung las sie die Gewißheit der tiefsten Bewegung seiner Seele. Sprachlos weilten sie, denn sie hatten sich nichts mehr in Worten zu sagen; solche Gegenwart konnten sie nur schweigend fühlen. Ueber den Schmerz des Grabes, an dem sie standen, waren Beide wie auf leichten, lichten Wolken emporgehoben, — er durch das Glück des ersten Lebensgefühles, sie der Gefangenschaft der Einsamkeit durch die Gewalt seiner mitempfindenden, seiner mitleidenden Liebe entrissen.

Der unsägliche Schmerz der Einsamkeit hatte sie herausgeführt in der stürmischen Nacht, um, den letzten Resten ihrer Mutter nahe, dem Trost der Thränen sich hinzugeben; einsam fühlte sie sich nun nicht mehr, und so ließ sie sich nach Hause geleiten. An ihrer Thüre übergab er sie den Händen der alten Hüterin des Hauses, die schon lange mit Besorgniß, ohne zu wissen, wie und wohin das Mädchen plötzlich entschwunden war, ihrer harrte. Er verließ die Hütte; da dröhnte der Wind, die Wolken zogen und enthüllten wieder das Licht des Mondes, der dunkle Wald schaute herab und sein Geheimniß zog ihn hinauf. Lange strich er im Drang seiner glühenden Seele umher. Die Elemente geriethen immer mehr in Kampf; die schwarzen Wolken lösten sich in einem dichten Regen, und er, müde von der Anstrengung, mit der er dem Winde entgegenarbeitete, streckte sich nieder, wo ein Felsen sich überbog, und nach und nach wiegte ihn das Plätschern, sowie von der Ferne die brandende See endlich in Schlaf. — Als er am Morgen erwachte, war er in seinen ehemaligen Zustand zurückgeschleudert. Die Gewalt des Augenblickes hatten ihn gestern daraus emporgerüttelt; was an Kraft und Leben in ihm schlummerte, ward durch das Ungewöhnliche der Erscheinung aufgerufen; allein sie ward auch vom Augenblick aufgezehrt, das Uebermächtige des Gefühles, das sich

seiner bemächtigte, war ihm zu groß, nicht er konnte es erschöpfen, vielmehr ward er durch es erschöpft; und in die alte Schlaffheit versunken, schien er den Faden des bewußten Lebens mehr und mehr zu verlieren. Des Ereignisses von gestern war er sich bewußt, wie man eines Traumes sich erinnert; und wie sich so sein Dasein regte und noch Zeichen gab, schien es, daß der schöne Traum von gestern der letzte Augenblick seines bewußt glücklichen Lebens war; wie die Lampe in dunsterfüllter Kammer, brannte sein Geist in sich zusammen.

Je mehr aber unser verwaistes Mädchen, um sich aus den Armen des Jammers zu winden, der Stunde sich erfreute, in welcher sie den verloren geglaubten Geliebten sich wieder errang, um so mehr ängstigte es ihr verletzbares, vielfach verwundetes Herz, als er in den nächsten Tagen nicht erschien. Keinen Schritt kam er nahe — was soll das bedeuten? — dachte sie, konnte sich aber nicht alle Hoffnung aus dem Herzen reißen: zu lebendig war ihrer Seele der Augenblick, da sie im höchsten Schmerz ihr müdes Haupt an seine Brust lehnen durfte. — Aber mit Entsetzen fuhr sie zusammen, als er ihr begegnete, nicht ohne daß sie es gesucht hätte, — und er kalt und unhold wie früher vorüberging.

Unerklärbar, wie es ihr war, wie er selbst ihr war, traf sie dieser neue Schlag zu herb; — sie ward ernst, weinte nicht mehr und klagte nicht mehr, denn ein letzter Entschluß beschäftigte ihre Seele. — Wenige Wochen vergingen so; Allen war die Umwandlung aufgefallen, Niemandem hatte sie sich eröffnet; — und obgleich durch diese Anzeichen vorbereitet, ward doch Jedermann überrascht von schmerzlichem Erstaunen, als eines Morgens das Mädchen spurlos verschwunden war. Nach einiger Zeit, nachdem sich die Gerüchte umgetauscht, verbunden, berichtigt hatten, wollte man wissen, daß sie unter der Zahl der-

jenigen gesehen worden sei, welche das Schiff bestiegen hatten, das um jene Zeit vom etwas entfernteren Hafen abfuhr. — Von ihrem Erbe hatte sie ein Sümmchen theils an vorgefundenem Gelde, theils von unbefangenem Verkaufe mancher Habseligkeiten zusammengelegt, das Uebrige sollte nach einer zurückgelassenen Schrift der alten Hüterin gehören, welche ihr in der letzten Noth, der Krankheit ihrer Mutter, treulich und sorglich beigestanden. Das war die letzte Spur ihres Daseins. — So ward denn das Schicksal ihres Lebens Wind und Wogen preisgegeben; ein Schiff trägt sie weit, weit hin, wo vielleicht selten ein Wort aus Europa hinübertönt. So hat ein unerbittliches Geschick die beiden Seelen auseinander gerissen; die eine von ihnen geht unter im Kampfe mit den allgewaltigen Mächten der Natur, denn des Menschen leibliches Leben ist in die Geschichte der Natur verflochten; wer vermag zu retten, wo schöne Keime der Entwicklung, die aber milden Einflusses der Naturkräfte bedürfen, unter dem Drucke der rauhesten Einflüsse unterliegen? wo sich Naturell und Natur entgegenwirken, wird jenes zerstört. Und der anderen holden Seele stirbt alle Hoffnung; denn alle Lieben sind ihr gestorben, und so ist sie selbst für dieses Land todt, das einst ihr Glück sah und all' ihr Glück begrub.

Die Erde ist erbarmungslos, wollen auch die Sterne nicht freundlicher leuchten?

Während diese Ereignisse sich vorbereiteten und entwickelten, hatten die überseeischen Freunde öfters versucht, den Pfleger unseres Jünglings zurückzuziehen, allein er, des Versprechens eingedenk, das er dem sterbenden Vater gegeben hatte, blieb und hoffte lange, sein Zögling werde in den heranreifenden Jahren zur nöthigen Festigkeit in Gesundheit und Charakter gelangen,

daß er seiner entbehren könne; dann war er bereit, mit der Befriedigung erfüllter Freundespflicht über die See zu gehen. — Diese Hoffnung schwand nun freilich in letzter Zeit immer mehr und mehr, und wenn er sich in Gedanken mit dem Schicksal seines Jungen beschäftigte, wollte sich immer wieder die Meinung geltend machen, daß vielleicht auch für ihn entweder die Macht des Reise-Einflusses, oder der heitere Eindruck des heimisch amerikanischen Landes günstig wirken könnte. In den letzten Tagen kam noch die Nachricht herüber von dem Tode eines seiner Verwandten, durch den er der Erbe eines kleinen Gutes wurde. Das entschied vollends; die günstige Zeit zur Seefahrt war nicht mehr ferne; kaum war sie herangekommen, so hatte er auch schon bis zur Reisefertigkeit die Verhältnisse geordnet, und an einem schönen Tage bestiegen sie dasselbe Schiff, welches sie vor einer Reihe von Jahren hergetragen hatte, um desselben Weges wieder rückzukehren.

Sie lichteten die Anker, und weder Wind noch Wellen warfen den vorwärts Strebenden Hindernisse in den Weg, und so ging die Reise glücklich von Statten. Unseres jungen Freundes Zustand schien aber an den ersten Tagen der Schiffsreise bedenklicher als je; dadurch ward er in seine Cajüte gehalten, wo er den Tag dumpf und schwermüthig hinträumte, ohne an irgend etwas Interesse zu nehmen. Doch schien er, je näher sie dem Aequator kamen, freieren Lebens aufzuthauen, sein ganzes körperliches Wesen bewies manche Spuren einer erfrischten Kraft; doch schien sein Geist noch immer in der früheren Lethargie zu verharren.

Als sie an einem schönen Abend in die Nähe einer kleinen Insel kamen und vorüberfuhren, bemerkte der Capitän ein am Ufer aufgepflanztes Zeichen; er fuhr hinzu. Da zeigte sich's, daß einige aus einem vor Kurzem gestrandeten Schiffe hieher

gerettete Schiffbrüchige dieses Zeichen aufgesteckt hatten. Der Capitän ließ die Unglücklichen bei hereingebrochener Nacht aufnehmen.

Sie waren schon in das karaibische Meer gekommen, dem Ziel ihrer Reise bis auf die Entfernung von zwei Nächten und einem Tage nahe. Wie groß die Freude der Schiffenden war, bald wieder das behagliche, sichere Element der Erde mit der ewigen Bewegung, mit dem Schwanken des Meeres zu vertauschen: so voll Hoffnungsfreude sahen sie dem zweiten Morgen entgegen. — Bevor sie aber das Meer verließen, war ihnen bestimmt, ein Ereigniß zu schauen, das sie mit Bewunderung und Erstaunen erfüllte. Der erdumarmende Ocean schien es darauf abgesehen zu haben, ihrer Seele mit dem Eindrucke seiner Herrlichkeit sich zu bemächtigen. Nicht blos gefürchtet will es sein, das allgewaltige Element, sondern auch bewundert.

Die Nacht war allmälig von der dunkeln Tiefe des weiten Firmamentes niedergesunken. Es war eine schöne, klare Sommernacht; die Sterne waren wundervoll zu sehen, größer, leuchtender als sonst; langsam regten sich die Wellen, und wie sie eine an die andere drangen, sich einander in offenen Armen aufzunehmen schienen, dann wieder auseinanderfließend sich theilten, schienen sie einen angenehmen Athem emporzuhauchen aus vielfach sich öffnendem Munde. Die Segel waren halb geschwellt, als wollten auch sie verweilen, wie die Bewohner des Schiffes zögerten, denn im Anschauen eines herrlichen Schauspieles fühlen wir keinen Drang, der uns vorwärts triebe: im Weilen allein sind wir befriedigt.

Schiffer und Reisende hatten sich auf das Verdeck gesammelt. Wie sie da standen, kam es erst von Ferne wie ein lichter Schein und schwebte näher und näher; es war als wie das blasse Dämmern, das von der vollen Scheibe des Mondes hinab

auf die Fläche der See fließt; — schnell kam es näher heran und wie es nahte, ward es heller und heller, begann zu flimmern und zu glänzen, und in kurzer Zeit war es geheimnißvoll hell geworden. Das ganze weite, ungeheure Meer war in Feuer und leuchtete auf, schweigend und groß, — ein Wunder des Himmels und der Erde. Und immer glühender ward es; ganze Massen hell leuchtender Wellen schwankten hin und her, hoben sich, sanken nieder und hoben sich wieder. In die weite Ferne hinaus, so weit das Auge reichte, begegnete es dem immer milder und milder werdenden Glanze. An der Vorderseite des Schiffes warf der theilende Schnabel das sich kreisende und schäumende Wasser hinaus. — Rückwärts schauend aber vom Hinterdeck gewahrte das Auge, wie sich das aufgestörte Element wieder in die Ruhe gleichmäßigen Hinundwiederschwankens legte. Vom fernen Horizont herauf schwebte eine dünne Wolke, welche das herrliche Erdenlicht in einem sanften Widerscheine mild herüberwehte. Oben aber der Himmel war ruhig, und der Mond mit den Tausenden der kleinen Sterne sahen ohne Neid hernieder, denn in ihrem Frieden und stillen Schweigen vollendete sich das Wunderbare, das Erhebende der seltenen Erscheinung. Auch die entzückten Beschauer wurden allmälig still und schweigend, die redende Seele ward ihnen genommen, um so lebendiger sprach in ihnen die schweigende Seele, das Gefühl.

Unser junger Freund saß still auf seinem Schifflager in der Cajüte, sein treuer Pfleger ihm an der Seite. Als dieser durch die Fenster des Schiffgemaches es heller werden gewahrte, machte er ihn darauf aufmerksam. Der Leidende sah hinaus und fragte, was das sei; der Alte erklärte ihm, diese Erscheinung sei das Wunder des Meeresleuchtens, forderte ihn auch auf, zu schauen, was das sei, nachdem er ihm das Ganze, wie er es in seiner Jugend öfter gesehen, dargestellt hatte. Er erzählte ihm auch,

wie diese Erscheinung in wunderbarster Schönheit vorzüglich im Himmelsstriche seines Geburtslandes, hier in den karaibischen Gewässern, erscheine; der junge Kranke ließ sich geduldig erzählen, weniger fesselte ihn der Wunsch, hinaufzusteigen auf das Verdeck, um das Schauspiel selbst anzusehen. Während sie so sprachen, war das Phänomen auf den Höhepunkt seiner Vollendung gekommen, und in dem Schiffscabinet war es wundersam taghell geworden; da ließ der ältere Freund nicht nach, in ihn zu dringen, daß er seinen Widerwillen überwinde und sich auch zu den Bewunderern auf dem Verdeck geselle. Nachdem er alle Kraft der Ueberredung aufgeboten hatte, gelangte er endlich dahin, daß der Jüngling sagte, er wolle hinaufsteigen. Er bot ihm den Arm, und so stiegen sie die Treppe hinauf und traten miteinander heraus unter des freien, weiten Himmels herrliches Gewölbe.

Wie nun die ganze Pracht der Erscheinung auf ihn heran sich drängte, brach sie durch das Auge sich Bahn in die Seele. Der hinwelkende Baum, der an der nordischen Küste nicht gedieh, dem alle Lebensblüthen starben: — wie von einer Gottesgewalt war er nun ergriffen und im Entzücken fiel er seinem Pfleger in die Arme; da gewann er an der Freundesbrust allmälig die Kraft, das Wunderbare zur gänzlichen Erneuerung seines alten frohen Lebensdranges aufzunehmen, und wie das Meer mit seinen Gluthwellen in sehnsüchtiger Bewegung emporschwoll zur dunkeln Himmelswölbung, da erwachte in ihm die Sehnsucht, sie, die er so lange nicht kannte, die Sehnsucht. Und eine schönste Stunde seines Lebens trat vor seine Seele, die stürmische Nacht am Grabe, als an seine Brust, von den Armen des weinenden trostlosen Mädchens umfangen, ihre Thränen träufelten. Lust und Schmerz ward ihm rege und gab ihm auf einmal ein höchstes Doppelleben, das sich in einem lauten Rufe aus dem Herzen den Ausweg suchte. Ausrufe der Empfindung

sind wie der Rauch; wenn es im Herzen brennt, steigen sie empor. Dieser Ausruf fand ein Echo in allen Herzen der Gegenwärtigen, auf dem ganzen Schiffe ward er in der Stille ihres Schweigens gehört. — Plötzlich trat ein Mädchen, das früher unbemerkt stand, hervor, als es den Ton des Rufes vernommen hatte, und trat näher, und wie der Sonnenaufgangsgluth entgegen streckte sie die Arme aus, hoffend und zweifelnd, und rief ihn an; er wandte sein Auge her, sein Gesicht verklärte sich in Freude, und sie lagen sich wieder in den Armen, denn sie war es, das gute Mädchen, das um ihn so viel Kummer, so viel Schmerz gelitten; — zum zweiten Male lag sie an seiner Brust, und diesmal war er es, der sie festhielt, als fürchtete er sie zu verlieren und wie der Glanz des Meeresleuchtens in ihre Züge fiel, waren sie einander verklärte, erhöhte Gestalten — ein Zauber durchwehte sie, und als sie sich in die Augen blickten, wußten sie: dieses Mal haben sie sich umschlungen nicht zu vorübereilendem Entzücken; Ewigkeit des Beisammenseins lasen sie in den seligen Mienen.

Indessen war tiefe Nacht geworden, man sah schon dem grauenden Morgen entgegen, die Feuerpracht des Meeres fing an milder und milderen Scheines zu werden, und immer mehr in die Ferne wich das Wunder, bis es sich endlich an einem lieblichen Zwielicht von unten und oben verwehte, und so waren auch die Bewunderer nach und nach in die unteren Räume des Schiffes gestiegen, um sich der Ruhe hinzugeben und im Traume die Herrlichkeit des Schauspieles zu erneuern. — Unsere beiden blieben noch, denn Schlaf kam nicht in ihre Augen, und während die Sonne langsam am fernen Meeresrande glänzend und schimmernd emporstieg, saßen sie da, und das Mädchen erzählte dem wiedergewonnenen Freunde die Reihe der unglücklichen Ereignisse, durch deren Kette sie in die Arme des Ersehnten geführt ward. Denn sie war unter den Unglücklichen, welche der

Capitän wenige Stunden früher in aller Stille auf dem Boote in sein Schiff herüber führte, nachdem sie, die Schiffbrüchigen, schon viele Tage auf Rettung geharrt hatten.

Die Sage, welche sich bei ihrem Verschwinden unter dem Volke verbreitet hatte, war im Hauptzuge wahr; wirklich hatte sie das Land, in dem sie Alles verloren, mit einem fremden vertauschen wollen; und das Land, wovon ihr in den ersten Zeiten ihres Beisammenseins der Geliebte erzählte, damals, als sie noch beide nicht wußten, was sie wollten, schwebte ihr freilich am klarsten, am wünschenswerthesten vor, und der letzte Schmerz machte ihren Entschluß unausweichlich. Ungesehen, wie sie glaubte, betrat sie nach kurzem verborgenen Aufenthalt in der Hafenstadt, am Morgen der Abfahrt das Schiff und gleich darauf wurden die Anker gelichtet. Anfangs glücklich, ging die Reise in der Folge nur unter den vielfachsten Beschwerden vorwärts, bis sie endlich strandeten und nur Wenige entkamen; sie durch den Zufall, daß ein Mann sich ihrer annahm, dessen Aufmerksamkeit ihr Wesen schon lange beobachtete, und an dem sie in ihrer Verlassenheit einen wohlwollenden Schützer gefunden hatte. — Schon hatte sie sich an den Gedanken der trostlosen Lage gewöhnt, in welcher sie das Ziel ihrer Reise betreten werde, wenn je ein glücklicher Zufall sie bald aus ihrer Gefangenschaft rettete. Mittellos, wie sie nun war, sah sie sich all dem Ungemach preisgegeben und den Beschwerden, durch die in fremden wie in eigenen Landen der Arme in unübersehbar mühsamen Windungen seines Pfades sich durcharbeiten muß mit stets erneutem Kummer.

Und jetzt auf einmal das Ende aller Qual vor Augen zu sehen, das war zu großes Glück; und zudem noch die Seligkeit, den liebsten Freund in der Blüthe neu aufkeimender Lebenskraft zu finden — wer kann den Eindruck solcher Befriedigung schildern? Denn wirklich war er schon seit mehreren Wochen auf dem

Schiffe blühender, kräftiger geworden; es schien, als ob der Pflanze seines Naturlebens der rechte Boden, die wahre Erde gegeben worden wäre, worin er gedeihen könnte. Sein Geist aber hatte durch die Macht des letzten Eindruckes der allmächtigen Meereserscheinung und durch die belebende Wärme der Nähe eines so liebeinnigen Wesens urplötzlich regen Aufschwung erhalten. Die Oede und Leere, die erdrückende Last des nordisch rauhen Bodens lagerte sich nicht mehr wie ein kalter Stein auf seine Brust, und so fing er an sich des Lebens zu freuen. In ihrer Nähe ward ihm wohl; und sie, wenn sie dies empfand, wie er ihrer so unendlich bedürfe, ward in diesem Gefühle so ruhigselig und wünschte dann nur, daß ihre liebende Mutter das Glück des Kindes schauen könnte.

Die Fahrt ging glücklich zu Ende; der väterliche Freund unseres Jünglings freute sich des günstigen Einflusses der warmen Erde auf seinen Pflegebefohlenen, und nun stand auch sein Vorsatz fest, ihm in dem Lande seiner Geburt das alte Gut der Väter rückzugewinnen, daß er hier in dem Genusse ganz wiederkehrender Gesundheit, aufgewachter Erinnerungen und in dem Glücke, das den Auseinandergerissenen und nun Wiedervereinten werden sollte, ein beneidenswerthes Leben beginnen und vollenden könne, im Anblicke herankeimender Lieblinge, des Vaters und der Mutter Bild in Harmonie in sich vereinend.

So hatte sich ein schweres, drohendes Schicksal gewendet, und das Ungewitter, reif, sich mit Macht zu entladen, zog in schwarzen Wolken vorüber; günstige Götter hatten es so gelenkt, daß die Menschen, um die wir uns bekümmerten und freuten, aus dem Gegensatze gegen unbezwingliche Mächte der Natur heraustraten und sich mit ihnen versöhnten. — Sein Vaterland war sein Schicksal geworden, nun hatte er es wieder gefunden, und jetzt endlich schlang sich ein angenehmes Band der Freude durch sein Leben."

IV. Abschnitt.

Aus dem Briefwechsel.

Briefe von Perthaler.

Perthaler an Caroline.

I.

Wien, 7. Jänner 1840.

Liebe Caroline!

Keine Klagen, keine Vorwürfe, warum Du mir nicht antwortest! Solch Gerede ist mir verhaßt. Ich weiß, wie ich daran bin. In Innsbruck, als ich bei der Post zum Abfahren bereit stand, kamst Du und sagtest: „Vergiß nicht, daß Du versprochen, mir zu schreiben.“ — „Also sie wünscht und legt mir ans Herz, wonach ich mich selbst schon sehne,“ dachte ich mir damals; daran halte ich mich, und so weiß ich denn und will nichts Anderes wissen, als daß Nebenumstände Dein Schreiben verzögern. Mir aber ist vor Allem nur um den Hauptumstand zu thun, daß Du meiner Dich wohl noch und vielleicht nicht ungern erinnerst! Aber dann freilich möchte ich das gern mit Deinen Worten von Deinen Fingerlein, mit denen ich eine Art Abgötterei treibe, und die ich lieber als das wunderthätigste Muttergottesbild küsse, hübsch weitläufig in verschiedenen Variationen hingeschrieben, lesen können; also setze Dich ein Viertel-

stündchen und schreib auf ein Blättlein ein paar Worte, die wenigstens wie eine Empfangsbestätigung meiner verehrenden Gesinnungen lauten.

Ich hätte Dir so Vieles zu sagen: Geheimnisse, nur Geheimnisse! — Denn was mir nicht wie Geheimniß gilt, das kann ich auch mit Philisterleuten abhandeln; — aber für die Geheimnisse habe ich nur Dich, denn ich will nur Dich haben, um mich frei und mit Zutrauen zu eröffnen. Und solche Mittheilung ist mir nothwendig; — lebendig muß man seine Seele erhalten, und Mittheilung ist die beste Weise. Nach meiner guten oder schlimmen Gewohnheit hab' ich eben auch das in Form eines Gedichtes gestaltet; Dir mag ich es sagen, da ist es:

Liebe muß wohl ein Geheimniß
Sein, doch ein lebendiges.
Darum Seele, ohne Säumniß
Treuem Freund verständig' es.

Daß er heilig es verhehle,
Darauf mußt du können bauen;
Darum auch nur reiner Seele
Darfst du offen es vertrauen.

Einer, welche Liebe ehren
Mag und selbst im tiefen Wesen
In ihr blühet; — einer, deren
Klarheit ihr im Aug' zu lesen.

Und so weißt Du nun auch schon, welchen Sinnes das ist, was ich Dir zu sagen habe. — Du kannst Dich wohl erinnern, daß ich Dir in München eines Abends aus einem Büchlein einige Gedichte vorlas. — Das Büchlein ist zu Ende gediehen; was ihr Inhalt war, ist's noch bis ans Ende geblieben; Du kannst Dich vielleicht auch erinnern, daß sich durch alle ein Sehnen nach einem Fernen zog; dieses Ferne, was mag das sein? Einem Mädchen

ist so ein Räthsel leicht: dieses Ferne ist nun aber nicht nur fern dem Raume nach, unendlich fern ist es dadurch auch, daß es nichts von meiner Liebe weiß. Es ist wohl wahr: die Seele hat eben nicht noth, geliebt zu werden, um selbst zu lieben; sie kann unbedingt hingezogen sein und hingegeben. Aber solche Liebe ist unselig, ist Gefangenschaft der Seele; und erst geliebt wird sie befreit, sich selbst zurückgegeben, bereichert um die Liebe dieser anderen Seele. Weißt Du diese Dinge schon? Studire ihnen nur nach; Du wirst finden, es ist wahr. Die Liebe verstehen ist ein Großes und Schweres. Ihr Mädchen fühlt sie wohl ganz in ihrer Wahrheit, denn Liebe ist eure Wahrheit; aber ihr kommt selten bis zum Wissen dieses schönen Geheimnisses.

Es ist heute ein wunderlieblicher Tag, so rein und klar, daß man seiner Macht nicht widerstehen kann und sich recht wohl und heiter fühlt. Gestern war Epiphaniafest. Ich bin zwar ein guter Christ, doch kann ich nicht umhin, dabei auch meine ganz eigensten heidnischen Betrachtungen zu machen; denn dieses Fest der Erscheinung habe ich wohl Ursache, hinfort mit großer Andacht zu feiern. Lass' Dir's erzählen. Gestern, um den herrlichen Mittag, fühlte ich mich hinausgezogen, um mit einem Freunde spazieren zu gehen und der frischen Winterluft zu genießen. Kennst Du das lebendige Treiben der schönen Welt auf der Bastei an schönen Tagen? Ohne Zweifel hast Du das wohl recht oft mitangesehen und so selbst mitgeholfen, das zu bilden, was Du beschautest. Denn da ist es so: Alle, die da wie ein bunter Strom hin und her sich bewegen, kommen nur um zu schauen, und aus lauter Schauenden bildet sich das, was es da zu schauen gibt. Also das war's denn auch, was mich gestern sehr belustigte. Schöne Frauen, gezierte Mädchen, lieblichst aufgeputzte Kinderchen mit zarten Pelzen und weißen Höschen, Hütchen und Schleier; lieblich rothe Bäcklein von der frischen Kälte; Physio-

gnomien mit allen möglichen Nuancirungen, vom Hottentotten und Mongolen bis zum Kaukasier und Altgriechen; aber nicht minder auch Hottentottinen bis zur schönen Georgierin: das gibt Einem unendlich zu schauen und zu beobachten. Dabei ist nur das unangenehm, daß von so vielen Eindrücken jeder, den wir festhalten wollten, verschwindet; aber gestern, da ich schon nach Hause mich wenden wollte, was sah ich? — Denk' Dir mein Erstaunen, meine Ueberraschung, mein Entzücken! Wer kommt daher? Sie ist's, Louise! Ich sah nur sie und dachte nichts und empfand mich nur. Ich meinte sie hundert Meilen weit entfernt, und auf einmal ist sie so nahe! Daß mich das noch auf der Bastei festhielt, kannst Du Dir denken. Ich folgte, bis sie in die Stadt ging und dort in ihr Gasthaus eintrat. Das Gewühl, das uns in dieser Beziehung die größte Freiheit verschafft, gestattete, dies unbemerkt thun zu können. Doch so weit ging meine Resignation nicht, daß ich meine besonderste Aufmerksamkeit auch ihr hätte verhehlen sollen. Sie war blaß, schien krank, unzufrieden, ging müde und schleppend. Ich bedauerte sie, litt mit ihr; aber als sie mir das zweite Mal begegnete, rötheten sich die Wänglein allerliebst, meiner Begrüßung dankend. Wozu ich Dir diese Dinge schreibe, fragst Du? Schreiben muß ich sie, und wem anders nun soll ich sie mittheilen? So lass' mich denn gewähren; hat es für Dich kein Interesse, so lass' doch nur einige Worte herabgelangen, die mir beweisen, daß Du mir wenigstens geduldig zugehört hast.

Mein Buch des Liederfrühlings, das Du kennst, ist vollendet. Ihrer hab' ich gedacht, als ich es schrieb, und wohl fast alle Lieder, die es enthält, beziehen sich auf sie; und so möchte ich es denn freilich gern in ihre Hände spielen. Es ist todt, so lange es einsam unter meinen Papieren liegt, und es wird lebendig, wann es in die Hände derjenigen kommt, welcher die Lieder und deren Gesinnung zu eigen sind.

II.

Wien, — 1842.

„Durch die Gluthen muß das Erz,
Bis es sich von Schlacken klärte;
Stürz' es dann in Eises Schmerz,
Daß es rasch zu Stahl sich härte."

Mit Erstaunen werde ich gewahr, meine liebe, freundliche Caroline, wie weit ich zurückgehen muß, um den Faden zu finden, an den ich diese Zeilen anknüpfen kann; in dem Drange der Ereignisse, welche mich seit einem halben Jahre dahinrissen, ward es mir schwer, ich muß es wohl gestehen, mich für Dich zu sammeln, einen Abdruck meines Zustandes in Deine liebe Hand zu legen und Dich zu fragen, ob Du mit mir zufrieden seist. Jetzt trete ich wieder heran, aber wie ganz anders! Ich selbst fühle die Umwandlung, und wie solltest Du sie nicht bemerken? Ob sie Dich nicht zu hart und rauh berührt? Doch ich will mir Gewalt anthun, will gegenüber von Dir, der sanften, milden, die zarteren Saiten anzuschlagen suchen. Lass' mich zurückdenken an jenen wundervollen Abend im Park, der mich an Deiner Seite glücklich machte, die schönste Stunde während meines kurzen Aufenthaltes in Euerer interessanten Stadt. Ich hatte den ganzen Morgen in der Fülle Euerer Kunstschöpfungen Aug' und Seele genährt, noch umschwebten mich fast bis zur süßen Verwirrung die wunderbaren Gestalten; ich war lange geahnter, nun erst gefundener Himmel voll. Es dämmerte. Wir gingen einige Schritte den Anderen voraus, und als ich auf der Anhöhe im Dämmerduft gegen die südlichen Berge hinschaute, fragtest Du mich, was ich eben dächte. Damals fühlte ich, daß Du unter Tausenden eine von den Wenigen bist, welchen sich ganz aufzuschließen Seligkeit sein müßte. Liebe muß wohl ein Geheimniß sein, doch daß es ein lebendiges sei, das zugleich frei macht und doch in süßen

Fesseln hält, möchte man gern sein Glück einer freundlich mitfühlenden Seele vertrauen. Und eh' wir nach Hause kamen, wußtest Du Alles. Ich zog ein Büchlein hervor, das mich auf der Reise begleitete, und las Dir einige Lieder vor, — damals konnte ich dichten, jetzt kann ich's nicht. Du warst gütig und hattest Freude daran, und wie hätten sie mich in einem solchen Momente nicht freuen sollen, sie, die sorgsam gehegten Blüthen meines innigsten Gefühles? Und Louise: damals lebte sie noch, jetzt ist sie still geworden, ganz still — kein Athemzug; nicht mehr dringt das klare, liebe Sonnenlicht in ihr tiefblaues Auge, weggewischt ist vom lieblichen Angesicht das menschenliebende Lächeln. O, es liegt eine erschütternde Tragödie in dem frühen Tode eines solchen Wesens! — Was jetzt noch die Sehnsucht will? Nichts will sie, aber was sie wollte, kann sie nicht vergessen: — daß es nicht mehr möglich ist, zur Herrlichen hinzustreben, daß mir mein Stern entrückt ist, zu dem ich emporschaute, wenn ich manchesmal den Lebensweg nicht gleich erkannte. Sieh, ich wollte Dir ruhig erzählen, wie das unaussprechliche Ereigniß kam, wie es traf und wie ich doch noch lebe. Aber woher soll ich Ruhe nehmen? Nein, einmal noch will ich weinen, einmal ihren Namen nennen, in dessen kurzem Laut mir eine ganze herrliche Schöpfung aufging und niedersank; einmal den Schmerz ausströmen lassen und dann schweigen für immer! Du hast den Frühling des Vertrauens hervorgetrieben: wie solltest Du Dich dem Herbste entziehen wollen, wo faules Laub abfällt und unter den Füßen rauscht? Nimm eine Handvoll vom Boden auf und sieh es an: so viel ist mir von meinem Glück geblieben!

Ich möchte hinsinken auf ihr Grab, in den Blumen, die nun schon erblühen müssen, das Gesicht verborgen, so lange, bis die Wärme der Thränen hinunterdränge, bis die Erde erweicht und, selbst zum Leben aufgeschauert, in den holden Leib durch

tausend Entzückensquellen den Aether des Lebens hineinwehte, drängte, schwellte, bis er zum Herzen von allen Seiten zusammenloderte; bis das Blut zu thauen anfinge und, vom elektrischen Funken meiner überströmenden Sehnsucht getroffen, die still hinschlummernde Seele mit leisem Beben wieder erwachte, — ach, das wundervolle Aug' sich öffnete und aus den Armen der mitleidigen Erde das engelgleiche Wesen emporstiege.

Perthaler an seine Eltern.

I.

Wien, — 1842.

„Vorwärts, Junge, lass' das Träumen; sieh!
Du mußt streben und die Götter walten.“

Ohne Zaudern schwang ich mich auf den Sitz des Eilwagens, wandte den letzten Blick des Abschieds meinen Lieben zu, rief mit halbversagender Stimme den letzten Gruß, zerdrückte eine gefährliche Thräne zwischen den Wimpern: — das war ein Moment, und der fortrollende Wagen schnitt auf einige Augenblicke den Faden des Denkens und Fühlens ab. Es war eine Pause lautloser Stille, ein peinliches Schweigen der Seele. Die Häuser flogen vorüber; nun kamen Bäume, Himmel, einzelne Wanderer der Straße, der rauschende Fluß und die Berge. Und der Anblick meiner geliebten Berge hob mich wieder in die stärkende Atmosphäre des jugendlichen Muthes empor. So ging's drei Tage und drei Nächte in einem Zuge, ohne Stillstand fort, und um Mitternacht, als ich vor Müdigkeit eingedämmert war, hielt der Wagen: wir waren am Ziel.

Einen Traum möchte ich's nicht nennen, was mir und wie es mir in diesen letzten Tagen geschah. Aber wohl will es mich bedünken wie ein Moment, in dem eine dämonische Gewalt

die Zügel unseren Händen entreißt und uns schonungslos über alle menschlichen Bedenklichkeiten hinwegführt. Wunderbar genug: so lang wächst der Drang nach irgend einem bestimmten Ziele; tritt, zurückgedrängt, mit erhöhter Kraft wieder hervor und steigert sich durch den Widerstand so lange, bis er in Gestalt des Dämons erscheint, der Alles besiegt. So hatte er die Fäden, die mich hundertfach umwebten, zurückhielten, mit einemmal zerrissen. Dieser Riß hat zwar Wunden gemacht und Bluttropfen erpreßt, denn die Fäden waren aus dem Herzen gesponnen, aber wer wollte darüber klagen? Nur durch Leiden erwirbt man sich den Schatz des Lebens.

So wär' ich denn auf der Bahn, von der ich glaubte, sie werde den Wagen meiner Hoffnungen mit rascher, rasselnder Bewegung ans ersehnte Ziel leiten. Ja, ich fühle mich erleichtert; mir ist, als ob es doch endlich in meine Kraft gegeben wäre, die Erfüllung durch eigene That hervorzubringen. Mitten in einer regsamen Welt stehen dem Muthigen die mannigfachsten Mittel und Kräfte zu Gebote.

Aber was soll ich von der Betäubung sagen, welche mich in den ersten Tagen ergriff, da ich mich plötzlich in das grenzenlos bewegte Getümmel der europäischen Stadt geschleudert fühlte! Wir, die wir abseits von den großen Weltmärkten, von den Verwicklungs- und Entwicklungspunkten der millionenfachen Interessen, die größten Bewegungen nur innerhalb unserer eigenen Seele erfahren; die wir glauben, der Widerspruch und die Umgestaltungen, die wir rasch nacheinander in uns erfahren, seien das Mächtigste, was den Menschen ergreifen und mit sich fortreißen kann: wir fühlen uns dann wohl auch ein wenig durch die Erfahrung gedemüthigt, daß wir dem wirbelnden Treiben des

Stadtlebens nicht hinreichenden Widerstand haben entgegensetzen können. Denn da hilft kein Sträuben; das ist eine desto unwiderstehlichere Gewalt, je überraschender sie uns anfällt. Und in der That, es ist etwas Großartiges in dieser modernen Thätigkeit; jeder Tüchtige für sich allein eine Welt und in Verbindung mit aller Welt.

Um Mitternacht.

Noch rollen die Wagen rastlos durch die Straßen; an diese geräuschvollen Träger der menschlichen Hast und ihrer brausenden Wünsche hat sich mein Ohr noch nicht gewöhnt. Der Wink der Natur, welche durch die Nacht auf Ruhe hinweist, gilt hier nicht. Das gefällt mir: dem menschlichen Willen ist sie nicht Gesetz; er hat Beweggründe, ihre Ordnung umzukehren, die denn doch nur Jene binden kann, welche mit ihrem Dasein zunächst an die Natur, an Grund und Boden gebunden sind.

Hier fragt man sich, ob nicht selbst die Laune höher steht. Der gehaltloseste Salon nimmt die Stunden der Nacht für sich weg und nimmt sich das Recht des geistig Höchsten heraus; das ist nun freilich ein Jammer; und wenn die Nacht nichts Besseres hervorbrächte, so möchte man immerhin beklagen, daß man's in unseren großen Städten nicht mit unserem Volke, sondern mit den Antipoden hält. Aber da sehe man die ungeheure Macht der englischen Parlamente: sie ist in den Mitternächten gewachsen und bis zum grauenden Morgen sprechen ihre bewegten Redner mit gewaltigen Worten von den Angelegenheiten einer Welt. Es geht die Sonne über ihr Reich nie unter; was kümmert sie's, daß sie über London untergeht!

Mitten in diesem Gewühle fühle ich mich einsamer als je. Alle die großen Fragen der Geschichte drängen wieder heran. Und wen sollte sie nicht bewegen, die in der ganzen Herrlichkeit

eines mächtig wachsenden Stromes im großartigsten Wogenfall menschenbildend vorwärts geht und die Verwicklungen des heutigen Tages schürzt? Da stehen wir, ergriffen von der ungeheuren Forderung, welche sie stellt; denn uns, dem lebenden Geschlechte, hat sie die Lösung auf die Seele gewälzt. Von den Ereignissen beunruhigt, von Entwürfen begeistert, von der Vergangenheit ermuthigt, greifen wir rasch die Geschäfte des Tages an. — Aber die höchsten Wecker und Treiber sind die erschütternden Schauer der Geschichte. Es gilt mir wie heilig, in den Mitternächten dem Geschicke der Nationen nachzusinnen.

Meine Lieben! Wenn Eure Gedanken und Sorgen seit dem Augenblicke meiner Abreise mir folgten, so fühle ich mich wieder außer Stande, Euch auszudrücken, welche Befriedigung es mir gewährt, immer tiefer in der Schuld Eurer Liebe mich zu wissen. Wüßtet Ihr nur, wie sehr ich es bedarf; denn von Stunde zu Stunde ward mir weher, und je mehr ich Euch mir ferne denken mußte, desto stärker wurde das Band der Sehnsucht, das mich zögernd rückwärts zog. Zum Glück war ich nicht mehr in meiner eigenen Gewalt.

Ihr klagt, daß ich Euch bis jetzt noch nichts Hinreichendes über die Beweggründe meiner Entfernung sagte. Das ist schwer; bin ich mir doch selbst noch nicht klar. Was daraus werden kann, weiß ich nicht; daß etwas werden muß, dessen bin ich gewiß, und Alles, was ich sagen kann, ist, daß mir das Leben in der Heimat zu enge ward, daß es mir in der Stille und Behaglichkeit eine ängstliche Unruhe und eine unendliche Sehnsucht in die Ferne veranlaßte, und ich fühlte nur, daß das Gehen besser sei als das Bleiben, und so zog es mich unaufhaltsam fort. Die Wogen des Lebens will ich sehen! — Doch halt' ich jetzt mich

noch still zurück; es ist für die Beobachtung günstiger, läßt mich frei von leicht zu hastig ergriffenen Beziehungen. Ich habe mich in eine Vorstadt gezogen. Denkt Euch eine ziemlich breite Gasse, ein hübsches Haus mit hellen Stiegen; drei Treppen hoch; geht links über den Gang, da öffne ich Euch rechts die Thüre, denn ich habe Euer Kommen gemerkt, und führe Euch in mein Zimmer. Es ist nicht glänzend; das ist mir eben recht, es hält mir alles geckenhafte Volk vom Leib; Tische und Schränke genug, um Bücher, Schriften und Karten auszubreiten; zwei Fenster, durch welche die Morgensonne hereinglüht, die mich immer wieder mit neuem Strebens- und Lebensmuth durchschauert.

Fürchtet Euch nur nicht, daß ich mich wieder unter Büchern begrabe, ich werfe mich lieber in die Einsamkeit des Stadtgewühls. Es regt mich wunderbar an, und da hab' ich auch meine tausend Gedanken. Man muß mehrere Hunderttausende auf einem Fleck versammelt sehen, um sich eine wenigstens ähnliche Vorstellung von dem Treiben der Völker zu machen. Dann aber ist mir inmitten dieses hin- und herwogenden Stromes nichts lieber als die Erinnerung an die stille Heimat in den Bergen, die ich in meiner Seele wie einen süßverborgenen Schatz mit mir herumtrage, an dem der Sinn für Natur fortan zehrt. Hier ist diese den Augen entrückt, weit außer den Stadtmauern, wo sie vom hohen Münster in der Ferne in nebliger Unbestimmtheit zusammenfließt.

Ich benütze jetzt die Zeit, um einige Lücken in meinen Studien auszufüllen; darum studire ich Rechtsgeschichte. Allen anderen Plunder, vor Allem die mir verhaßten Erläuterungen, habe ich dem Kukuk übergeben. Wie oft hat ein solcher Erläuterer mich und den Text so lange herumgezerrt, bis weder von mir, noch vom Text etwas übrig war. Den Text hatte er aufgefressen, und ich war während des schauderhaften Processes nichtsdestoweniger auf die Insel der Glücklichen hinübergeschlummert.

Ich bitte Euch, laßt mich nie lange ohne Nachricht; es ist mein innigstes Bedürfniß, die Fäden fortzuspinnen, die sich in der Seele eingewurzelt haben; aber wenn ich Euch nicht schreibe, kehrt Euch so genau nicht daran und laßt mich's nicht entgelten. Ihr wißt, es kostet mich oft viele Mühe, die still einfache Stimmung zu gewinnen, in der es doch allein möglich ist, Euch das zu bringen, was Ihr gern von mir hören wollt. — Zwei Tage vor meiner Abreise sagte Mutter, ich hätte mich seit einigen Wochen sehr verändert; ich sei doch gar zu verwegen. Wenn ich meinen Phantasien freien Lauf lasse, fange sie an zu schwindeln und sie fürchte sich. — Ich begreife das nicht, aber die Furcht ist wohl ungegründet; und ich meine, wenn's nur einmal für etwas Rechtes drauf und dran ginge, so würd' ich mich auch durchschlagen.

Ich breche den Brief wieder auf, den ich schon fortschicken wollte; ich muß Euch noch etwas erzählen. Was ich meine, ist eine von jenen Begebenheiten, denen wir aus irgend einer unergründlichen Hinneigung, von der wir selbst kaum ihre Existenz klar wissen, mehr Aufmerksamkeit als billig schenken. Und so muß ich Euch gleich anfangs sagen, solche Erscheinungen machen auf mich immer einen entschiedenen Eindruck; übrigens nehmt die Sache so leicht, als es Euch beliebt.

Ihr wißt, daß ich um Mitternacht hier angekommen bin; es war eine wundervolle Nacht; der Mond im letzten Viertel, ein heftiger Sturmwind jagte die dunkeln Wolkenbilder vor sich her, gegen welches Brausen die ruhigen, wehmüthig glitzernden Sternlein sich besonders lieblich ausnahmen. Ich hatte eben erst ein wenig eingedämmert, als das Rasseln des Wagens auf den gepflasterten Straßen der Stadt mich weckte und zugleich die Nähe des ersehnten Reisezieles ankündigte. Ich öffnete das Wagenfenster und schaute hinaus, wie die Häuserreihen schweigend

und gespenstisch vorübereilten; viele waren jedoch glänzend erleuchtet, andere ganz dunkel und still. So ging's fort; nun kamen wir am Dom vorüber, und der hätte mich fast durch seine ungethümliche Gestalt erschreckt; zwei Minuten und der Wagen hielt.

Ich fühle mich immer wunderlich bewegt, wenn ich in der Nacht irgendwo ankomme; das traf mich nun diesmal mehr als je. Die dunkeln, großartigen Umrisse, die mir überall begegneten und nirgends ein klares Bild hervortreten ließen; das Plötzliche der erfüllten Erwartung, die gereizte Stimmung, der Gedanke, mitten in eine fremde, schlafende Welt eingetreten zu sein: dies Alles hatte mir das Bedürfniß des Schlafes vollkommen verscheucht. Auch die einzelnen erleuchteten Fenster übten eine magische Wirkung, indem sie der Phantasie Anlaß geben, sich ein stilles Leben und Walten, das sie andeuten, zu vergegenwärtigen, was besonders dann der Fall ist, wenn eine Spalte zwischen den Vorhängen eines Erdgeschoßes einen kleinen Abschnitt der Haushaltung erblicken läßt.

So gewahrte ich durch ein Fenster, wo ich eben vorüberging, in einem kleinen, niedlich eingerichteten Zimmer eine Wiege, darin ein niedliches Kindlein lag. Am Tische daneben saß eine junge Frau im weißen Nachtkleide und Schlafhäubchen, eifrig mit dem Nähen eines kleinen Mädchenkleides, wie es schien, beschäftigt; in dem Gesichte der Frau, das mir zur Seite zugekehrt war, lag eine mild wehmüthige Stille. Ich stand einen Moment gefesselt: „Heilige Muttersorge," dachte ich und ging weiter; denn ich beabsichtigte auf den Punkt zurückzukehren, wo ich den Dom gesehen hatte; ich hatte mir die Richtung gut gemerkt, und wie ich um eine Ecke bog, stand er vor mir.

Welch ein Gebäude! Und wie durch den Kampf der Winde und Wolken Mondstrahlen sich durchstahlen und auf das colossale Menschenwerk fielen! Wie ein unheimlicher, leiser Zauber um

das männliche Bild alterthümlicher Kraft weht! — Das ist das vollkommene Bild des Feudalstaates; wie diese Säulen und Säulchen schlank und stolz dastehen, aufstrebend, eines auf dem treuen, festen Halten des andern ruhend; so schwarzgrau wie in Eisen gehüllte und gerüstete Ritter mit geschlossenem Visir! Und welche Lanzen sie tragen, und wie sie überall mit Kreuzen prangen, denn sie sind die Träger des christlichen Germanenthums. Kein heiterer Glanz wie in den griechischen Tempeln, aber auch keine düstere Formlosigkeit, sondern überall Form, und der einzelne Theil trägt die Form des Ganzen, ist auch für sich etwas, ist eines von den Thürmchen, aus denen der ungeheure Thurm sich emporhebt. Was war das für eine Zeit, die wir hier vorgebildet oder vielmehr nach- und abgebildet sehen! Keine Institution des Staates; er hat auf Gesinnung und persönlicher Kraft und Treue geruht. — Wir wünschen diese Zeit nicht zurück, denn keine Vergangenheit scheint vor der Gegenwart wünschenswerth; aber sie hat ihre Ehre, wir bewundern die Fülle der Gestalten, die Unerschöpflichkeit an Heldenkraft, den festen Willen dieser Männer, so gehärtet wie der Stahl ihres Schwertes.

Ich dachte der Zeit der Ottonen, der Salier, der Hohenstaufen, und, ein großartiges Werk des Mittelalters vor Augen, freute ich mich der Herrlichkeit deutscher Geschichte. Ist doch keine so wunderbar, so weltumfassend, so völkerbezwingend, keine so innig und stark! Und wie kündigt sich schon jetzt eine noch größere Zukunft an!

Es mochte während solchem Sinnen und Träumen eine Stunde vergangen sein; ich war an eines der dunkeln Häuser gelehnt, die rings um den Dom herumstehen. Da kam mich die Lust an, das Wunder von mehreren Seiten anzuschauen. Ich machte die Runde und fand endlich zwei Punkte, von denen aus

mir der Bau am Herrlichsten schien, einmal gerade vor dem unausgebauten Thurme, weil dieser in seinen Verhältnissen ungemein großartig angelegt ist, weil das Unvollendete des Werkes ganz eigenthümlich und erregend sich eindrückt, während der rückwärts unermeßlich emporragende Thurm einestheils diesen Eindruck mildert, anderntheils steigert. Die andere Ansicht gewährt sich aus einem engen Gäßchen, das gerade gegenüber dem vollendeten Münster liegt, wo man entfernt genug stehen kann, um den ganzen schlank aufragenden Bau zu erfassen. Nachdem ich mich so vollends befriedigt hatte, suchte ich den Rückweg.

Ihr werdet Euch nicht wundern, daß ich Mühe hatte, ihn wieder zu finden.

Ich hatte mich eben zurechtgefunden, als ich hinter mir Jemand herkommen hörte; es kam näher, ich wandte mich um; der Mond fiel auf die Gestalt eines Mannes, von dem ich nur die Todtenblässe des Gesichtes bemerken konnte, die aus dem starken, schwarzen Bart fast geisterhaft hervorleuchtete. Als er schweigend vorüberging, sah ich ihn scharf an, er bemerkte es und that desgleichen. Ich kann Euch nicht beschreiben, was das für ein Blick war: ein Gemisch von Kummer, Stolz und Scheu zuckte aus einem einzigen Strahl. Augenblicklich regte sich das Verlangen, seine Stimme zu hören. „Gute Nacht," rief ich, und „gute Nacht" tönte es fast wie ein hohles Echo zurück. Noch einige Schritte und er trat in das Haus, das ich bald als dasselbe erkannte, in welchem ich früher das liebliche Bild der Mutterliebe beobachtet hatte. Ich blieb stehen und bemerkte erst jetzt die sonderbare Gestalt des Hauses. Klein, zwischen zwei großen Gebäuden eingeengt, hatte es nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoße und darauf noch einen Aufsatz, der aus dem Dache gemauert hervorstieg; vorn und an beiden Seiten ein Fenster, die sich nach einigen Augenblicken erhellten. Die Gestalt jenes

Mannes konnte ich deutlich erkennen; er lehnte einige Zeit im Fenster, trat zurück, ging einige Male im Gemache auf und ab und schien sich an einen Tisch neben dem Fenster zu setzen; dann stützte er wie sinnend seinen Kopf in die Hände. In dieser Stellung blieb er länger, als ich warten mochte; ich ging, klopfte an die Thüre des Gasthofes, wo ich mich bald in einem Zimmerchen befand, behaglich genug, um über die Eindrücke der ersten Stunde meines Aufenthaltes in dieser Stadt nachzudenken und von den Beschwerden der Reise auszuruhen.

Euch mag es gleichgiltig genug vorkommen, um es im nächsten Momente zu vergessen; ich weiß selbst nicht, was ich daraus machen soll, aber bis jetzt ist's mir nicht aus dem Kopfe gekommen.

II.

Wien, 4. Jänner 1842.

Meine Lieben!

Es ist eine Sache, die ihren guten Grund hat, theuerste Eltern, daß man beim Beginne eines neuen Jahres gewöhnlich aus dem Gewühle der Beschäftigungen aufgerafft wird und mit einem Blick nach außen sich umsieht. Man durchläuft die durchgebrachte Tagereihe und fühlt sich mehr als sonst zur Mittheilung gestimmt; man will es sich und Anderen sagen, wie man mit sich selbst zufrieden ist. Die Leute sagen zwar, wie sie mit dem Jahre zufrieden sind, aber das ist nur eine andere Form, und sind sie unzufrieden, so ist das doch immer nur eine Beziehung auf sich selbst: sie selbst haben's nicht zum eigenen Dank gemacht. Und da fällt mir eben ein, was mir schon oft zu Sinn gekommen ist, daß man hierin nicht selten von einem irrthümlichen Standpunkte ausgeht. Man richtet nämlich sich in dem Grade der Zufriedenheit nach dem Maße, als unser Wünschen mehr oder

minder gelungen, mehr oder minder den Zwecken nahe gerückt worden ist; das ist nun, als ob das Gelingen ganz allein von uns abhienge, es ist, als ob ein treues und vernünftiges Verfolgen guter Zwecke nicht schon selbst ein Erfolg wäre. Am Ende ist ja gerade das treue, vernünftige Verfolgen einer Lebensrichtung das Leben, und die Resultate gehen nebenher mit, man empfängt sie. Freilich empfängt man gern und möchte immer mehr empfangen, doch das wahre Leben ist doch das Bestreben, das Verlangen; man hat deshalb ein Recht, sich ein ernstes und vernünftiges Wollen zu Gute zu rechnen.

Die Hauptsache ist: man hat gelebt, das heißt, man hat gestrebt, und wenn's die Sterne wollen, so hat man nicht blos für sich, sondern irgendwie mittelbar oder unmittelbar für die Menschheit oder Gottes Weltgeschichte gelebt.

Solche Ansicht gibt mir denn eine fortwährende Ruhe und Zuversicht, und ich schaue mit dem nämlichen Gleichmuthe vor- und rückwärts, indem ich eigentlich immer nur die Gegenwart bedenke. Aber die freilich gibt genug zu bedenken; sie erhält Einen mit der einzigen Anforderung in Athem, daß man sich mit den geistigen Fortschritten immer auf gleicher Höhe halte. Und es ist dem Einzelnen nicht ein Kinderspiel, das Errungene der Zeit zu ergreifen, obgleich man durch das bloße Ergreifen, durch das werkthätige Ergreifen auch wieder der Zeit eine Gegengabe erstattet; denn das Individuelle, das man bei jedem lebendigen Ergreifen zusetzt, ist für die Menschheit eine Gabe, und aus den Millionen Gaben der Einzelnen sammelt sich das Capital der Menschheit, an dem ferners wieder jüngere Generationen zehren und sich nähren und im nämlichen Bestreben das Ihrige zuzusetzen suchen. So geht es in endloser Kette, Ring an Ring. Es sieht sich zwar, wenn man's blos von Außen betrachtete, etwas kalt an, aber die Wärme ist in allen Reichen der Bewegung und

Thätigkeit verliehen, und der Bewegung und Thätigkeit ermangelt man eben, wenn man's nur von außen ansieht; innen ist Bewegung, und darum macht es auch nur dem warm, der in diesem weltgeschichtlichen Streben mitarbeitet. Anderen gibt nun auch wieder Anderes Wärme; jedem seine Sphäre, in der er thätig ist.

Damit bringen die Menschen die Jahre hin, beglückt und beglückend, und jedes Jahr ist beglückend; ich möchte darum nicht ungern die Ordnung umkehren, die Uebung des Beglückwünschens vom Neujahrstag auf den Sylvesterabend übertragen. Beglückwünschen möcht' ich lieber wegen des durchlebten als wegen des zu erlebenden Jahres; jenes hat Inhalt, man weiß, was man daran hat, und das Vergangene ist nicht verloren, sondern nur in uns aufgehoben, — aber die kommende Reihe von Tagen ist noch leer: wir füllen sie nur mit Entwürfen aus in Ermanglung von Wirklichkeiten. Und so hab' ich's denn auch gemacht. Am Sylvesterabende habe ich im Stillen alle lebende Welt beglückwünscht. Alle Welt? Nun freilich; man denkt sich dabei immer nur die, die man am Liebsten hat, aber die übrige bekannte und unbekannte Welt hat auch was davon, denn wenn sich die Familien in freundschaftliche Kreise zusammenschließen, dann ist auch die Welt gut bestellt.

So träum' ich in Prosa und Versen fort und fort; daß ich Ihnen so eine Traumimprovisation als Brief schicke, ist zwar seltsam, aber ich hoffe, sie wird Ihnen doch ein wenig gefallen.

Ich küsse die Hände.

III.

— 27. November 1842.

Meine Theuersten!

Endlich habe ich Nachricht, und seltsam, am selben Tage, wie ich aus dem Datum sehe, an welchem mich die Ungeduld

des Wartens hingerissen hatte, ist Ihr Brief geschrieben. Es war mir das ein sinniges Spiel des Zufalls, was mir das Erhaltene noch lieber machte.

Ich lese, daß Sie von mir die versprochenen Tagblätter erwarteten. Da werden Sie nun freilich, da Sie in dem inzwischen gesandten Briefe nichts dergleichen finden, sich getäuscht sehen, allein verziehen, wozu man unwillkürlich oft im Leben gezwungen wird durch äußerliche und innere Sonderbarkeiten, ist noch nicht so viel als Aufheben; Erwägen und Ermessen ist was Anderes als Vergessen. — Als ich von Tag zu Tag auf Entwicklung meiner Erwartungen harrte und meinem Brief durch den Inhalt von etwas bedeutendem Werth geben zu können mich schon im Vorhinein freute, da hatte ich, weil nichts unerträglicher ist als müßiges Harren, mich in philosophische Studien versenkt. Alte Errungenschaften wurden wieder hervorgezogen und nach neuen die Hände in Bewegung gesetzt. Davon sind nun meine Tagblätter voll geworden, in die sich der geistige Stoff versammelt, in denen er sich ausspricht. Daß solche Fragmente eines wunderlich sich verschlingenden Denkens wenig zur Mittheilung eignen, das sehe ich, da ich die vor mir liegenden durchschaue, wohl ein. Auch bleiben sie eben für mich um so unentbehrlicher, denn sie sind der Faden, an dem ich meinen Weg gegenständlich vor mir habe, wo sich an jeder Seite, die Anderen vielleicht wenig Nahrung geben würde, das Bild eines gesammten Denkkreises vergegenwärtigt. Deshalb kann ich Ihnen diese nicht senden. Allein weil Sie mir sagen, daß Sie sich auf Tagebucheinzelnheiten freuten, so ist mir dies eine Aufforderung, auch das äußere Beiwerk des Lebens in einer Sammlung täglicher Skizzen niederzulegen, um so mehr, als es mir seit der ganzen Zeit, da ich hier in Wien bin, eine nützliche Unterhaltung gewährte, die ich am Ende nur darum ins Stocken gerathen ließ, weil es so vereinsamt, auf mein eigenes

Anschauen zurückgedrängt blieb. Und so will ich sie denn jetzt in die heimatlichen Berge hinüberflattern lassen.

Sollte mir in Kürze werden, was ich hoffen kann, daß sich meine ganze Wirksamkeit zu einer bleibenden Bedeutung weitet, so wird auch das äußere Leben, das bunte Beiwerk desselben anziehender werden, als es in der strengen Einsamkeit der stillen Selbstbildung des Geistes sein kann; und ich hoffe, Sie werden die einzelnen Züge nicht ungern sich zu einem Gesammtbild vereinen. Wenn hie und da auch von meinen Lesegegenständen und Leseergebnissen etwas einfließt, so wird es, indem es den Blick auf andere Persönlichkeiten, deren Einfluß ich gestehen muß, hinzieht, zugleich reichhaltiger und belebter werden.

Es ist Sonntagsmorgen; und während ich mit der Seele in die Ferne lebe, sitze ich an meinem Tische, auf dem ein buntes Chaos von Gegenständen liegt, so auch auf dem Canapee, wo mir das Durcheinander meiner Bücher und Schriften nur einen schmalen Platz zum Sitzen übrig läßt. Links neben mir das Fenster ist immerwährend von einem durchscheinenden schleierhaften Vorhang verhängt, das andere Fenster weiter vorn läßt durch einen offenen Flügel frische Morgenluft hereindringen; denn das ist das Erste, wenn ich aufstehe und mich angekleidet habe, daß ich den kühlen Morgenhauch einathme. Es ist zwar der November schon im Uebergange zum December begriffen, doch gestattet er mir, das Fenster den ganzen Vormittag offen zu halten, da man ohnehin frische, neue Lebenswärme von dem Schlafe her in sich fühlt. Und so habe ich denn jetzt ein paar Stunden in philosophischem Sinnen hingebracht, gedichtet, geschrieben, gelesen, gesichtet, gebildet, gestritten — jetzt ist Waffenstillstand, denn es hatte mich plötzlich die Lust angewandelt, die Blätter, die ich für Sie bestimmte, zu beginnen. Da ist das erste und mit diesem meinen Adventgruß;

der Advent ist die Zeit der Ankunft. — Abends werde ich weiter erzählen.

Perthaler an seinen Vater.

I.

Wien, den 17. April 1848.

Lieber Vater!

Haben Sie nur Muth, es wird Alles recht werden. Die italienischen Ereignisse sind ein Vermächtniß des gestürzten Systems; leider haben wir es um ein paar Monate zu spät gestürzt: Alles wäre in Italien anders gegangen. Es ist ein Glück, daß der allgemeine Aufschwung uns fähig macht, dem Andrange und den Schwierigkeiten mit Begeisterung zu begegnen.

Glücklich derjenige, der jetzt in der Lage ist, der Heimat, dem Kaiserreiche, dem deutschen Vaterlande mit den Waffen in der Hand zu dienen; glücklich unser jüngster Bruder, dem es beschieden ist, Blut und Leben an eine große Idee zu setzen.

Das Vaterland erwartet, daß Jedermann seine Pflicht thut. Ich bin überzeugt, Bruder Michael wird nicht der Letzte sein im Kampfe: er wird sich würdig zeigen seines hier mit unvergänglichem Ruhme gepriesenen heimatlichen Regimentes und des Namens eines Deutschen, des Namens eines kaiserlichen Oesterreichers.

Vorgestern sind die hiesigen Tiroler zum Kampfe für das Vaterland ausgezogen. Wie gern wäre ich mitgezogen, den Stutzen auf dem Rücken! Allein wir haben hier so vollauf zu thun an dem Werke der Constitution, an der Leitung von Parteien, an der Belehrung der gewaltig bewegten Massen der Hauptstadt, an den Vorbereitungen zum Parlamente, daß ich es für eine Pflicht halte, hier die geistigen Waffen zu schwingen. Alles ist rege und thätig, und die Ereignisse werden nach kurzem Sturme einen schönen Völkerfrühling zeigen.

Also haben Sie nur keinen Kummer um unsern tapferen Vaterlandsvertheidiger, so lange Sie hören, daß er die Waffe mit Ehre führt. Was sind Entbehrungen, was sind Mühen und Kämpfe, gegen eine große Menschheitsidee gehalten! Hier erst beginnt der wahre Natur und Welt beherrschende Mensch, der in den Tagen der Ruhe nur zu leicht untergeht in dem Ruhebett behaglichen Lebens. Auch ich bin übrigens bewaffneter Nationalgarde und werde meine Waffen mit Ehre behaupten, wenn es Noth thut, gegen die Feinde der Ordnung. Franzens Entschluß freut mich außerordentlich. Er möge durch tapferes Vorangehen dem Beispiele Haspinger's nacheifern, welcher vorgestern mit den hiesigen Tirolern in seinen Siebzigern gezogen ist und mit seinem Namen Schwung und Idee, ja die kühnste Begeisterung in unser Bergland tragen wird.

Den neuesten Nachrichten zufolge hat unsere tapfere Armee Siege erfochten, vorläufig nur kleine, doch eine Hauptschlacht wird den Waffenruhm wieder an die deutsche Fahne fesseln, darauf lebe ich und sterbe ich.

Also Michael tapferer Krieger, Franz ein begeisternder Feldpater und ich vielleicht Mitglied des deutschen Parlaments, zu dem ich in einer eben in Druck erscheinenden Schrift mit Anderen, welche zu den Besten des Landes gehören, genannt bin.

Der Minister des Innern hat mich übrigens auffordern lassen, die Kraft der Regierung mit Schrift und Wort zu unterstützen. Ich werde nicht fehlen, denn die Regierung ist von dem besten Willen beseelt und wird das Mögliche leisten.

Wie es aber kommen mag, müßig werde ich in keinem Falle sein und beitragen zum Wohle des Ganzen.

Hoch Oesterreich!

Hoch Deutschland!

Hoch Tirol, meine Heimat!

Die böhmischen Angelegenheiten, sowie die galizischen und ungarischen stehen gut.

Auch hier in Wien ist der beste Geist und auf den 19. wird es großen Jubel geben.

Es lebe die Constitution, deren Grundzüge ich in einem der Flugblätter beischließe. — Es lebe die Tapferkeit und der Muth aller Staatsbürger! Es lebe unsere italienische Armee! Es lebe Bruder Michael, ein Theil derselben!

II.

Maria Enzersdorf, 21. October 1848.

Lieber Vater!

Ich schreibe diesmal nicht von Wien aus, sondern von Enzersdorf, zwei Stunden von Wien entfernt. Mein letztes Schreiben vom 9. wird Sie schon in Kenntniß gesetzt haben, daß der Sturm vom 6. October mich nicht hinweggerafft hat. Am 10. October verließ ich die Stadt und kehre erst dann wieder zurück, wenn man wieder ohne Gefahr, in den politischen Rausch hineingezogen zu werden, dort leben kann.

Gegenwärtig lebe ich in dem Landhause einer sehr freundlichen Familie, die mich zu sich eingeladen hat.

Der Moment der Entscheidung ist nahe. Die Stadt Wien ist, wenn man nicht übertreibt, von hundertzwanzigtausend Mann Truppen eingeschlossen und wird wahrscheinlich auf diese Weise mit Waffengewalt wieder zur Ruhe gebracht.

Gestern wurde in Baden eine Proclamation des Kaisers angeschlagen, wornach der FML Fürst Windischgrätz mit unbedingter Vollmacht versehen ist, alle hiezu dienlichen Mittel anzuwenden.

Die Armee des Croaten Jellachich, welche eine Stunde von hier lagert, hält eine musterhafte Ordnung und widerlegt alle Befürchtungen, welche man von ihr gehegt hat. Wir bringen hier die Zeit mit dem Lesen der Zeitungen, mit Beobachtungen durchs Fernrohr, mit Aushecking der schärfsten Combinationen, mit Lesung der harmlosen Brentano'schen Märchen, und ich hie und da auch mit Studiren zu, friedliche Beschäftigungen, die wohl gar nicht ahnen lassen, daß nicht eben fern von uns ein politischer Kessel in der gewaltigsten Gährung sich befindet und möglicherweise überlaufen könnte.

Ich hoffe in wenigen Tagen schon von Wien aus die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung anzeigen zu können. Ich küsse Ihnen die Hände. Hans.

Perthaler an seinen Bruder Franz.

I.

Wien, den 19. September 1849.

Lieber Franz!

Deine Mittheilungen vom 16. haben mich überrascht. Und es drängt mich um so mehr, Dir gleich, und zwar so, daß Du mein Schreiben noch vor Deiner Abreise erhaltest, zu schreiben, als ich schon lange einen Brief an Dich im Kopfe herumtrage. Was ich sagen wollte, waren eigentlich nicht Geschäftssachen, sondern Antworten auf Deine Fragen. Heute drängt sich das Geschäft dazwischen und, wie mir scheint, auf erfreuliche Weise. Ich wünsche Dir Glück zu Deinem selbstständigen Seelsorgerberufe, der Dich tief in den Palast der Alpen hineinträgt, und wirklich bist Du in mancherlei Beziehung beneidenswerth. Es ist ein poetischer Gedanke, als geistiger Leiter einer Gemeinde in jener

naturfrischen Umgebung zu hausen; vorzüglich aber freut es mich um Mariens und ihres Mannes willen, dann um ihrer Kinder, — die an Dir eine freundliche Stütze in der Nähe haben. Gegenwärtig ist auch bei Maria die Lisi noch auf Besuch und demnach drei Geschwister beisammen an einem Orte, an den wir im vorigen Jahre, als wir im Juni beisammen waren, nicht dachten.

Nun, die Dinge gestalten sich nach und nach ganz artig: Du bist Curat und geistlicher Hirt; die Marie, wie Du selbst sagst, in glücklichem Verhältnisse. Pepi hat seinen Herd in Elmen, freilich weit hinausgeschleudert, — Michael in Italien, gegenwärtig in Foligno, und ich in Wien; die Lisi dort, wo es ihr zusagt und die Verhältnisse es gestatten. Michaels Stellung als von der Pike auf gedienter Jägerlieutenant in unserem herrlichen Regimente freut mich über die Maßen und so auch Dein Vorrücken in die selbstständige Stellung.

Nun zu Deiner Reise nach München und auf Einiges, was in Deinem letzten Briefe berührt ist. Mich freut dieser Ausflug, den Du dorthin machst, und mögest Du namentlich aus Münchens Kunstwelt schöne Eindrücke in Dein stilles Alpenleben hinüber nehmen. Eines aber hat mich in Deinem letzten Schreiben besorglich angeregt. Ich selbst bin durch eine zu reiche und lebhafte Schule inneren und äußeren politischen Lebens hindurchgegangen, um nicht mit Interesse Deinen Entwicklungsstadien zu folgen. Ich sehe Dich eben jetzt auf einem Punkte angelangt, wo man mit großer Selbstbeherrschung sich und die Welt zum klaren Object machen muß, damit man nicht in einen Gefühls- oder Phantasiestrudel hineingerissen wird. Wie aber die inneren Erlebnisse auch sich gestalten mögen, sie sind ein heiliges Eigenthum dessen, dem sie geworden sind, und ich bin ferne, mit der Sonde der Kritik hineinfahren zu wollen; ich ehre jedes

Werden im Geiste, und die menschliche Seele ist mir immer die bewunderungswürdigste, heiligste Blume. Um sie zu kennen, mußte man ihr geheimstes Wachsen beobachten; sonst ist man ungerecht und irrt gewaltig. — Aber wo das innere Wesen, wie es nun eben ist, in dem jeweiligen Entfaltungsstadium, heraustritt in das Gebiet der That, — da unterliegt es der Beurtheilung, und da wird der Irrthum oft mit dem bewußten Irrwege gleich beurtheilt. Unter allen Arten der Betretung des Feldes der That gibt es keine bedenklichere als die, wenn man aufhört, selbständige Person zu sein, und durch einen Beitritt an die Parteiverbindungen die Solidarität für fremde Gedanken, für fremde Bestrebungen, für fremde Thaten übernimmt. — Daran mußte ich denken, als ich las, wie der Münchener Märzverein auf Dich seine Angeln ausgeworfen. Ich möchte Dir nur das ans Herz legen: sei behutsam im politischen Vertrauen, sieh selbst scharf zu und lass' Dich nicht als Werkzeug zuerst gebrauchen und verbraucht wegwerfen. Ich, für meinen Theil, habe in Frankfurt dem Märzvereine in die Karten geblickt, und was ich da sah, ist etwas Anderes, als was sie zum Schilde machen. Diese Menschen sind, glaube meiner wohlüberlegten und nicht leichthin erworbenen Ueberzeugung, der Freiheit Henker, nicht der Freiheit Gründer. Das ist Eines, was mir schwer am Herzen liegt.

Dann noch etwas. Ist es ein Fehler der Menschen, ist es ein Zug von Gutmüthigkeit, namentlich unseres Volkes, ich weiß es so bestimmt nicht zu sagen. Aber dem sei wie ihm wolle: wir können es vom Standpunkte einer klaren Beurtheilung nicht billigen, daß man so viel auf Autoritäten gibt. Du erwähnst mir schon ein paar Male den Münchener Neumann; ich bin es zufrieden, wenn Du mir ihn als einen Mann von speciellem Wissen in der chinesischen Literatur nennst und bei einem

derartigen Streit als Schiedsrichter vorschlägst. Aber in Sachen der Politik gehört er zur hohlsten Gattung von Gelehrten. Auch hier haben wir solche Männer der Phrase, die, wie die „Allgemeine Zeitung“ vor mehreren Jahren von Neumann sagte, sich keinen Tag zu Bette legen, ohne etwas Freisinniges gesagt zu haben. Ach, und welcher Mißbrauch wird von dem Worte Freisinn gemacht! Wenn Neumann über mich ein Urtheil fällt, so habe ich natürlich nichts dagegen einzuwenden, insofern es eben seine Meinung ist; wenn er aber ausspricht, daß sein Urtheil über mich als mehr gelte denn als eine subjective Blase, — dann müssen wir erst wissen, wer auf dem höheren Standpunkte des inneren und äußeren politischen Lebens steht; wer unten steht, thut sehr schwer, den zu beurtheilen, der mit Müh' und Arbeit vielleicht nur um einige Schritte, aber doch höher hinaufgeklommen ist. Und siehst Du, das eben weiß ich, daß ich im Schweiße meines Angesichtes um einige Stufen höher stehe. — Es wird nun bald zehn Jahre, seit ich in meinen Studien, denen ich einige tausend Nächte geopfert, dahin kam, die Ergebnisse meiner Forschung in einem Werke, das ich „Metamorphosen des Staatslebens“ nennen wollte, niederzulegen. Das Material wurde niedergeschrieben, der Eintritt ins praktische Leben im Jahre 1842 verhinderte die Herausgabe und mein Manuscript ward unter Anderem begraben. In neuester Zeit kam ich wieder darauf, und — ich werde es nun herausgeben, ich finde mich in jener frühen Arbeit wieder; die Schule des Lebens hat mich gelehrt, daß ich damals richtig gedacht. Aber das hat mich auch sicher gemacht. Es gibt nicht viele Menschen, die vor dem Sturme und nach demselben nichts zu bereuen und sich nicht zu corrigiren haben. Ich stand ehemals auf dem Boden der Umgestaltung, weil ich das Leben nur als ein zur Harmonie werdendes begreife; ich stehe noch jetzt auf demselben; aber es gibt

auch etwas Bleibendes, es gibt einen Monolithen in der Politik, wie in allen anderen geistigen Bereichen, sowie in den Naturkörpern, der unwandelbar ist. Und daran halte ich fest, und wenn mir der, welcher täglich etwas sogenannt Freisinniges sagen zu müssen glaubt, in Ermanglung von etwas Anderem an diesem Monolithen herumkaut, so nenne ich das Bornirtheit. — Lass' Dich nicht zu tief, oder ich will sagen: nicht zu eng, weder mit Neumann, noch mit Anderen seiner Umgebung ein; behalte Dir die unbedingte Freiheit Deiner Gedankenentwicklung und Deiner That vor. Das ist das Zweite was mir am Herzen liegt.

Dein künftiger Wirkungskreis führt Dich an die Grenzen des Reiches und Du wirst mit unseren republicanischen Nachbarn in mannigfache Berührung kommen. Ich weiß das zu schätzen; aber lass' Dich aus der Peripherie nicht hinausschleudern; vergiß nie die Beziehung zum großen Ganzen; verleugne nicht die Idee des großen Ganzen; sei stolz in und mit derselben; ich bin gewiß, daß meine Idee über die künftige Gestaltung von Europas Mitte zur Wahrheit wird. Die Mündungen des Rheins und die Mündungen der Donau, die Ostsee und das adriatische Meer, — das sind die Marken, innerhalb welcher ein politischer Körper, gefügt nach anderen Regeln als die herkömmlichen, gefügt nicht nach den geläufigen Staatsleisten, sich consolidiren muß. Die unerläßliche Bedingung aber für die Möglichkeit der Cultur in Mitteleuropa, für die Möglichkeit des Fortbestandes germanischen Lebens und germanischer Selbständigkeit ist der Fortbestand der österreichischen Monarchie; das ist der erste Stein, der wichtigste in Europa, und wenn der zerschellen könnte, so haben wir die Herrschaft der Barbarei, den elementaren Kampf der niederen Volksgeister, der Racen, über welche die compacte Einheit des Ostens siegen müßte. Wie man kurzsichtig genug

sein kann, die europäische Harmonie, die berechtigte Herrschaft germanischen Geistes in Mitteleuropa, den magyarischen Sympathien zum Opfer zu bringen, ist mir von je unbegreiflich gewesen. Wenn man dann überdies begreift, daß das magyarische Princip das der Unterdrückung sein muß, weil es unterdrückend wachsen müßte, um irgend Etwas zu sein und zu bedeuten: so wird man vollständig irre an einem Freisinn, welcher es mit der Unterdrückung hält, an einem Freisinn, welcher die Knechtschaft heilloser Verwirrung heraufbeschwört, um der staatlichen Impotenz ein Experiment zu gewähren. — Halte auch Du fest an der Idee des österreichischen Kaiserstaates, welcher der erste Staat der mitteleuropäischen Union sein muß. Halte daran fest gegenüber von allfälliger Krämerpolitik, welche über der Besorgung des Zündhölzchengeschäftes die politische Configuration von Europa vergißt, und um erträumter Ersparnisse in der Hütte willen das große, alte, herrliche Gebäude in Trümmer und Schutt wirft. Das ist das Dritte, was mir am Herzen liegt.

Du schreibst in Deinem letzten Briefe von einem Dr. Falk, der disgustirt von den ungarischen Ereignissen auswandert und Auswanderer wirbt. Glaube mir, der ist ein Phantast, oder ein Dummkopf, oder ein Verworfener. Ich glaube, er ist das Erste und schenke ihm mein Mitleid. Ueber den Ausgang der ungarischen Wirren kann man nur dann disgustirt sein, wenn man in Sachen der philosophischen und pragmatischen Historie, in Sachen der Politik ein vollständiger Ignorant ist, ein Ignorant in den Bewegungen des Volks- und Staatslebens. Er gehe also hin, und möge er dort gedeihen; die trockenen Amerikaner mit ihrem schlichten Verstande, mit ihrer klugen Berechnung werden ihn belehren, daß man mit Phrasen und überschwänglichen Gefühlen in der alten Welt sich unglücklich, in der neuen aber nur lächerlich machen kann.

Ich hätte noch Vieles zu schreiben; ich könnte mich bogenlang abschreiben, wenn ich meine Ansichten, die ich redlicher Bemühung abgerungen habe, entwickeln wollte. Ich bin entschiedener Monarchist, und zwar nicht aus gemüthlicher Tendenz, sondern mit wohlüberlegter Ueberzeugung. Ich bin aber auch ein Anhänger politischer Freiheit, weil ich darin das Recht erblicke. Das Recht ist die organisirte Freiheit, die Freiheit ist das verkörperte Recht. In diesem Organismus ist mir die Idee des Monarchen eine unerläßliche allenthalben, wo die Menschen über die Kindheitsformen hinaus, in dichtem äußeren Zusammenleben und in social verwickelten Verhältnissen sich finden. Die einfachen Formen der Republik und der Despotie passen nur in die Kindheitstage der menschlichen Cultur. Die Totalität aller Formen in einer den Bedürfnissen der Menschennatur entsprechenden Gliederung, das ist es, was das alte Europa bedarf, was das Europa im Kleinen, das alte Oesterreich, vor allem Andern bedarf.

Doch ich muß endlich schließen und rufe Dir nur zu: sei behutsam gegen Andere, gegen Dich selbst. Halte Dich nicht voreilig für fertig. Ich habe neulich, als mir alte Briefe von Dir in die Hände fielen, gedacht, daß es Dir vielleicht interessant ist, Deinen eigenen Entwicklungsgang in Deinen Briefen Dir zu vergegenwärtigen; ich sende sie Dir hiemit; Du wirst Zeit finden, sie zu lesen und die sich daran knüpfenden Meditationen auszukochen. Auch andere Briefe schicke ich einen Pack mit; vom Vater, von der Mutter und andere. Ich habe sie neulich durchflogen; schwerlich wird Jemand eine so alte Briefsammlung haben. Bewahre sie auf, ich werde künftig darüber verfügen. Im Anschlusse sende ich Dir auch einige Exemplare von meiner ungehaltenen Rede. Aber sinne doch auch noch einmal darüber, ob denn mein Großdeutschland, welches jeder ungarischen und italienischen Insurrection die trotzige Stirne bieten müßte, nicht

eine wahrere, lebensvollere Idee ist, als der Mondschein der magyarischen und italienischen Sympathien. — Lebe indessen wohl, nächstens ein Mehreres. Dein Bruder Hans.

II.

Wien, 28. Februar 1853.

Lieber Franz!

Daß Du Dich den Studien mit Eifer ergibst, freut mich für Dich. Die schönsten, befriedigtesten Stunden gewinnt man am Ende doch nur den Studien ab. Ich könnte aber nicht wünschen, daß Du Deine Pfarrkinder zu Mitlesern der „Allgemeinen Zeitung“ machtest, es wäre denn in rein thatsächlichen Dingen, und sogar in diesen mit Wahl. Ihnen gegenüber vertrittst Du doch hauptsächlich die Bibel. Den Glauben, das kannst Du glauben, können sie nur glauben; den Glauben können sie nicht wissen. Das aber, was man wissen kann, soll man nicht blos durch Glauben sein eigen nennen. Die geistigen Wege des Wissens zu wandeln — dazu sind aber nur die wenigsten Menschen begabt und mit den äußerlichen Bedingungen versehen. Demjenigen, der aber nicht selbst den mühsamen Weg von Gedanken zu Gedanken, von Beweis zu Beweis, von Erscheinung zu Erscheinung durchzumachen in der Lage ist, dem muß man gar nicht die Früchte zeigen: sie sind ihm schädlich, wenn nicht tödtlich; — dem genügt und den beglückt der schlichte Glaube.

Wenn ich aus meinem Gewühle in Deine Welt schaue, so kommst Du mir nicht selten beneidenswert vor. — Du hast, was ich nicht habe: eine so schöne, beschauliche Ruhe, welche uns gönnt, alle Anregungen innerlich ausschwingen zu lassen. Du freilich hast dann wieder nicht, was ich habe: eine sich drängende Masse von einstürmenden, die ganze Aufmerksamkeit fordernden Dingen.

— — — — — — — — — — — — — —

Perthaler an Rudolf Kink.

I.

Wien, 25. März 1844.

Lieber Rudolf!

Die Leserei kommt mir allgemach wie ein Rauchqualm erstickend in den Hals; ich ruhe daher von ihr aus und zwar — lesend, den Münchhausen von Immermann, ein Buch, dessen gesunder Kern mich höchlich erfreut. — Es ist vielleicht nicht ganz recht, daß mir das Buch gefällt, allein es ist doch so; weil mir eben jetzt die Elemente des Lebens zerfahren und in Bruchstücken, deren Träger gewisse einzelne Menschen sind, umhergeworfen erscheinen, freu' ich mich an der männlichen Kritik, mit welcher dieser wackere Bursch aus Düsseldorf in die gemachten Leut' einhaut und in die gemachten Thaten der Zeit nicht minder. Eine komische Gestalt, und zwar der neuen Zeit eigenthümlich, hat Immermann mit Glück auf sein Korn genommen, die Superklugheit, die ausstaffirte Bildung, dies Ekelthun der in Battist eingeschlagenen Seelen. Lass' mich dabei ein wenig verweilen. Da sitzt die Krankheit unserer Zeit; wenn eine ehrlich erstrebte Erkenntniß derselben uns von ihr frei zu erhalten vermöchte, so dürften wir nicht umgehen, diese Fragen streng an uns selbst zu stellen, durch welche Bußübung wir uns dagegen innerlich stärken, mit welchem Wettermantel wir uns äußerlich schützen. Und warum sollte es uns nicht gelingen? — Wir haben freilich Vorgänge wider uns; wir haben die Frage schon hundertmal gestellt, immer anders lösen zu müssen geglaubt, haben uns in der Ausführung Manches glücken lassen, im Großen und Ganzen sind wir doch nicht befriedigt weggekommen. — Weil wir's immer gleich im Großen und Ganzen wollten, — ein unbestimmtes Wollen, wohlfeil, weil es jeder Träumer zu Stande bringt,

leichtwiegend, weil es vom Erdboden in die Lüfte nebelt und den Zusammenhang mit dem heutigen Tage verliert. Wenn wir uns nur gewöhnen könnten, in unserem Wollen fein bürgerlich, demokratisch zu sein, wobei es darauf ankommt, seine Stellung im Verzweig des Menschenlebens nicht gering zu achten, seinen Fleck stolz zu behaupten, anstatt vornehm darauf herabzusehen und zu thun, als wäre nur das unser würdig, was wir nicht erreichten und zu erreichen kaum bestreben, weil wir sonst doch ernstlich bei einem empirischen Stoff anpacken müßten, um nur einmal aus dem Spintisiren zu kommen. Grundsätzlich und praktisch muß man irgend etwas ergreifen und dann auch rechtschaffen dafür Partei nehmen. Man ist mit sich selbst viel mehr im Klaren, und Anderen ist man's auch; das mannigfach Raffinirte und Spitzfindige unserer Bildung würde den größten Antheil seines Einflusses verlieren, wenn wir uns selbst nöthigen wollten, praktisch Partei zu ergreifen. Würden wir uns dies zur Aufgabe machen, so wären wir der kläglichsten aller in menschlicher Gestalt herumwandelnden Thorheiten los, der Unbefriedigten, wobei natürlich nicht gemeint ist, daß man Fünf gerade sein lasse, sondern daß man nicht im Wollen unbegrenzt und überschwänglich, wenn's aber aufs Handeln ankommt, nur halb dabei sei.

Gestern habe ich von Passau einen Brief bekommen, der mir Nachricht vom Tode eines Mannes brachte, der mir aus verwandtschaftlichen und nichtverwandtschaftlichen Gründen sehr lieb war. Mein Onkel, bairischer Major, Bruder des Appellationsrathes Stöckl, ist am 13. März gestorben. Ein Soldat im wahren Sinne des Wortes, hat er die Schlachten vom Jahre 1812 an mitgefochten, ist damals schon unter den Todten gelegen, von seinem treuen Burschen aber hervorgesucht, gepflegt und gerettet worden. Bei den Frauen sehr wohl gelitten wegen seines ritterlichen, muntern Benehmens, und weil er einer der schönsten

Männer der Armee war. Nichts weniger als gelehrt, er hatte gleich in den ersten Schulen des Gymnasiums nicht gut gethan und in seinem 15. Jahre die Schuljacke mit dem Waffenrocke vertauscht. — Der brave Mann ist jetzt todt; vernünftig wäre es gewesen, wenn er noch allenfalls 10 oder 15 Jahre gelebt hätte; gesehen und gesprochen hätte ich ihn auch noch gern, die Hauptsache aber bleibt, daß er ein braver Mann war und überhaupt gelebt hat, sich des Lebens mit einer lieben Frau, Sohn und Tochter freute, und daß jetzt schade ist um ihn, oder vielmehr daß uns sein Tod wehe thut: das ist die Hauptsache. Mein lieber Rudolf! Es ist ein sonderbares Ding um das Leben, aber noch wunderlicher ist das Sterben. Es ist schon verflucht lange her, daß jene Menschen, welche Platon, Leonidas, Brutus und Cäsar hießen, und insbesondere jener wackere Germane, von dem wir weder den Namen noch sonst etwas wissen, dessen Existenz wir nur mit Grund vermuthen, dann ferner die Unzahl, von denen wir sowohl Namen als Thaten in den Geschichtsbüchern aufbewahren, gelebt haben. Bei ihrem Sterben haben die Menschen, die um sie waren, auf die verschiedenste Weise gesagt: schade ist's um sie. Die einen haben's gesagt mit stummen Thränen, die anderen mit lautem, sinnverwirrenden Wehklagen, mit der Symbolik eines ungeheuren Denkmales entweder von einer übereinander gehäuften Masse unbehauener, roher Steine, oder von einer wohlgemessenen Pyramide; wieder andere haben's gesagt, indem sie gar nichts sagten, sondern nur in sich verschlossen überlegten, ernst und mit der Zuversicht auf das Auslangen der eigenen Kraft, wie sie das Werk des Abgeschiedenen in ihre Hand nehmen und weiter führen wollten. — Wir sagen nicht mehr: schade, daß sie gestorben, sondern: gut, daß sie lebten. Wenn jener wackere, gänzlich unbekannte, namenlose Germane nicht gelebt hätte, was hätte da seinen Verwandten und Freunden,

mehr seinem Gau und noch mehr seinem Stamme gefehlt! Daß er aber gestorben ist, darf uns recht lieb sein, denn uns wäre der ungeschlachte Prachtmensch doch ein wenig zur Last; wir wüßten nicht, wo das Alterthumsstück unterzubringen; eine Sinecure würde ihm nicht behagen, bei einer Polizei- oder Censurstelle würde er dumme Streiche machen, und unsere Art Schlachten zu liefern aus der Ferne, mit weithin fliegenden Kugeln, die so tückisch in die Glieder reißen, würde ihm nur immer verdrießliche Gelegenheit geben, über unsere Feigheit zu brummen. Kurz, ich bin, bin wirklich froh, daß jener Ehrenmann unter Thränen und Wehklagen, wie ich vermuthe, gestorben ist, so sehr ich mich übrigens freue, daß er recht kräftig und herzhaft gelebt und eben so kräftige Söhne und Töchter hinterlassen hat. — Damit Du Dich nicht wunderst, warum ich diesen alten namenlosen Germanen so besonders in Belang ziehe, muß ich Dir schon sagen, daß derselbe mein Urältervater entweder väterlicher oder mütterlicher, oder großväterlicher oder großmütterlicher, oder von irgend einer weiteren Seite ist.

So wunderlich also auch das Sterben ist, so liegt doch, wenn man's ernstlich überlegt, wenig daran. Es hat auch gegen den, der herzhaft und kräftig einherlebt, gar keine Macht, vielmehr gehört es ganz wesentlich zu einem kräftigen Leben, nicht blos als ein tüchtiger Schlußstein, welcher dem Ganzen den Halt gibt, sondern überhaupt als jenes Element, ohne welches das Leben ohne Werth ist, Jugend und Begeisterung undenkbar, die Entwicklung der Menschheit in rasch sich erneuernden Generationen unmöglich, und überhaupt die Geschichte aus der Reihe der Begriffe und ebenso aus dem Dasein weggestrichen ist.

Ich sitze wieder bei meinem Thee, der mir die Morgenstunden versüßt; die Gedanken haben allenthalben freien Paß. Im Laufe dieses Sommers und Herbstes will ich eine Reise nach

Tirol machen. Junge, ich habe lange den Anblick der Heimat entbehrt, seit August und September 1840; es gehört eine entsagensfähige Natur dazu. Daß ich die habe, kann mir Niemand abstreiten. Aber länger kann ich diesen Kampf nicht kämpfen u. s. w. — Dann wieder: weg, du Traum, so Gold du bist, hier auch Lieb' und Leben ist u. s. f.

Daß das Allleben von den Ideen, welche klar und organisch zu fassen Aufgabe der Philosophie ist, durchdrungen und durchlebt wird, gebe ich Dir zu. Daß aber darum die Philosophie die Berechtigung habe, als der Tyrann und Autokrator der Welt und der Geschichte aufzutreten, stelle ich rund in Abrede. Die hier genannte Philosophie, nämlich eine diese, ist erstlich noch gar nicht die Philosophie; ich glaube diese letztere vielmehr als die ganze Reihe der Gedankenentwicklungen der Menschheit fassen zu müssen, zu welcher wir auch unsern Beitrag liefern, oder woran thätigen Antheil zu nehmen auch uns das hohe Recht zusteht. So groß aber die bestimmte Philosophie eines ihrer größten Männer gedacht werden mag, sie ist ein System der Philosophie, das reichhaltigste, tiefste Werk des menschlichen Geistes, aber die Philosophie ist sie nicht. — Sie fällt der Macht der Geschichte anheim, und was man sich so gern als absolut abgeschlossen einbilden möchte, es hat doch ein Früher und ein Später und wird nur zum Ringe in der Kette; die Philosophien der Generationen theilen das Schicksal dieser letzteren selbst. Auf diese Weise gewinnt die Geschichte die Aufgabe, fortwährend als Moderator der Philosophie wirksam zu sein. Nicht nur die Geschichte der Philosophie, sondern auch nach anderen Richtungen, ja sogar die Geschichte des Irrwahns übt einen vollkommen berechtigten Einfluß auf die Entwicklung der Philosophie. Das ist, weil in den Thatsachen immer auch eine Philosophie lebt, die nur gedankenhaft zu fassen ist, übrigens aber dies nicht einmal braucht, um

sich in ihrem Einflusse geltend zu machen. Darüber hat man sich auch gar nicht zu wundern und nicht zu rechten, sondern nur zu schauen, wie man von seinem Standpunkte mit all diesen oft recht seltsamen Einflüssen fertig wird, und zwar aus einem Princip, nicht etwa aus indolentem Gewährenlassen. Aus diesem letzten könnte sich höchstens ergeben, daß uns die Einflüsse wegschwemmen, — daß sie mit uns rein garaus fertig werden. — Es ist ein Standpunkt, wenn man darauf beharrt, die Lebensgestaltungen müssen sich die Kritik unseres philosophischen Princips gefallen lassen. Es ist aber ein höherer Standpunkt, wenn man die Einsicht an die Spitze stellt, daß Gedanke und Thatsache, Philosophie und Geschichte in gegenseitiger Kritik und in dem Resultate dieses dialektischen Verhaltens ihre höhere Wahrheit haben.

In der letzten Zeit hat mich eine ungeheure Sehnsucht nach dem kleinen Heimatlande ergriffen. Genährt wurde sie noch überdies durch Spindler's „Vogelhändler von Imst"; ein Buch, das als Roman einen unbedeutenden Werth hat, das Volk der Tiroler in ihrem Wesen und Kern zu schildern nicht vermochte, aber in Einzeldarstellungen in unzähligen getreuen Bildchen sehr gelungen ist. Naturgetreue Federzeichnungen hat uns Spindler geliefert, aber die Conception des Volkscharakters war dem Manne doch zu groß; seine Flügel haben ihn zu dieser Höhe nicht tragen wollen. Ueberhaupt derselbe Grund, warum Spindler als Romanschreiber nicht groß geworden ist; sein Flug geht viel zu nahe an der Erde hin, wie die Schwalben im Herbst; es fehlt ihm der Adlerfittich und das scharfe Adlerauge, das von der höchsten Höhe das Leben und Treiben im Thale genau unterscheidet. — Vier Jahre sind es nun schon bald, seitdem ich die Heimatsgrenzen überschritt und unsere herrlichen Berge nicht gesehen habe; Du wirst begreiflich finden, daß ich mit ungeduldigem Schritte dem erzählenden Wanderer durch unsere Thäler folgte.

II.

Monza, den 20. November 1857.

Glückauf, lieber Freund! Ich gratulire Dir von ganzem Herzen. Dir und Ihr. Dir, weil sie es ist, die ich mir längst schon als die für Dich Auserſehene gedacht habe, und ihr, weil ich Dich schon so lange als den Vortrefflichen kenne, der die Gute und Liebenswürdige gewiß glücklich machen wird.

Ihr Dreiundvierziger seid wirklich ein gutes Jahr. Wir Vierziger hätten mit gutem Beispiele drei Jahre voraus sein sollen, und wer weiß, ob wir es treffen, Euch drei Jahre nachzuhinken.

Du hast gut sagen: folge meinem Beispiele bald nach. Bin ich denn nicht ein Vagabund? Und bin ich es jetzt nicht mehr als je? Seit sechs Monaten ist mein Leben ein unaufhörliches Einpacken und Auspacken. Wäre eine Frau im Stande, das auszuhalten? Und zwar eine Frau, wie ich sie mir denke; nicht ein Soldatenweib, eine wirkliche, feine, liebe Hausfrau ....

Hier mußte ich abbrechen. Acht Tage sind indeß wieder abgelaufen. Wir haben Monza verlassen; die Einen sind nach Triest, die Anderen nach Mailand gegangen und unter Letzteren bin ich. Ich will versuchen, den Brief zu enden. Also:

Mailand, den 28. November.

Gern wäre ich mit nach Triest gegangen: hauptsächlich, weil ich mit Dir sehr Vieles zu reden hätte, was sich schriftlich nicht oder nicht so lebendig wie mündlich abhandeln läßt. Leider hatte ich bei dieser Reise nichts, wohl aber hier viel zu thun, und so mußte ich mich wohl zum Bleiben bequemen.

Hier habe ich nun während dieser Woche ein buntes Vielerlei von Dingen studirt, geschrieben, besprochen — aber hier stockt

es eben. Es gibt so wenige Menschen, deren Gespräch uns fördern könnte. Sie sind alle über einen Leisten: die Lombarden widerspenstig und unsere lieben Landsleute gedankenlos. Der Einzige, der hier denkt, ist der Erzherzog und allenfalls noch Burger. Alles Uebrige lebt in den Tag hinein. Mit dem Erzherzog habe ich in Monza viel gearbeitet; wir sind, ich kann fast sagen, in die unheimlichen Tiefen der Fragen hinabgestiegen. Das Ergebniß ist in Bezug auf das, was ist, nicht eben erfreulich. Wir machen uns trotz alledem und alledem keine Illusionen und sind nichts weniger als berauscht von den mancherlei Ovationen und dergleichen.

In Bezug auf das, was sein soll, sind die Resultate ehrlicher Forschung von unaussprechlicher Schwierigkeit, sie streifen an das Verwegene, insoferne man es verwegen nennen kann, mit den Organen unserer von Mediocritäten strotzenden Verwaltung Dinge ausführen zu wollen, welche Geist fordern. Ich hoffe noch immer, in Kürze nach Triest zu kommen; ich bin überaus gespannt, zu hören, was Du zu allem dem sagst, was ich Dir mittheilen werde.

Unter den vielen Dingen, welche mir dieser Tage untergekommen sind, ist auch die Frage über die Kunstakademien in Mailand und Venedig, eigentlich zwar nur in Bezug auf letztere; allein die Idee, die ich im Kopf trage, dehnt sich, wenn der Erzherzog darauf eingeht, auch auf Mailand aus. Es handelt sich um die Bestätigung Selvaticos als Leiter der Akademie, und zwar in der Eigenschaft eines Directors, der auf das Innere des Unterrichtes Einfluß nehmen soll.

Mir sind unsere drei Kunstakademien in Wien, Mailand und Venedig ein Gräuel. Daß wir ein heilloses Gesindel von Künstlerproletariern haben, danken wir diesen Instituten, und daß es uns an Künstlern aus ganzem Holze fehlt, verdanken

wir ebenfalls ihnen. Ich will mich nicht in die Aufzählung der vielen Gründe einlassen, welche mich zu dieser Anschauung nöthigen, sondern gehe gleich zu der Ansicht über, welche ich über die Besserung dieses Zustandes gefaßt habe. Ich meine, man müsse die Kunstschulen von der Akademie loslösen, letzteren eine Entwicklung ermöglichen, wodurch sich Alles, was es Ausgezeichnetes in der Kunstausübung oder in der passiven Kunstpflege gibt, vergesellschaftet, und zwar nicht unter dem k. k. Adler, sondern als eine freie Körperschaft, welche von der Regierung nichts bekommt als den Schutz, den Jedermann genießt, und Geld, das sie jetzt fruchtlos ausgibt, dann aber mit Nutzen spenden würde. Die Staatskunstschulen würde ich aufheben, sie taugen zu nichts. Ein tüchtiger Meister, in dessen Atelier der Schüler arbeitet, ist besser als das ganze Dutzend Professoren, das dem jungen Talent nur Zerstücktes bietet. Der tüchtige Meister ist schon deshalb besser, weil er Einer ist, eine Individualität, die Alles in Allem bei sich hat, und zwar im Einklang, daß es klappt und in den eigenen Werken zum Vorschein und dem Schüler zur Anschauung kommt. Hauptsächlich aber hoffe ich, daß der Meister Diejenigen zum Teufel jagt, die nichts taugen, und je mehr es solcher zum Teufel gejagter Kunstjünger gäbe, desto besser könnte die wahre Kunst floriren.

Da hat sich aber der Staat hineingemengt, lehrt kaiserlich österreichische, königlich preußische, französische und andere Kunst Jeden, der da kommen will, und züchtet Tausende von Anstreichern und verdirbt den, der etwas Rechtes in sich hat oder macht, daß er unter der Schaar der Patzer erstickt, weil die Letzteren denn doch so viel vermögen, um manches Menschenkind zu bethören.

Also weg mit diesen Pépinières der Kunstschmiererei! Gebt die 128.000 fl. jährlich auf Kunstwerke, und zwar womöglich

auf monumentale aus, und das Geld wird fruchten, während es jetzt die Kunst zu Grunde richtet. — Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du mir sagtest, was Du davon hältst.

Zum Schlusse noch, daß Alber Dir für die Intimation dankt und Dir gratulirt, was ich auch noch einmal von ganzem Herzen thue.

Lebe wohl.

Dein Hans Perthaler.

Perthaler an Erzherzog Karl Ludwig.

I.

Wien, 27. December 1853.

Gnädigster Herr!

Als ich gestern vor acht Tagen den Bahnhof verließ, hatte ich das Gefühl, als ob ich von der schönsten und ehrenvollsten Periode meines Lebens Abschied genommen hätte. Was auch kommen mag, das wird immer mein größter Stolz sein, daß ich die Ehre hatte, Eure kaiserliche Hoheit in die Rechtswissenschaften einzuleiten; meine schönste Erinnerung die an die vielen Stunden, in denen Eure kaiserliche Hoheit mir in und außer diesem Berufe gönnten, in Ihrer Nähe zu weilen. Erlauben Sie, gnädigster Herr! daß ich meinen tiefstgefühlten Dank für diese Gnade, die nie erlöschenden Gefühle der ehrerbietigsten und wärmsten Ergebenheit ausspreche, welche mich bis ins Grab beseelen werden.

Nicht ohne Unruhe dachte ich von Stunde zu Stunde an den Fortgang der Reise, haschte ich nach den telegraphischen Depeschen und fand mich erst dann befriedigt, als ich endlich nach

vier langen Tagen die kurze Notiz von der glücklichen Ankunft Eurer kaiserlichen Hoheit las. Nun geht mein sehnlichster Wunsch dahin, daß Eure kaiserliche Hoheit in Ihrem neuen Hause in der ungewohnten Stadt, in dem so sehr verschiedenen Lande sich möglichst heimisch fühlen, und wenngleich nicht Ersatz für den geliebten Kreis der Allerhöchsten Familie, denn das ist nicht möglich, doch wenigstens soviel Annehmlichkeit und frohe Stimmung gewinnen, als nothwendig ist, um dieses erste Entbehren möglichst leicht zu verwinden.

Hier in Wien war in diesen Tagen nebst dem Weihnachtsgewühl nichts als Entzücken über das in der Kunstausstellung dem Publicum gegönnte Bild der hohen kaiserlichen Braut; es ist in allen Kreisen kaum von Anderem die Rede, der Saal, in dem das Bild zu sehen, ist stets gedrängt voll, und nichts hört man als Ausrufungen des Entzückens über die Lieblichkeit dieser ätherischen Erscheinung. Und doch scheint mir, daß das Bild zwar wohl die Schönheit, aber nicht die Anmuth vollständig wiederzugeben vermochte.

In der politischen und administrativen Welt gibt es nichts Erhebliches und leider ebensowenig in der noch vor Kurzem so rasch geförderten Kirchenbausache. So lange es sich um Beschlüsse im Schooße des Comités handelte, haben wir die Angelegenheit immer rasch vorwärts schreiten gesehen; kaum sind die Anträge in den Händen der Behörden, so macht sich auch die bedächtigste Eile, die eiligste Bedächtigkeit geltend. Ich habe darüber mit dem Fürsterzbischof gesprochen; er theilt die Ansicht, daß sich doch nichts thun läßt, als was Eure kaiserliche Hoheit nach der raschen und energischen Berliner Entschließung thaten, nämlich geduldig warten, bis ein neuer Anstoß möglich wird.

Unter den Papieren, welche Eure kaiserliche Hoheit mir sammt den Kirchenbauplänen zu senden die Gnade hatte, fanden

sich ungefähr fünfzig oder sechzig ungarische Adressen; ich glaube recht zu handeln, wenn ich dieselben an das Ministerium des Innern sende, damit sie bei den übrigen aufbehalten werden.

Eine Kälte herrscht seit dem Christabend hier, wie sie in Wien selten erlebt wird. In der Stadt zehn, außerhalb derselben eilf bis zwölf Grade; die Menschen huschen, in ihre dicksten Gewänder gewickelt, wie kleine Ungeheuer aneinander vorüber und haben kaum Geduld, um sich nach dem Segen des schönsten Baumes, des winterlichen Christbaumes zu fragen.

II.

Wien, 1. Jänner 1854.

Gnädigster Herr!

In den letztverflossenen Jahren hatte ich das Glück, an diesem Tage Eurer kaiserlichen Hoheit meine Glückwünsche persönlich zu Füßen zu legen. Diesmal ist es mir versagt, es ist eine schmerzliche Empfindung, die sich daran knüpft. — Nach meiner alten Gewohnheit pflege ich am Ende eines Jahres die Ereignisse des verflossenen in stiller Betrachtung an mir vorübergehen zu lassen. Unter den Stunden, welche zu den schönsten und leuchtendsten meines Lebens gehören, nehmen die erste Stelle diejenigen ein, in welchen Eure kaiserliche Hoheit, begeistert von der hohen Bestimmung, welche Ihres erhabenen Bruders Majestät Ihnen zu gewähren geruhte, mit pflichttreuem Herzen die hohen Entwürfe Ihrer künftigen Thätigkeit entwickelten. Es ist mir unmöglich, die Seligkeit auszudrücken, mit welcher ich in Gedanken folgte, wenn Eure kaiserliche Hoheit, den herrlichen Empfindungen Ihrer durch das Gefühl der hohen Stellung gehobenen Jugend freien Lauf lassend, im Salon auf- und abschritten.

Heute kann ich Eurer kaiserlichen Hoheit keinen andern Wunsch entgegentragen, als: Es möge Gott gefallen, diese Ihre eigenen Gedanken zur That werden zu lassen.

Es gibt nichts Schöneres als die heiligen Vorsätze eines Jünglings, begeistert für die Pflichten einer gottgegebenen Stellung am Throne eines Weltstaates — es gibt nichts der Erfüllung Würdigeres.

III.

Wien, 27. Jänner 1854.

Gnädigster Herr!

Gestern wurde ich von einer Gesellschaft mehrerer Damen aufgefordert, ein Paar Acte von Goethe's Tasso zu lesen. Es war für mich ein lang entbehrtes Vergnügen, und schöne Erinnerungen tauchten in mir auf, während die melodischen Verse klangen — ich dachte der Leseabende, an welchen Eure kaiserliche Hoheit mir Theil zu nehmen gewährten, ich dachte der unübertrefflichen Darstellung der edlen Gestalt der Prinzessin durch die Bayer-Birk. Nun berichten die Blätter, daß sie auch in diesem Jahre wieder kommen und den vielen Freunden ihrer Kunst wiederholt den Genuß bereiten wird, welcher an ihre poetische Gestaltung feiner Charaktere unzertrennlich geknüpft ist. Man sagt, daß sie diesmal gegen das Ende der Saison auftreten werde, und ich freue mich dieser Verzögerung, weil ich hoffe, ihr Erscheinen werde in die Zeit der Anwesenheit Eurer kaiserlichen Hoheit fallen, damit ihr der Theil des Beifalls nicht fehle, welchen Sie, gnädigster Herr! der hohe Gönner wahrer Kunst, ihr in so reichem Maße zu spenden pflegten.

Leider kann man in gegenwärtiger Zeit der geistreichen Eindrücke, welche man in dem heiteren Bereiche der Kunst empfängt,

nicht so von ganzem Herzen froh werden, während sich weltgeschichtliche Ereignisse im Osten vorbereiten und im Westen die Dinge auch keine Gewähr eines sicheren Halts in sich tragen. Mitten im Gewühl der Geschäfte, welche jeder Tag bringt, überfällt mich oft eine unbeschreibliche Angst vor dem Ausgang der Dinge, die zum baldigen Durchbruch kommen. Orloff ist abgereist, und zwar unverrichteter Dinge; gegenüber dem Osten hat man sich die Hände nicht gebunden — man hat sich die Entschließungen vorbehalten, welche durch die Lage eben erforderlich scheinen werden. Das ist einerseits beruhigend, und zwar umsomehr, als auch Preußen sich auf diesen, somit auf gleichen Standpunkt mit Oesterreich gestellt hat. Nun ist aber noch eine Klippe im Westen. Wird es möglich sein, dem Drängen der Freunde zu widerstehen, die im tiefsten Kern der Seele trotz alledem nur scheelsüchtige Feinde sind? Möglich ist es wohl. Aber wie schwer ist es, sich den klaren Blick nicht trüben zu lassen! Scheint doch Alles auf Täuschungen berechnet. Kann man Albion trauen, dem treulosen, welches immer nur die deutschen Mächte zu seinem Vortheil zu mißbrauchen strebte? Als es in Oesterreichs Interesse lag, Rußland einen Hemmschuh unter die Räder zu werfen, zog es sich von Oesterreich zurück. Jetzt, da es in seinem Interesse liegt, möchte es mit Oesterreichs Waffen seine Schlachten schlagen. Eintracht mit England ist gut, weil es um Schaden zuzufügen viele Mittel hat, allein zum Alliirten einer Continentalmacht mit Oesterreich taugt das auf seiner Insel und hinter seinen Schiffsbatterien verschanzte England nicht. Und was soll man erst von Frankreich sagen? Dieser Erbfeind habsburgischer Macht war unter den Bourbonen falsch, war unter dem alten Napoleon brutal und ist unter dem neuen Napoleon bourbonisch arglistig, um bei gelegener Zeit wieder echt napoleonisch brutal werden zu können. Da hört man von profunden

Politikern sagen, Louis Napoleon hat sich zu offen, zu stark prononcirt, um den betretenen Weg verlassen zu können; es wäre zu ehrlos gehandelt. Diesen Trost, von Ehrlosigkeit getäuscht worden zu sein, haben die Dupes von je gehabt, wenn das ein Trost sein soll; besser ist es, den Trost nicht zu brauchen. Und dazu kommt man, wenn man den Napoleoniden nicht traut. Näher besehen und geprüft sind die veröffentlichten diplomatischen Noten nichts als Sand, feiner Sand für Allerwelts Augen. Rußland sagt: es will nichts erobern, sondern nur die griechische Religion protegiren — Sand; denn was es eigentlich will, ist, die griechisch und nicht unirten Bewohner der Türkei zu seinen geistlichen Unterthanen machen; ist das erreicht, wird man allgemach die geistliche Herrschaft zur weltlichen ergänzen, und hat man die Bewohner hinter sich, so hat man das Land. Frankreich sagt: ich will den Sultan gegen Rußland schützen — Sand; Frankreich weiß so gut als Jeder, daß die Herrschaft der Türken in Europa unrettbar ist, und blos um der schönen Augen des Sultans willen wendet Frankreich keine Milliarde auf. Was es eigentlich will — ist es vielleicht ein Stück von der Türkei? Das ist möglich, doch ganz gewiß ist, daß es will, was der alte Napoleon verlor: die Rheingrenze und Oberitalien. Um dazu zu gelangen, muß man erst Oesterreich mit Rußland in offenen Conflict bringen, um dies zu bewirken, muß man eine aufrichtige westliche Allianz fingiren und Oesterreich in dieselbe hineinziehen; man muß sich so stark prononciren als möglich, um Glauben zu finden; man muß Rußland den Krieg erklären, man muß sogar Flotten und Truppen in die Türkei schicken, man muß vom bedrohten Gleichgewicht sprechen — Alles Sand, feiner Sand; denn in dem Moment, in welchem die Centralmacht Europas gegen den Osten anrückt, ist für den Westen die Zeit gekommen, um die Maske abzuwerfen und sowohl am

Rhein als am Po zu erscheinen. — England sagt: ich kann hinter Frankreich im Schutze über die Türkei nicht zurückbleiben — Sand; denn der Besitz der jonischen Inseln hat England zu sehr lüstern gemacht nach dem Besitze der Dardanellen und des Bosporus; man hat jene wohl schon damals auch deshalb genommen, um Byzanz nahe zu sein, um es scharf ins Auge zu fassen — wenn das osmanische Reich zusammenbricht. Man sieht es jetzt brechen und daher macht man sich auf die Reise, — nicht um den Bruch zu verhindern, denn daß man das nicht vermag, weiß man in London wie in Paris — sondern um das beste Stück vom gebrochenen Staat in Besitz zu nehmen. — Ueberall hört man von Uneigennützigkeit — und doch ist allenthalben nur Gierde nach der Beute zu erkennen.

Und ist auch nur ein Schatten von Recht für diesen Besitznehmungseifer der genannten Staaten vorhanden?

Wenn irgend ein Staat ein Recht geltend machen kann, so ist es Oesterreich und Oesterreich allein. Es ist ein weltgeschichtliches Entschädigungsrecht, welches von Oesterreich in die Wagschale gelegt werden kann. Das klingt vielleicht neu und zweifelhaft. Wir wollen sehen. — Oesterreich hat Jahrhunderte hindurch den Anderen den wilden Osmanen aufgehalten, zu einer Zeit, da Ströme von Blut flossen, um den muselmännischen Fanatismus zu dämpfen. Oesterreich allein hat Schaden gelitten, während die westlichen Staaten hinter dieser unerschütterlichen Brustwehr ruhig sich sonnen konnten. Mit österreichischem Blute ist die Freiheit Europas vom türkischen Uebermuthe erkauft; und wenn nun die türkischen Barbaren aus Europa weichen, so hat Oesterreich allein das Recht zu sagen: Kraft eines unläugbaren Entschädigungsrechtes gebührt das verlassene Lager mir. Oesterreich hat noch keinen Preis für dieses sein heldenmüthiges Ringen, es hat noch nicht einmal den Ersatz dessen erlangt, was es für sich und

Europa im Kampfe mit der Türkei eingesetzt hat; es hat aber auch weder auf Ersatz noch auf den Kampfpreis verzichtet. Allein gesetzt auch, es hätte dieses Recht nicht, so müßte nach der providentiellen Leitung der Geschicke dieses Welttheiles Oesterreich die türkische Verlassenschaft zufallen. Durch den einer höheren Leitung folgenden Gang der Geschichte ist das kleine Oesterreich zum kaiserlichen Donaureiche herangewachsen. Nun es besteht als das Donaukaiserthum, hat der Staat seine historische Idee. So gewiß als Frankreich auf die Bretagne ein Recht hatte, selbst als es dieselbe noch nicht besaß, England auf Schottland und Irland, sowie Rußland auf die Krim und Kaukasien, ebenso gewiß gebührt Oesterreich, dem Donaustaat, das untere Donauland, Oesterreich hat ein Recht auf den Osten, dem sein Hauptstrom entgegenfließt.

Rußland, England, Frankreich — keines von allen vermag einen Rechtsgrund entgegenzusetzen, welcher so alt, so begründet, so unläugbar wäre.

Wenn aber auf beiden Seiten nicht zu trauen ist, was bleibt dann? Ein altes, sehr abgenütztes, aber kerngesundes lateinisches Sprichwort sagt: Duobus certantibus tertius gaudet. Die Wahrheit ist, daß Oesterreich für sich ganz allein ein eigenes Interesse hat. Sein Interesse gebietet zu warten wie eine Schildwache, leidenschaftlich zu warten und Jeden zu bestrafen, der es am Warten hindern will; zu warten bis an die Zähne bewaffnet, ohne eine Miene zu verziehen, nicht freundlich, nicht böse blickend, weder gegen Osten, noch gegen Westen, sondern ernst wie eine Schildwache, sich weder zur Herstellung des Friedens allzu thätig bezeigend, noch zum Krieg schürend; zu warten, bis es zur Theilung kommt. Wehe dann demjenigen, der es hindern will, beim Zusammensturze des türkischen Reiches sein Interesse wahrzunehmen, mit ungeschwächter Kraft tritt es dann im entscheidenden Momente auf und seine Rechte zu stören wagt Keiner. So ungefähr

stellt sich dem Beobachter, der gar nichts zur Sache zu sagen hat, der nur zusieht mit dem glühenden Wunsche, daß Oesterreichs Ansehen und Herrlichkeit in dieser entscheidenden politischen Phase wachsen möge, die praktische Regel dar, welche sich als heilbringend dem schlichten Verstande empfiehlt.

IV.

Wien, 22. Jänner 1854.

Gnädigster Herr!

Vorgestern hatte ich die Ehre, mich Ihrer kaiserlichen Hoheit Ihrer durchlauchtigsten Frau Mutter, und gestern Seiner kaiserlichen Hoheit Ihrem gnädigsten Herrn Vater vorzustellen. Schon lange war es ein sehnlichster Wunsch, den gnädigsten Eltern Eurer kaiserlichen Hoheit das tiefe Gefühl der Dankbarkeit für die mich so sehr auszeichnende Ehre auszusprechen, welche mir dadurch geworden war, daß ich gewürdigt wurde, durch fünfthalb Jahre Eurer kaiserlichen Hoheit und dem Herrn Erzherzog Ferdinand Max die rechtswissenschaftlichen Vorträge zu halten. — Nie in meinem Leben wird meinem Gedächtnisse die Huld und Gnade entschwinden, mit welcher ich das Glück hatte, empfangen zu werden.

Die gnädigste Frau befand sich in einem Salon, von dem ich übrigens nichts sah, als daß er einem Garten glich. So der allgemeine Eindruck; es war mir unmöglich, das eigenthümlich wunderschöne und poetische Ganze im Einzelnen zu sehen. Die ehrfurchtgebietende Gegenwart der hohen Mutter meines Kaisers hielt meine Aufmerksamkeit gefesselt. Die gnädigste Frau richtete an mich in freundlichster Weise Worte, deren ich ewig gedenken werde. Gleicher Huld hatte ich mich bei Seiner kaiserlichen Hoheit Ihrem gnädigsten Papa zu erfreuen. — Ich bitte um Entschuldigung, daß ich von diesen meinen Freuden so viel erzähle. Es

wäre mir unmöglich, von etwas Anderem zuerst zu schreiben, denn meine ganze Seele ist davon eingenommen, und ich weiß, daß Eure kaiserliche Hoheit in Ihrer mir so sehr bekannten Herzensgüte Antheil nehmen an solchem Glücke, welches mir, für das ganze Leben ermunternd, widerfuhr.

Allerorten lenkt sich von selbst das Gespräch auf die Frage des russisch-türkischen Krieges; nicht, als ob man sich um diese beiden streitenden Mächte so sehr bekümmerte, sondern hauptsächlich in der Besorgniß, daß es Oesterreich nicht vergönnt bleiben sollte, in der neutralen Stellung zu verharren. Die Türken verdienen keine Sympathie, und mit den Russen hat man sie nicht, weil man die Zettelungen in den türkischen Provinzen, in Montenegro, an der adratischen Küste hinunter, in Constantinopel selbst, wohl kennt und sich nicht überzeugen kann, daß diesen stillen, vieljährigen, nicht ohne Geldaufwand gemachten Bemühungen wirklich alle Rücksicht auf territorialen Gewinn fremd sein soll. Karamsin, wohl unbestritten der berühmteste russische Geschichtsschreiber und Kenner der traditionellen Politik Peters und der zweiten Katharina, schrieb mit mehr Freimüthigkeit als Klugheit, wie ich kürzlich las, folgende denkwürdige Worte: Was wir heute erleben, hält sich doch genau nach dieser Regel: Hundertmal hat Rußland gesagt, daß es sich und seinen Glauben nur vertheidigt; es ist doch nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit, daß es auch diesmal Eroberungen machen wolle, und Verbündeten zu schaden suche, ohne die Bündnisse offen zu brechen. — Die politische Moral dieses letzten Grundsatzes sieht etwas wunderlich aus; an diesem Bedenken hat sich aber Rußlands Politik bisher nicht gestoßen und wird schwerlich in diesem Punkte künftig feinfühliger werden.

Stehe es nun auf beiden Seiten, wie ihm wolle: die Wahrheit ist, daß Oesterreich ein anderes Interesse hat als beide Par-

teien. Deshalb ist unsere neutrale Stellung so kostbar und deren Aufrechterhaltung mancher Anstrengungen werth. Es läßt sich begreifen, daß manches Herz unruhig wird bei der Frage, ob wohl die Neutralität werde aufrecht zu erhalten sein. Eure kaiserliche Hoheit leben knapp an der Grenze Rußlands. Es wäre denkbar, daß die Polen an die kriegerische Eventualität die Hoffnung der Wiederherstellung ihres Reiches knüpfen. . . .

V.

Wien, 18. Februar 1854.

Gnädigster Herr!

Ich hatte neulich die Ehre, beim Erzbischof zu speisen; es war eine große Anzahl Prälaten zugegen, außerdem zwei Herren aus dem Ministerium des Aeußern, einer aus dem des Cultus und einer vom Militär. Um vier Uhr versammelte man sich und gegen sechs Uhr wurde die Tafel aufgehoben. Der geistreiche Herr des Hauses, das muß man gestehen, versteht es, fürstliche Pracht zu entfalten, und verbindet mit dem Bewußtsein der hohen Stellung, in welche ihn Seine Majestät erhoben, die feinsten Manieren eines Mannes, der die Welt kennt und zu fesseln versteht. — Sein letzter Hirtenbrief über die Stiftung eines Seminariums ist ein Muster von Beredtsamkeit; er ist von einem so poetischen Hauch frisch durchweht, zugleich so würdevoll, patriotisch und trotz aller Entschiedenheit so warm und gewinnend, daß es eine wahre Labsal ist, ihn zu lesen. Ich zweifle nicht, daß Eurer kaiserlichen Hoheit ein Exemplar zugekommen sei, und bin im Voraus von dem guten Eindruck überzeugt, den er in Ihrem Herzen gemacht haben wird. Ich muß gestehen, daß ich diesen Mann, je mehr ich ihn kennen lerne, umsomehr verehre. Er ist ein Kirchenfürst im edelsten Sinne des Wortes, voll Ideen, und

alle tragen das Gepräge eines über das Kleine und Unbedeutende erhabenen Geistes. Insbesondere erquickt mich sein Streben nach dem Großartigen, wo es gilt, Oesterreichs Ehre und Würde zur Anschauung zu bringen, und der ganze gesunde Gedanke, wenn die Zeit dem Großen nicht günstig ist, zu verhindern, daß nicht das Kleine und Kleinliche geschehe — weil dies der Zukunft vorgreift und dem einst möglichen Großen den Weg versperrt.

VI.

Wien, 19. Jänner 1855.

Gnädigster Herr!

Vor Allem geruhen Eure kaiserliche Hoheit, daß ich meinen innigsten Dank für das gnädige Schreiben vom 8. d. M., welches ich am 14. erhielt, zu Füßen lege. Es war für mich wahrhaft erquickend, den schönen Brief zu lesen, den eine heitere Stimmung durchweht und jenes eigenthümliche Gefühl des Behagens durchwärmt, welches wir empfinden, wenn uns innerhalb der vier Wände Ruhe gegönnt ist, um in gelassener Betrachtung die Fragen des Tages zu erwägen, Erinnerungen der Vergangenheit zu erwecken, Bilder der Zukunft zu schaffen und mit Fernem und Fernstem in geistige Beziehung zu treten. In dem nach eigenem Geschmacke gezierten Zimmer sehen rings die bekannten Gestalten herab, die mancherlei Gegenstände, welche sie umgeben, stehen mit ihren Erlebnissen in irgend einem Zusammenhange, am Schreibtische ist ein Mittelpunkt geschaffen, von dem aus die Welt jene individuelle Färbung annimmt, die unserm Auge so wohl thut. Das ist das durch nichts ersetzliche Behagen bei sich zu Hause, und ich freue mich, daß Eure kaiserliche Hoheit sich's in Ihrem von hier aus so unwirthlich scheinenden Aufenthalt bereits so freundlich geschaffen haben. Ich habe indeß daran nicht

gezweifelt, denn Eure kaiserliche Hoheit besitzen das Talent, die Welt sich schön und zweckmäßig zu formen und sich harmonisch anzubequemen, und üben es mit einer Art von Virtuosität. Alles das gibt die beruhigende Ueberzeugung, daß der Unterschied zwischen dem äußersten österreichischen Norden und der schönen Gewohnheit des Lebens im Kreise der allerhöchsten Familie sich nicht mit allzuempfindlicher Härte aufdrängen werde.

Bald ist es ein Monat, daß Eure kaiserliche Hoheit Einzug in Lemberg hielten. In meinem Leben ist seit jener Zeit eine große Lücke entstanden, die ich vergeblich durch rastlose Arbeit auszufüllen strebe; immer bleibt mir noch ein Gefühl der Leere zurück, welches ich nicht zu bewältigen vermag. Dem Vergnügen gönne ich zwar nicht viel, doch einige Zeit, und kann auch vom Burgtheater ein Wort mitsprechen. . . .

Perthaler an Erzherzog Ferdinand Max.

Wien, 30. December 1854.

Gnädigster Herr!

An der Schwelle des neuen Jahres kann ich es mir nicht versagen, Eurer kaiserlichen Hoheit ehrerbietigst meine Glückwünsche, die aus wahrhaft ergebenem Herzen kommen, zu Füßen zu legen. Das beste Geschenk des Himmels, einen heitern, reichen Geist und ein für alles Schöne, was Natur, Kunst und Leben bieten, empfängliches Herz besitzen Eure kaiserliche Hoheit in beneidenswerther Weise. Möge nur auch das Gebiet, auf welchem diese herrlichen Kräfte zur Entfaltung kommen, genügen; möge die Welt sich als ein würdiger Schauplatz bewähren für die Bethätigung der hohen Gesinnungen und Entwürfe, welche Eure kaiserliche Hoheit beseelen; möge der glückliche Stern des Hauses

Oesterreich auch über Ihrem Haupte recht hell und glänzend leuchten! Die Sterne sind dem Seemann hold; wie könnte es sein, daß sie Ihnen, gnädigster Herr, eine andere als die Bahn des Glückes zeigten? Das uns zugewandte Antlitz des neuen Jahres ist heiter und Freude verkündend, wie keines vorher. Wie keines vorher, das wünsche ich im tiefsten Herzen, wolle es Ihnen freundlich derjenigen Wünsche Befriedigung bringen, welche Ihnen die theuersten sind.

Diese wenigen, aber von dem wärmsten Gefühle unerschütterlicher Ergebenheit und tiefster Verehrung getragenen Worte wage ich Eurer kaiserlichen Hoheit mit der Bitte auszusprechen, mir die unschätzbare Huld gnädigst fortan bewahren zu wollen.

Briefe an Perthaler.

Rudolf Baron Handel an Perthaler.

Hagenau, 1. October 1843.

Lieber Hans!

Ich rufe Dir meinen letzten Gruß aus dem Lande diesseits zu, denn in drei Tagen stehe ich schon auf dem jenseitigen Ufer — des Philisterthums, wie es tolle Bursche nennen, des Wirkens und der Ehren, wie es sanguinische Ritterchen wähnen — jedenfalls aber des Schaffens und Mühens.

Offen gesprochen, freue ich mich, nun endlich einmal (mögen die Götter helfen!) zu einem nachhaltigeren Tagewerk hingeführt zu werden und dem ewigen Gedankengekose und Gefühlsgetändel entrückt zu werden. Vor einiger Zeit war es so matt in meiner Seele, daß ich Dir klagte, ich werde zu solchem Uebergange nie Manns genug werden. Du gabst mir die Antwort: diese Furcht

beschleiche auch Dich, wenn ich ernstlich fürchte. Ein frischerer Morgenhauch blies bald wieder in die Segel und längst schon erfüllt mich statt banger Gefühle ein freudiges Wollen. Möge nur mein Körper nicht widersetzlich sein! Doch dies sei dem Geschicke einstweilen anheimgestellt.

Da der Mann mehr vorwärts als rückwärts schauen soll, so habe ich mich zwar des ewigen Umschauens entwöhnt — doch es bedarf dessen auch gar nicht; was ich „gelebt und geliebet", es lebt in meinem Fleische und Blute, und ich verwahre es dankbar gegen der Zeiten tilgende Stürme.

Du siehst, daß ich Deine Mahnung, mir nicht Einen Tag eines vollen Ferienmaßes nehmen zu lassen, treulich erfüllt, ja noch überschritten habe, denn erst Dienstag der 3. October sieht mich in Salzburgs Mauern. Ich habe, zumal im Monate September, freudige Tage des Familien- und Landlebens hier verlebt: Fischen, Jagen, Fahren, Reiten, Fußwandern — nichts von allen diesen schönen Dingen blieb unversucht. Eine ansehnliche Zahl kürzerer und längerer Besuche veränderte gänzlich das Gesicht des hiesigen, sonst so einförmigen Lebens; von diesen brauche ich Dir über Rudolf Kink nichts Näheres zu sagen, als daß er zu meiner größten Freude vom 1. September bis zum letzten Tag meiner Anwesenheit hier ist. Er zeichnet viel und ist guter Dinge. Eines andern Besuches will ich Dir flüchtig erwähnen, welcher nach vierwöchentlicher Anwesenheit uns gestern verlassen hat, weil er uns Allen so lieb geworden ist: Baron Gemmingen aus Baden, ein Glied, wenngleich einer anderen Linie, der uns verwandten Familie seines Namens. Er ist nicht besser zu bezeichnen als mit dem Worte „Ideal eines braven lieben Mannes", nur daß Einem dabei das Herz warm wird, während man dies sonst nur mit einem gemessenen, freundlichen Wohlwollen ausspricht. Er reist in Oesterreich, um sich anzu-

kaufen. — Einige Tage, bevor ich Deinen Brief und die Frithiofsage empfing, hatte ich Dein Heft über Fabriksbetrieb gelesen, und ohne mich über Anwendbarkeit an ein Urtheil zu getrauen, mich über die bedeutenden Erfolge Deines scharfen Denkens herzlich gefreut. Ich hatte mir nicht so viel erwartet! — Mit welchem Jubel empfing ich Deine Nachricht von List's Schreiben an Dich. Ich wünschte nur gleich nach Durchlesung, daß ich List's Meinung darüber vernehmen könne, ob es ihm nicht auch gefalle? — Ich wünsche Dir von Herzen Glück. Bei den geringen Anregungen, die solchem Streben noch bei uns zu Theil werden, kann sich an Deine Existenz ein unermeßlicher Segen anschließen. Tapfere Stirne und unermüdlichen Kopf wünsche ich vor Allem! Könnten nicht die Herren vom Leseverein, engerer Bedeutung, in Deinem Sinne wirken? Unsere Regierung legt gewiß kein Hinderniß in den Weg für so zeitgemäßes Beginnen.

Um Dir noch etwas über meine Familie zu sagen: Alle sind recht wohl und zufrieden. Der Vater stets gleich lebhaft und mit der Oekonomie beschäftigt; Bettina zu allen Erwartungen berechtigend; Franz, in vollkommener Chevauxlegers-Uniform, ein allerliebstes Püppchen.

Nun, mein Bester! ende ich, um mich in den letzten Stunden den Meinen nicht gar zu lange zu entziehen.

Glückauf! Dein Rolph.

Dr. Alois Wieser an Perthaler.

Kufstein, 30. December 1846.

Theurer Freund!

Ich will nicht länger zögern, Dir die gewünschten Mittheilungen über List's trauriges Ende zu schicken. Du weißt, daß List sich auf einer Reise nach Südtirol befand, welche die Wieder-

herstellung seiner zerrütteten Gesundheit zum Zwecke hatte, und daß er wegen eingetretenen stürmischen Wetters in Schwaz wieder umkehrte und sich nach Kufstein zurückbegab, wo er zwei Tage verweilte, um es nicht mehr zu verlassen. Jenes stürmische Wetter bestand übrigens lediglich im gewöhnlichen Regenwetter, welches den Vielgereisten wohl schwerlich so entmuthigt haben würde, wenn er noch den freien Gebrauch seines Verstandes gehabt hätte. Während des hiesigen Aufenthaltes war List von Niemandem gekannt; er sprach meines Wissens mit Niemandem, als mit dem Stubenmädchen, welches ihn bediente, und welchem gegenüber er öfters über Unwohlsein klagte. Er genoß wenig, war manchesmal auch bei Tage im Bette, machte mitunter wieder einen kleinen Spaziergang. Auf den wiederholten Antrag, man wolle den Arzt rufen, erwiderte er immer: „Heute nicht, morgen." Allen Leuten, welche ihn im Gasthause sahen, fiel er wegen seines düsteren Wesens auf, ohne jedoch in Jemandem die Besorgniß eines traurigen Ereignisses zu erwecken. Am dritten Tage Morgens um sechs Uhr erschien List beim Büchsenmacher mit einer Pistole und verlangte, daß er sie laden solle, weil er damit nicht recht umgehen könne. Der Büchsenmacher fand, daß die Pistole bereits geladen worden sei, daß aber die Kugel vor dem Pulver hineingegeben worden. Während er sie neuerlich lud, fragte List, ob nun der Schuß hinreichend sei, einen Menschen todtzuschießen; auf die Antwort, daß er im Falle der Selbstvertheidigung sich schon verlassen dürfe, verlangte er, daß noch etwas mehr Pulver hineingegeben werde. Während er für diese Dienstleistung zahlte, soll er so gezittert haben, daß ihm mehrere Münzen auf den Boden fielen. List kehrte nicht mehr auf die Post, wo er logirte, zurück, deswegen entstand dort schon bald nach Mittag Lärm; man fand, als man in seinem Zimmer nachsah, seine Brieftasche am Tische liegen, in welcher bei vierhundert Gulden in Papier enthalten

waren; unter derselben lag ein Brief, adressirt an den Redacteur der „Allgemeinen Zeitung“, Dr. Kolb. Aus der Unterschrift erkannte man erst, wer der geheimnißvolle Fremde war. Der Inhalt des Briefes war ungefähr folgender: List klagt über sein trauriges Schicksal, daß er wegen Kränklichkeit nicht mehr vermöge, durch seine Feder sich den Unterhalt zu erwerben, daß er kein Vermögen besitze und somit gezwungen wäre, jenes seiner Frau anzugreifen, welches kaum hinreiche, sie und die Kinder zu ernähren; er empfiehlt ihm seine treffliche Familie; Gott werde es Jedem lohnen, der sich ihrer annehme. Dieser Brief war so verwirrt geschrieben, die Worte so durcheinander und theilweise ausgestrichen, daß man Mühe hatte, ihn zu lesen. Es war nun am Tage, daß List fortgegangen sei, um sich zu entleiben. Wegen des eingefallenen Schnees wurde die Leiche erst nach zwei Tagen entdeckt. Der Ort, wo das traurige Ereigniß sich zutrug, ist eine halbe Viertelstunde vom Städtchen entlegen, zwischen diesem und dem Kaiserberg, auf einer kleinen Erhöhung. Noch an demselben Tage, an welchem man die Leiche auffand, wurde die gerichtliche Obduction vorgenommen, zu welcher auch Dr. Pfretschner beigezogen wurde. Der Schuß drang am harten Gaumen ein und am Scheitel heraus; er hatte sich also die Pistole, welche er noch krampfhaft in der Hand hielt, in den Mund gehalten. Das weitere Ergebniß war folgendes: Ein gedrungener, zu Kopfcongestionen disponirender Körperbau; die Schädelbildung war eine solche, welche bei der höchsten Entwicklung der intellectuellen Fähigkeiten eine auffallende Hinneigung derselben zu Alienationen beurkundet, ferner hoher Grad von Anschoppungen im Pfortadersystem und eine den Kreislauf des Blutes nothwendig störende ungeheure Ansammlung von Fett in den Körperhöhlen. Die Obduction zeigte somit, daß eine auffallende Anlage zu Geisteskrankheiten, namentlich zur Melancholie vorhanden gewesen sei. Die

Zusammenstellung dessen mit dem actenmäßig vorliegenden Benehmen während seines hierortigen Aufenthaltes berechtigte mich zum Conclusum, daß List an einem solchen Grade von Melancholie gelitten habe, welche ein freies Denken und Handeln unmöglich machte, daß er somit nicht als Selbstmörder zu betrachten und zu behandeln sei. Es wäre demnach wegen der Beerdigung Alles in der Ordnung gewesen, wenn es sich nicht noch um die Religion gehandelt hätte; diese suchten wir so viel wie möglich zweifelhaft zu machen. Der Landrichter gab sich alle Mühe, den Decan zur feierlichen Beerdigung zu vermögen, welcher sich auch — zu seiner Ehre sei es gesagt — wenig weigerte. Die Leiche wurde somit auf die gewöhnliche feierliche Weise bestattet. Das hiesige Publicum nahm warmen Antheil am traurigen Ende dieses so verdienten Patrioten und war mit der feierlichen Beerdigung zufrieden; die Einsprache einiger weniger obscurer Köpfe wurde als lächerlich angesehen. Zufolge der Aeußerung eines am Tage des Begräbnisses hier angekommenen Freundes des Verblichenen steht zu erwarten, daß ihm ein Denkmal gesetzt werden werde.

Deinem Wunsche gemäß habe ich Dir nun Alles ausführlich über dieses schmerzliche Ereigniß erzählt. Als Ursachen der körperlichen und geistigen Krankheit bezeichne ich einerseits die angeborne Disposition, andererseits die sitzende Lebensweise, die übergroße, häufig einseitige Anstrengung des Geistes und den harten Druck des Gemüthes, veranlaßt durch die vielen Hindernisse, welche dem erhabenen Manne in der Realisirung seiner Ideen in den Weg gelegt wurden.

Nun Einiges von mir. Es hat mich sehr gefreut, daß Du Dich meiner so herzlich erinnerst. Es geht mir, Gott sei Dank,

wirklich sehr gut, bin vollkommen vergnügt in meinem häuslichen Leben und in meinem Berufe. Erst wenn man das eheliche kennt, weiß man seine Reize recht zu würdigen; ich rathe Dir daher auch, sobald Du selbstständig bist, nicht mehr länger zu zögern. Einen Buben habe ich auch schon, wie Du weißt, einen recht lieben. Beschäftigt bin ich genug, mitunter auch ziemlich strapazirt, wie es bei der Praxis auf dem Lande ist. Die Gegend ist sehr schön, die Leute sehr gemüthlich. Unter den sogenannten höheren Ständen zwar sieht es weniger gemüthlich aus, indessen dies kümmert mich wenig: bei Tage gehe ich größtentheils meinen Geschäften nach, Abends bleibe ich zu Hause und thue mir etwas zu Gute; somit weiß ich wenig von den Wirren der Kufsteiner Noblesse.

Mein gemüthliches Leben wurde heuer durch zwei sehr harte Schicksalsschläge gestört; in einem Zeitraume von zwei Monaten habe ich zuerst meinen ältesten Bruder, dann meinen theuren Vater verloren. Ersterer hatte vor seinem Tode eine sechs Monate andauernde, sehr schmerzhafte Krankheit zu überstehen; Letzterer starb eines sehr sanften Todes, nachdem er nur ein paar Tage anscheinend nicht bedeutend krank war. Auf die Nachricht von seiner Krankheit reiste ich augenblicklich fort, kam um die Mitternachtsstunde im väterlichen Hause an und traf ihn — entseelt. Denke Dir diesen schrecklichen Augenblick; ich war auf etwas Solches durchaus nicht gefaßt. Du weißt es selbst, wie hart es ist, Eltern zu verlieren. Deine Frau Mutter starb an demselben Tage, an welchem mein Vater starb. Im verflossenen Sommer hatte ich oft das Vergnügen, sie zu sehen und zu sprechen, ich war daher durch diesen Fall auch sehr bestürzt. Deine Frau Schwester und meine Frau kommen recht oft zusammen, was mir sehr angenehm ist; die Stephanie hat sehr viele Achtung vor ihr, sie schätzt sie am meisten unter den hiesigen Frauen. Komme

doch auch einmal Deinen Neffen und Pathen anzusehen; er ist ein recht herziges Buberl. Mich wird es sehr freuen, wenn Du mich dann auch manchesmal besuchst. Lebe wohl!

Es grüßt Dich Dein aufrichtiger Freund Wieser.

Adolf Freiherr von Pratobevera an Perthaler.

Wien, 11. März 1849.

Lieber Freund!

Zürnen Sie nicht, wenn ich Ihr interessantes Schreiben, dessen Inhalt ich sogleich bestellt habe, nur mit einigen Zeilen beantworte, aber wir sind jetzt, und namentlich meine Wenigkeit, von früh bis spät in die Nacht, zum Beispiel heute eben bis ein Uhr, gehetzt, getrieben, geschunden, und ich begreife selbst nicht, von wannen mir, da ich doch von den wiederholten Grippeanfällen hergenommen bin, die Möglichkeit der Ausdauer kommt. Sie wissen nun schon, welch ungeheurer Schritt bei uns geschehen ist. Iacta est alea! Ich will nicht über Zeit und Form disputiren, denn ich weiß wohl, daß hier die Angriffspunkte sind, aber in der Sache scheint mir mit Kühnheit und Geist der Weg betreten, auf dem allein Oesterreich sich constituiren kann. Ist ein Funke ehrlicher Einsicht und guten Willens in der Mehrheit, so kann und wird dies Werk sich entwickeln und keinen 15. Mai finden, sonst ist Oesterreich verloren; mein theures, mein schönes Vaterland, welches seine Hand in die Germanias vertrauensvoll und fest nur legen kann, wenn diese übermüthige, doch bisher liederliche Schwester bessere Sitten annimmt und nicht hochmüthig die Nase rümpft, weil Austria ein deutsches Herz mit slavischen und ungarischen Gewändern deckt.

Wunderbar war das Geheimniß, bewahrt und fieberhaft meine Spannung. Der Eindruck war in Wien, wie man allgemein versichert (denn die Beleuchtung war gewiß keine gebotene, aber doch eine Oelverschwörung) und ich in unseren Kreisen wahrnehme, ein guter. Dasselbe erzählt man vom Lande und aus den Provinzen. Man fühlt endlich Boden unter den Füßen, und das gibt Zuversicht.

Wie wird man sich in Frankfurt geberden? Doch schon genug von den Dingen, die wie die atra cura hinter dem Reiter heutzutage nachsichtslos hocken.

Frau und Tochter danken und erwidern freundlichst Ihre Grüße, und wir bitten Alle, den trefflichen Steinle und wen Sie von alten Prato-Freunden (nicht des wälsch-tirolischen und nun arretirten Pfaffen-Grafen) sehen, von uns zu grüßen. Wir vermissen Sie sehr, denn gerade jetzt gäbe es Riesenarbeit für Ihre schönen Kräfte.

Herzlichst ergeben Ihr Adolf.

Wilhelm Freiherr von Pratobevera an Perthaler.

Wien, 16. März 1849.

Liebster Freund!

Sie werden mir zürnen, daß meine Antwort so lange auf sich warten ließ; wenn ich Ihnen aber mein Alibi beweise zur Zeit, als Ihr Brief ankam, dürften Sie mich wohl entschuldigen. Ich mußte nämlich an demselben Tage, da die verkündete Constitution in ganz Wien so große Sensation hervorbrachte, eine ärztliche Reise tief nach Hungarien bis an die croatische Grenze antreten, von welcher ich jetzt erst glücklich heimkehrte. Was sagen Sie denn zu allen dem, was in der Spanne Zeit, seit Sie Wien ver-

ließen, sich ereignete? Wenn wir so intensiv fortleben, kann man ja für die Zukunft das gewöhnliche Menschenalter auf zwölf Jahre herabsetzen. Im Allgemeinen ist nur Eine Stimme der Unzufriedenheit über die Art der Auflösung der Kammer; es freut sich aber Alles, endlich etwas Positives zu besitzen, obschon auch dieses von den zu erwartenden landständischen Verfassungen wesentlich abhängt. Die für das Erzherzogthum Oesterreich bereits fertige soll wirklich allen Anforderungen entsprechen. Die heutige Presse enthält wieder inhaltsschwere Nachrichten: Welcker's Dringlichkeitsantrag, den Sie besser kennen und beurtheilen werden als wir, Aufkündigung des Waffenstillstandes von Seite Sardiniens, und ein angeblicher Zwiespalt zwischen Windischgrätz und dem serbischen Anführer Thodorovich. Wollte Gott, es wäre Schlafenszeit, Alles wäre vorbei! Die drei Märztage, die wir jetzt im Rücken haben, sind verhältnißmäßig ruhig abgelaufen; denn das Zusammenströmen vieler tausend Neugieriger auf dem Stefansplatz, wo die Studenten in sehr auffallender Trauerkleidung ein Requiem abhalten wollten, blieb ohne jede schlimmere Folge. Wir in Wien sind, Gottlob! Alle wohlauf, trotz der grimmigen Kälte, die nur zu sehr an Rußlands Nähe mahnt. Adolf ist fast immer unsichtbar, er arbeitet von Früh bis in die Nacht.

Vom ungarischen Kriegsschauplatz sind leider die Nachrichten unseren ungeduldigen Erwartungen, die wir alle Tage gerne Siegesnachrichten hätten, nicht immer genügend. Uebrigens circuliren darüber noch mehr Lügen und Gerüchte als zur Zeit des italienischen Krieges.

Möge der Himmel Euer Wirken in Frankfurt zu einem halbwegs gedeihlichen Ende führen, obschon mir das Wie gänzlich unbewußt ist; mögen Sie gesund und wohlgemuth nach vollbrachter Arbeit in unsere Mitte wiederkehren! Die herz-

lichsten Grüße und Wünsche von meiner Frau und allen Ihren Freunden. Ihr Wilhelm.

Josef Schnell an Perthaler.

I.

Trapezunt am St. Nicolaustage, 6. December 1854.

Lieber Freund!

Zur Entschuldigung meines langen Stillschweigens führe ich jenes bekannte „nonum prematur in annum“ des Horatius auf die Bresche und mache hiebei zu meinen Gunsten geltend, daß ich statt nach Jahren nur nach Monaten rechnete und also streng genommen sagen müßte „nonum prematur in mensem“.

Ob meine hiesigen Beobachtungen und Anschauungen, obwohl ich sie bald neun Monate „auf dem Lager ließ“, bei der beträchtlichen Verkürzung des horazischen Receptes etwas taugen und mittheilenswerth sind, getraue ich nicht zu behaupten; ich gebe sie deshalb dem heiligen Nicolaus mit, damit er sie bei meinem fernen Freunde bestens empfehle und durch seine Erscheinung bei einem tirolischen Landsmann traute Erinnerungen aus der frühesten Jugendzeit wachrufe, Erinnerungen, die fast keinem Tiroler fehlen, der noch in jenen Tagen geboren wurde, da der Christbaum bei uns noch nicht Wurzel gefaßt hatte und dafür der heilige Mann mit den goldenen Aepfeln in allen Häusern, wo Kinder waren, Einzug hielt.

Ist es mir gelungen, Sie in die gewünschte „unkritische“ Stimmung zu versetzen, so darf ich auch hoffen, mit dem Folgenden eine geneigte Aufnahme zu finden.

Also zuerst Etwas von dem Landschaftlichen meines gegenwärtigen Aufenthaltes.

Trapezunt, oder wie man hier wohlklingender sagt: „Tarabison", zeigt seine wahre Schönheit nur Denjenigen, welche vom Meere her der Stadt sich nähern; will man sie daher recht genießen, so nimmt man sich eine Barke und läßt sich zur Zeit des Sonnenuntergangs etwa eine Viertelseemeile weit hinaus auf die blaue Fläche rudern, befiehlt Halt, wenn man auf dem rechten malerischen Punkt angelangt ist und schwelgt in dem Anblick des langsamen Abklingens der warmen Farbentöne auf den Kuppeln der Moscheen, auf den rothen Dächern, auf dem mit herbstlichem Gold durchwirkten Grün der vielen Baumgruppen, auf den Zinnen der alten Komnenenburg und zuletzt auf den Alles überragenden Felsenmassen des im Süden der Stadt sich aufthürmenden Berges, Nosdepé genannt.

Hügel und Berge spiegeln sich hier so gern im Meer, daß sie nur selten und dann auch nur auf kurze Entfernung vom Ufer zurücktreten; soweit mir die Küste bekannt ist, beträgt der längste Durchmesser vom Meeresrand bis zum Fuß der Höhenzüge eine leichte Viertelstunde.

Landeinwärts ähnelt die Gegend viel unserem Eisackthal; der Glanzpunkt in Betreff von Ueppigkeit des Baum- und Pflanzenwuchses, von wilden Felsenschöpfen und rauschenden Wildbächen ist das Matschuka- und Pypitesthal, in welch letzterem sich das berühmte Felsenkloster Sumelas befindet. Ich besuchte dasselbe im Monat Juli und habe keine Ursache, Fallmerayers Dithyramben hierüber Lügen zu strafen.

Die beste Jahreszeit in Trapezunt thut sich mit dem Monat October auf und dauert bis zur Hälfte des Jänner. In dem gegenwärtigen Augenblicke haben wir ein Wetter, wie man es in Südtirol etwa um die Mitte October zu genießen gewohnt ist. Der Frühling ist hier kurz und springt sogleich in den Sommer über, der nicht so sehr durch große Hitze, als durch eine gewisse

Schwere des Luftdruckes unangenehm wird. Der Winter ist mit allem Unangenehmen seines Charakters in anderen Ländern auch hier verbunden, gewährt aber die nordischen Freuden nicht. Wir haben Schnee, aber kein Eis; Kothbahn statt Schlittbahnen, die übrigens dennoch übel angebracht wären, da es nicht einen einzigen fahrbaren Weg gibt. Ueber Einwohner und Umwohner von Trapezunt ein anderes Mal; diesmal geb' ich Ihnen nur beiläufig die Zahl der Stadtbewohner an: sie beläuft sich höchstens auf einige dreißigtausend Seelen und nicht auf fünfzig- oder gar hunderttausend, wie neulich ein Journal, ich weiß nicht welches, behauptete.

Auf Wiederschreiben und hoffentlich auch Wiedersehen!

Ihr aufrichtiger Freund Schnell.

II.

Trapezunt, 1. Jänner 1855.

Verehrter Freund!

Meine besten, herzlichsten Wünsche zum neuen Jahr!

Der heilige Nicolaus hat Ihnen, hoffe ich, mein letztes Schreiben sicher überbracht, so daß Sie diesem Blatt Ihres Trapezunter Einlaufes die Nummer zwei geben können.

Ich beginne diesmal meine Relationen aus Kolchis mit einem Citat:

„Das Volk entartet in dem Verhältniß, als es nicht mehr das Blut seiner Urväter in seinen Adern hat; wird die Natur dieses Blutes durch die vielfältigen Mischungen eine andere, so bildet sich auch eine andere Nationalität heraus; es stirbt und seine Civilisation mit ihm, sobald sein ursprüngliches ethnisches Element im Zusatz der fremden ethnischen Elemente untergegangen ist."

So schreibt ein gewisser M. A. de Gobineau in seinem Essai sur l'inégalité des races humaines.

Hätte ich die betreffende Nummer der Allgemeinen Zeitung (Beilage Nr. 330 vom 26. November 1854), welche ein Referat über das genannte Werk enthält und worin Sie mein Citat finden können, zu Wien in einem Kaffeehaus gelesen, ich wäre über die bezogene Stelle wahrscheinlich ohne Skrupel hinweggegangen und hätte die Sache gelten lassen, obwohl mich auch dort möglicher Weise ein zufällig anwesender Tischnachbar aus dem Volke Israel auf andere Gedanken hätte bringen können.

Aber hier, „weit hinten in der Türkei", passirt ein solcher Satz die Gedankenmauth nicht so leicht. Ein Blick auf die lebendige Umgebung verbietet die unbedingte Beistimmung.

Gobineau's Sentenz ist ein Lebenszeugniß für das türkische Volk. Die Nichtvermischung mit anderen Nationalitäten, diese von Gobineau angepriesene Panacée gegen Völkertod, wird von den Osmanlis so ängstlich gewahrt, daß sie sich nicht einmal zu einem Conubium mit den schiitischen Personen herbeilassen.

Und doch ist nicht alle Welt voll von dem wie als Glaubensartikel hingestellten marasmus senilis der Türkei? Macht man nicht Reisen zum „todtkranken Mann"?

Alle Reinheit des Blutes sammt der gewissenhaften Bewahrung des „eigenthümlichen ethnischen Principes" waren also nicht hinreichend, um das Erscheinen gewisser Brandflecken am türkischen Staatsleibe zu verhindern, Brandflecken, von denen die europäischen Aerzte sagen, daß sie zum Tode seien.

Ich bin nun zwar nicht der Meinung, daß für die Türken die zwölfte Stunde geschlagen hat, und gebe nur zu, daß ihre Macht im Vergleich mit früheren Zeiten gesunken ist, und dieses ist genug, um die Behauptung Gobineau's umzustoßen.

Ich wende mich aber ebenso gegen die europäischen Leichenansager, wenn sie den Untergang des Osmanenreiches nur deshalb für ausgemacht halten, weil die Bestechlichkeit im öffentlichen Dienst an der Tagesordnung ist, weil der Türke von der europäischen Civilisation nur das Schlechte ohne das Gute angenommen habe, weil die Regierung nicht die Kraft habe, auf eigenen Füßen zu stehen.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist das Factum so wahr, als nur irgend Etwas wahr sein kann, und ich erlaube mir Ihnen weiter unten ein ergötzliches Beispiel aus dem Trapezunter Leben zu erzählen. Aber eben so wahr ist es, daß Corruption allein Staaten nicht umbringen kann, sonst müßten Rußland und Spanien längst schon des Todes sein: es ist Versündigung des Privaten, des Einzelnen am Gemeinwesen; schändlich für den, der sich so was zu Schulden kommen läßt, aber wegen gewisser nie ganz zu entfernender Grenzen nicht absolut tödtlich für den Staat.

Nun zum versprochenen Exempel! Im verwichenen Sommer hatte der hiesige Pascha alle Pferde- und Lastthierbesitzer wissen lassen, daß sie ihre Thiere stets zum Gebrauche der Regierung, welche damals viel an Munition und Lebensmitteln zu spediren hatte, bereit halten sollten; eine anderweitige Vermiethung an Private zum Waarentransport wurde von Fall zu Fall an die specielle Bewilligung der Localobrigkeit geknüpft. Daß diese mit Concessionen sparsam war, können Sie sich denken. Unmittelbare Folge davon war ein bedeutendes Steigen des Frachtlohnes und damit zugleich ein fortwährender Reiz zur Hintergehung der Regierung, welche für den Transport ihrer Effecten wenig und das Wenige darüberhin noch in schwer zu realisirenden Cassaanweisungen bezahlte. Saptiehs (Gendarmen) des Pascha durchstreiften Tag und Nacht die Umgegend, um allfällige, ohne Bewilligung abgegangene Karawanen aufzubringen.

Es dauerte nicht lange, so fanden diese Saptiehs, daß es für sie ein ganz einträgliches Geschäft wäre, wenn sie von den Pferdevermiethern oder Waarenversendern für freies Passirenlassen ihrer Transporte ein „kleines" Geldgeschenk nähmen. Hatte nun Einer so einen heimlichen Transport auf der Spur, so theilte er die Nachricht seinen besten Kameraden mit, und zusammen überfielen sie sodann die Karawane, welche für ungehindertes Weiterziehen gebrandschatzt wurde. Um den Fang nicht mit mehreren Saptiehs, als erwünscht war, theilen zu müssen, gab er wohl einem andern seiner Amtsgenossen, der nicht zur intimen Kameradschaft gehörte, einen falschen Wink, so daß der Gefoppte mit seiner engeren Kameradschaft westlich von der Stadt auf die Lauer ging, während die Karawane östlich von derselben über das Gebirge zog.

Da traf es sich einmal, daß Karawanenführer, welche es aufs Ertapptwerden nicht ankommen lassen wollten, schon vor ihrer Abreise aus Trapezunt einigen Saptiehs das nöthige Trinkgeld gegeben hatten, um ungehindert und am hellen Tage fortziehen zu können. Die Karawane setzte sich um zwölf Uhr Mittags vom Stadtplatz aus in Bewegung, und die geschmierten Saptiehs saßen in einem der auf diesem Platze befindlichen Kaffeehäuser, um das auf diese Weise gewonnene Geld zu vertrinken und zu verspielen. Bei großem Durst und Unglück im Spiel — kein Wunder, daß nach einer Viertelstunde die Summe aufgezehrt war. Da ward bald Rath geschafft; eine Karawane geht langsam und kann in einer Viertelstunde nicht viel Vorsprung gewinnen. Also auf und nach! Sie wird glücklich eingeholt und muß noch einmal so viel Lösegeld zahlen als das erste Mal. Die Saptiehs kommen triumphirend zurück und beginnen Spiel und Suff von Neuem. Wenn sie ihre Opfer nicht noch einmal verfolgen, so geschieht es darum nicht, weil nun die Beine den Dienst versagen.

Solche Dinge sind stadtbekannt, Niemand stößt sich daran; man heißt das in türkischer Sprache: kasanmak (gewinnen).

Ich komme nun zum zweiten Punkt: dem schlimmen Einfluß der europäischen Civilisation auf das Türkenthum.

Ich bestreite das Treffende dieses Vorwurfs nicht, wenn man blos Constantinopel vor Augen hat, obwohl es auch dort Ausnahmen gibt.

Wollte man aber diesen Vorwurf auf das ganze türkische Reich ausdehnen, so wäre es ein Fehlschuß.

Wissen Sie auch, daß wir hier in Trapezunt Thür und Thor offen lassen, wenn wir ausgehen; daß die Bäume auf freiem Feld den Bauern zum Aufbewahrungsorte des Maisstrohs dienen, wo es wochenlang dem Luftzug ausgesetzt bleibt, bis es endlich als Streu oder Futter verwendet wird?

Der gemeine Diebstahl ist beim Türken fast unbekannt. Raubanfälle und gewaltsame Einbrüche sind in letzter Zeit freilich auch hier vorgekommen, aber wer waren die Thäter? Ausreißer der Armee von Kars und Tschuruksu, welche der erste unrechte Schritt zum zweiten drängte. Wer unparteiisch die Dinge ansehen will, muß sich nur wundern, daß bei einer so schlaffen Regierung nicht mehrere solche Verbrechen vorkommen.

Ich denke mir oft: wie würde es in den westlichen Ländern aussehen, wenn die öffentlichen Anstalten so Null wären, wie hier im Orient! Da würde wohl kein Eilwagen ohne berittene Bedeckung fahren können!

Daß sich der Muselmann jetzt besser kleidet als vor zwanzig Jahren, daß er sich an den Gebrauch der Gabel beim Essen gewöhnt, daß er auch die Zahnbürste anwendet, wobei man ihm weißmacht, daß die Haare an derselben nicht vom unreinen Schwein, sondern vom Dachs stammen, daß er sogar Wein trinkt — in vino veritas — welcher letztere aber noch bei Weitem nicht

allgemein ist — das wird man doch nicht als Verderbniß der Sitten anschlagen wollen?

Nicht am Volk zehrt der Wurm der Fäulniß, wohl aber an seiner Religion.

Muß es etwa deshalb sterben, weil ihm, um mit Gobineau zu reden, sein ethnisches Element nach und nach abhanden kommt?

Nach der Meinung einer gewissen, vor wenigen Jahren in Schwung gewesenen Philosophie freilich! Aber ich frage, sind etwa die alten Franken unter Chlodwig untergegangen, weil sie das Heidenthum aufgaben; sind die Gothen deshalb verschwunden, weil sie den Arianismus abschworen?

Gilt für Völker in dieser Beziehung ein anderes Gesetz als für das Individuum?

Ist Eingang in die Wahrheit gleichbedeutend mit Eingang in den Tod?

Wer will behaupten, daß eine Christianisirung der Muselmänner unmöglich ist!

Nach menschlicher Anschauung wäre es herzzerreißend, wenn ein Volk von so guten natürlichen Anlagen, von so edlem Charakter für immer von Gott verlassen sein sollte.

Doch hier ist der Punkt, wo alle Conjectur aufhören muß; nur das ist gewiß, daß Gobineau nicht Recht hat.

Der dritte Punkt: daß die türkische Regierung nicht auf eigenen Füßen steht, ist ganz wahr in Constantinopel — verliert aber an seiner Stichhältigkeit in gleichem Maße, als die Entfernung von der Hauptstadt zunimmt. Es ist, als ob sich die Centralregierung und die Statthalter in den Provinzen insgeheim das Wort gegeben hätten, nicht Alles für bare Münze zu nehmen, was als Ferman in die Welt geht. Die Pascha wissen, daß hie und da ein großherrlicher Ferman das Dictat einer fremden Macht ist, und haben keine Eile, dem Wortlaute desselben

nachzukommen. Aber angenommen, daß Alles im weiten türkischen Reich so tanzt, wie man in Constantinopel „freiwillig" oder gezwungen pfeift, so ist das noch kein sicheres Zeichen, daß die letzte Stunde geschlagen. — Es gibt viele Staaten, die kein selbstständiges Leben führen können und doch leben, weil sie Politik und Völkermoral aufrecht erhalten.

Für die Türkei ist dieser Zustand der Unselbstständigkeit vielleicht nur vorübergehend. Eine einzige Maxime, die nicht unmöglich ist, ich meine die Steuerregulirung, würde das Osmanenreich schon um ein Bedeutendes vorwärts bringen. Sie müssen wissen, daß in der Regel Leute, welche leicht zehntausend Piaster Steuer zahlen könnten, nur tausend zahlen.

Zum Schluß fällt mir noch ein, daß in Zeitungen oft geschrieben wird, der Türke wisse gar nicht, was Gemeinsinn sei.

Vor beiläufig einem Monat blieb in Trapezunt in allen Brunnen das Wasser aus. Der Aquäduct war an einem Orte eingestürzt. Hat ihn etwa die Stadt wieder hergestellt? Nein — ein Nachkömmling des Dynasten, welcher diese Wasserleitung gebaut, ließ auf seine Kosten die nöthigen Arbeiten vornehmen, um dieses Werk seines Vorfahren wieder herzustellen. Es kostete ihm wenigstens tausend Gulden in unserem Gelde.

Unter dem türkischen Wust glimmt noch ein guter Funke; ob ihn Gott zur Flamme anblasen wird, weiß ich nicht. Amen!

Auf Wiederschreiben!

Ihr aufrichtiger Freund Schnell.

Baron von Kellersperg an Perthaler.

Prag, 13. Mai 1860.

Hochverehrter Herr Oberlandesgerichtsrath!

Sie werden staunen, von einem ihrer Kampfgenossen auf den Naudischen Feldern wieder ein Lebenszeichen zu erhalten, allein

schon bei meinem kurzen Aufenthalte in Wien drängte es mich, mit Ihnen wieder einmal Ideen auszutauschen, und da es mir dort wegen der Kürze meines Weilens nicht gegönnt war, Sie zu sehen, so will ich Ihnen wenigstens einige Jeremiaden niederschreiben. Denn was könnte jetzt ein Oesterreicher wohl anders als Klagetöne ausstoßen! — Erinnern Sie sich noch des Maitages, als wir vor drei Jahren am Como-See dahinschwammen und in Bellagio und in der Villa Giulia Schäferstunden verlebten? Tempora mutantur! — Damals und jetzt! Der Abstand ist entsetzlich groß und nur leider gar keine Aussicht zum Besserwerden. Wenn man das Conglomerat von Mißgriffen betrachtet, welches seit dem August vorigen Jahres in allen Zweigen der Verwaltung zum Vorschein kam, wenn man die Princip- und Systemlosigkeit der maßgebenden Staatsmänner sich ansieht, so möchte man wirklich die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen. Und wohin diese Leute den durch und durch edlen Monarchen führen! Die Adaptirung von Comitatscongregationen mit dem Obergespan als einzigen und letzten kaiserlichen Beamten in Regierungsbezirken von hundert bis zweihundert Quadratmeilen — denn so groß sind die ungarischen Comitate — führt offenbar bei den historischen Oppositionsgelüsten der Ungarn zur Steuerverweigerung schon in den nächsten Monaten und bald darauf zur Wiedereroberung des Landes. Auch ich bin für die freie Entwicklung der Gemeinde und für die radicale Regenerirung des Organismus mit der möglichst geringen Anzahl besoldeter Beamter, und es wird die Sache sich auch sehr einfach einrichten lassen: allein ohne einen Regierungsmann auf zehn bis zwanzig Quadratmeilen und fünfzig- bis hunderttausend Einwohnern läßt sich absolut nicht regieren. Und ein Staat, welcher dieses Princip aufgibt, hört auf ein Staat, wenigstens ein monarchischer Staat zu sein; denn da ist der

Regierung nicht nur ein Theil der Gesetzgebungsgewalt entzogen, wie bei constitutionellen Formen dieses der Fall ist: sondern da verliert der Monarch die Executive und sinkt zum Schattenbild herab. Und auf diesem Weg ist man, glauben Sie mirs, und die Zukunft, wenn man den bisherigen Weg verfolgt, wird leider zeigen, ob ich nicht wahr ausgesagt habe. Warum räth man dem Monarchen, der sich bereit gezeigt hat, den wichtigsten Theil seiner Macht, die Executive, sich einschränken zu lassen, was, wie ich fest glaube, zum Verderben des Monarchen und des Volkes führt, warum räth man, bei so entgegenkommenden völkerfreundlichen Gesinnungen, nicht lieber die bei weitem unbedeutendere Theilung der Gesetzgebung an in einem Staate wie Oesterreich, wo Kammern auf der conservativsten Basis zur Beruhigung und Unterstützung des Monarchen und zum Wohle und zur besonnenen Entwicklung des Landes wirken könnten; wo bei der in den Völkern tief wurzelnden dynastischen Anhänglichkeit eine Einschränkung des ohnedies mit dem Volke zusammenfallenden kaiserlichen Willens gar nicht stattfinden würde?

Freilich drohen, wie die Lage der Dinge einmal ist, auch hier Gefahren und namentlich fragt es sich, ob das deutsche Element wohl siegen werde? Ich glaube — ja, es muß sich dasselbe Bahn brechen, wenn es vielleicht auch in der ersten Leidenschaft geschlagen würde. Und dann könnte ja die Regierung für dieses Princip durch eine entsprechende Stimmenzahlvertheilung thätig sein. — Viel größer und schaudererregend sind aber anderseits die Gefahren, denen wir auf dem jetzigen Wege entgegen gehen, auf welchem ich den Zerfall der Monarchie mit keiner allzugroßen Unwahrscheinlichkeit voraussehe. — Die ungarische Frage hat bereits Dimensionen angenommen, in welchen sie, wie ich glaube, auf keine andere Weise als durch eine Gesammtverfassung todtgeschlagen werden kann. Wir wissen Alle, was die Ungarn wollen,

ich weiß es aus sechsjähriger persönlicher Erfahrung: mit der gegenwärtigen und nächsten Generation des ungarischen Adels läßt sich nicht pactiren. Er hat zu viel verloren und kann das, was er verloren, unmöglich zurückgewinnen. — Und jetzt der Reichsrath, über den sich freilich Vieles reden ließe. Wer weiß, ob es nicht gut wäre, wenn unser angebeteter Erzherzog die Präsidentschaft übernähme, vielleicht ließe sich dann ein Terrain gewinnen, um darauf fortzubauen. Die Kreuzzeitungspartei Clam-Wolkenstein-Thun-Nostitz-Stockau wird freilich Hemmnisse legen, aber wer weiß, ob diese nicht überwunden werden könnten. Ich halte den Reichsrath jedenfalls für ein günstiges Zeichen der Zeit. — Es wird interessant sein, das Werden dieses Embryos zu beobachten: ich glaube, man soll ihn hegen und pflegen, damit er nicht verkümmere und zu Grunde gehe.

Nun noch zur Notiz, daß ich mich hier recht wohl befinde und wegen nicht bedeutender Geschäfte mich der Geschichte und Sprachstudien widmen kann, was mir sehr angenehm ist. — Und nun die herzlichsten Grüße von

Ihrem ergebenen Diener
E. Kellersperg.

Anton Ritter von Schmerling an Perthaler.

I.

Wien, 27. Februar 1861.

Verehrter Freund!

Erlauben Sie, daß ich an dem Tage, an welchem die uns gegebene Verfassung publicirt wurde, Ihnen, der Sie an diesem Werke einen so entscheidenden Antheil genommen, aus voller

Seele und mit warmem Herzen danke, daß Sie Ihr seltenes Talent mit unbedingter Hingebung und unermüdeter Thätigkeit dieser Schöpfung gewidmet haben.

Ich erkenne dies nicht nur, sondern werde stets dankbar der Zeit gedenken, in der wir Beide vereint unsere Kräfte einer so bedeutenden Aufgabe geweiht haben.

Mit der Versicherung aufrichtiger Verehrung

Ihr ganz ergebenster
Schmerling.

II.

Wien, 1. Jänner 1862.

Beim Schluß des Jahres, das ich unter den denkwürdigsten meines Lebens zählen darf, gedenke ich dankbar jener Freunde, die mich in meinem Berufe zu unterstützen so freundlich waren, und da ist es mir Bedürfniß dafür meinen Dank auszusprechen.

Sie, mein verehrter Freund! zählen zu den Ersten, denen ich den Tribut wahrer Erkenntlichkeit zolle.

Ihr reiches Talent und Ihre staatsmännische Thätigkeit haben Oesterreich große Dienste geleistet, und dies offen anzuerkennen, ist mir eine angenehme Pflicht.

Lassen Sie mich hoffen, daß auch die nächste Zeit Sie bereit finden wird, an unserer Aufgabe so erfolgreich mitzuwirken, als es bisher geschah.

Möge das neue Jahr Ihnen hold sein; dies der aufrichtige Wunsch Ihres
ergebensten
Schmerling.

Druck von Adolf Holzhausen,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker in Wien.

Druck von Adolf Holzhausen,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker in Wien.

Perthaler, Johann <<von>>,

Hans von Perthaler's auserlesene Schriften

Bd.: 1

1883